Doralice.

Doralice.

Ein Familiengemälde aus der Gegenwart

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

„Credo“ ....
(Symb. Apostol.)

Zweiter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1861.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß.

Die Loreley.

„Lesen Sie uns etwas vor, Herr von Friedingen," sagte Frau von Derthal bittend. „Ich kenne gar nichts Gemüthlicheres, als so an einem schönen Sommertag in der Veranda zu sitzen, zu arbeiten, und vorlesen zu hören, besonders wenn der Vorlesende ein angenehmes Organ hat. Ueberdas höre ich Ihre norddeutsche Aussprache so gern."

„Welche Lectüre befehlen Sie?" fragte Conrad.

„Mir einerlei! bestimme wer da will."

„Lesen Sie doch Schillers „Wallenstein!" rief Lord Henry. „Das ist eine der berühmtesten Tragödien Ihres berühmtesten Dichters, und ich kenne sie nicht. Ich möchte wissen, ob er in derselben ein glücklicher Rival von Shakespeares historischen Tragödien ist. Im Don Carlos ist er es nun einmal gewiß nicht! da ist überhaupt nichts Historisches, als die Namen, und diese sind weiter nichts als Puppen, die Schiller, der deutsche Ideolog vom reinsten Wasser, in seiner Manier

ausstaffirt und als Historie dargeboten hat. Sein Philipp II. ist fast noch lächerlicher als Marquis Posa selbst — und das will viel sagen."

„Wir finden Ihren Shakespeare doch manchmal allzu trocken in seinen historischen Tragödien," versetzte Conrad. „Wir Deutsche sind nun einmal schwärmerischen Gemüths und arm an Thaten, und deshalb haben wir Schiller so gern, der Jenes in wunderschönen Phrasen ausspricht und Dieses durch sie verhüllt: er ist unser Organ in dieser Richtung, die er mit einem Schwung verfolgt, mit einem Zauber schmückt, mit einem Glanz überstrahlt, welche sein wundervolles dichterisches Genie beurkunden. Aber ich gebe Ihnen zu, daß er immer und ewig der subjectivistische Schiller bleibt, von einer objectiven Auffassung der Historie keine Ahnung hat, und daß daher manche Charactere unter seiner schönen schwungvollen Feder — Carricaturen werden."

„Zum Beispiel seine Jungfrau von Orleans," sagte Fräulein Crescenze. „Welch' eine hochtrabende, exaltirte, selbstbewußte Figur hat er aus der schlichten, demüthigen, frommen Jeanne d'Arc gemacht!"

„Doch scheint mir die Trilogie des Wallenstein wunderschön, lebendig gruppirt, von jener tragischen Macht, welche Menschen von großen Schicksalen eigen ist, und daher in sich wahr," sagte Conrad. „Der Wallenstein selbst, sein Leben, seine Laufbahn, sein Glück, sein Ruhm, seine Macht, sein Tod — Alles hat

ein gewisses geheimnißvolles Gepräge, als ob die Gestirne, an deren besonderen Einfluß er zu seinem Unheil glaubte, diesen in der That an ihm geübt hätten. Und gerade diesen Punkt, wo der kühne, gewaltige Geist, das Herrschergenie, an das nebulose Nichts seiner Träume stößt und dadurch untergeht, hat Schiller mit hinreißendem Zauber dargestellt."

„Ja," sagte Fräulein Crescenze, „das versteht er meisterhaft und das wiederholt sich auch in allen seinen Hauptfiguren: große Geister, schöne Seelen, die an ihren Träumen zu Grunde gehen. Es waren gleichsam Spiegelbilder seines eigenen Wesens. Auch sein Genie bleibt im Bereich der Nebel."

„Was ein Dichter leisten kann ohne Glauben, Hoffnung und Liebe, das hat Schiller gewiß geleistet," sagte Doralice.

„Nun .... und mit ihnen? wer?" rief Conrad.

„Vielleicht muß er noch geboren werden .... vielleicht liegt er jetzt in der Wiege," sagte sie. „Aber das steht fest bei mir: Deutschland hat seinen größten Dichter noch nicht gehabt."

„Ah!" rief Lord Henry mit einem Anflug von Spott, „Schiller und Göthe waren ja nicht katholisch!"

„Richtig!" sagte Doralice gelassen, „und die Folge davon war die: sie wurzelten nicht in Deutschlands großen Traditionen, ihrem Genie fehlte der nährende

Lebensstrom, der den Dichter in Wechselverbindung mit dem Geist eines Volkes, welches eine Vergangenheit von einem Jahrtausend hat, beseelend erhält. Schiller und Göthe blickten auf Deutschlands große Zeit verächtlich herab. Sie waren die Blüthe des philosophischen achtzehnten Jahrhunderts und kannten und verstanden nur dieses und dessen Forderungen. Die Welt, die Zeit, das Leben, die Geschichte fing mit ihnen und ihrer Epoche an, ging gleichsam aus ihrer Individualität hervor. Das mag genug seyn für das achtzehnte Jahrhundert; aber für Deutschland ist es bei Weitem nicht genug, denn dies achtzehnte Jahrhundert ist viel eher seine Schmach, als seine Krone, ist eine Zeit des Unheils und des Verfalls, das unsere gegenwärtige Misere durch seine sklavische Marklosigkeit vorbereitet hat. Sollten einst für Deutschland bessere Tage kommen, so geht aus den Stürmen, welche sie bringen werden, vielleicht auch Deutschlands größter Dichter hervor."

„Sie behaupten ja immer, Ihre Heiligen wären immense Genies," sagte Lord Henry; „noch vor Kurzem behaupteten Sie das von Ihrer Hildegard. Nun, weshalb leisten die nichts auf dem Gebiete der Kunst? die Kunst ist auch eine Verherrlichung Gottes."

„Die Heiligen sind Genies im Lieben, bester Henry," entgegnete Doralice; „ihre Schöpfungen sind Thaten der Liebe Gottes und ihre besten Kräfte verwenden sie, nicht um Verse zu machen und um Bilder zu malen,

sondern um ihre Seele nach dem göttlichen Ebenbilde umzuformen."

„Das ist doch nur etwas ganz Individuelles, was sonst keinem Menschen zu gut kommt! ganz egoistisch ist es!" rief er.

„Bester Henry," sagte sie lachend, „ein einziger solcher Mensch, den Sie egoistisch und den wir heilig nennen, thut mehr zur Verherrlichung Gottes und für das Glück der Menschheit, als je Schiller, Göthe, Shakespeare und wer mit ihnen in einer Reihe steht, gethan haben und thun können."

„Halten Sie ein, Doralice! Schiller und Göthe gebe ich Ihnen preis .... Shakespeare aber nimmermehr! Diese Bilder der Menschheit, diese Schicksale der Völker, dieser ewige und gleichsam zu Recht bestehende Kampf des Menschen um sein höchstes Gut, sein Glück, dies Sturmlaufen der Leidenschaften nach ihrem Siegespreis und ihre Besiegung .... durch ihr eigenes Uebermaß; diese Verschwisterung von Niederträchtigkeit und von Größe in einer und derselben menschlichen Brust; dieser heitere Scherz über all' die Flittergoldkronen und Purpurfetzen, mit denen der Erdenwurm sich groß dünkt; diese unendliche Mannigfaltigkeit der Charactere, der Verwickelungen, der Situationen; — diese ungeheueren Weltanschauungen; diese Fülle und Tiefe der Gedanken — Doralice, damit kann man die Erziehung der Menschheit machen!"

„Ich dachte, das sei die Aufgabe der Religion," warf sie ein.

„An solchen Lehren und Beispielen, in lebendigen Bildern dargestellt, entwickelt sich der Mensch ganz anders, als an Kanzelvorträgen."

„Der Meinung bin auch ich!" sagte sie lächelnd.

„Es ist nicht nur Englands Geschichte, sondern die der Welt und des Einzelnen, welche sich in großartigen Gruppen, kühnen Umrissen und reizenden Scenen vor uns entfaltet, und die Bekanntschaft mit dieser allgemeinen Geschichte ist ein gewaltiges Mittel der Bildung und Erziehung. Man kann die höchste Lebensweisheit aus Shakespeare lernen und klug und gut werden, wenn man täglich eine von seinen Tragödien sieht."

„Lieber Henry," sagte Fräulein Crescenze mild, „allen Respect vor Ihrem Shakespeare — aber wer ist denn je durch Sehen gut geworden?"

„Und wer kann sagen, daß er nicht den Antrieb zum Guten und die Liebe zum Schönen aus diesem großen Genie geschöpft habe? — gewiß nur der, der ihn nicht kennt! Doralice aber kennt ihn" . . . . —

„Und hat manche Thräne bei ihm geweint und manche schöne Stunde durch ihn gehabt," setzte sie hinzu.

„O Sie Undankbare! und doch verläugnen Sie ihn."

„Gar nicht! aber was hat der liebe Gott und was die Menschheit von meinen schönen Stunden und meinen Thränen? wo ist da die Verherrlichung Gottes, von

der Sie sprachen? Zeigen Sie mir eine einzige Person in England — nein, in der ganzen gebildeten Welt, die dadurch, daß sie Romeo und Julia sah, zum Entschluß gekommen ist, sich nie von der Leidenschaft beherrschen zu lassen; einen einzigen Eifersüchtigen, der durch den Othello curirt wäre; einen einzigen Ehrgeizigen, den Richard III. bekehrt hätte: dann will ich schweigen. Aber ganz aufgeregt, ganz ergriffen, ganz erschüttert, in Sympathie zerschmelzend, in den Leidenschaften nur das tragische Element wahrnehmend, nicht das sündhafte, berauscht vom Zauber der Poesie und von der Kunst der Darsteller: so kommt man zurück und ich meines Theils muß bekennen, daß ich mich dadurch in meinem innersten Wesen viel mehr zerrissen, als gestählt gefunden habe."

„Jetzt aber werden Sie so gütig sein, uns einen von Ihren genialen Heiligen zu nennen, dessen Wirksamkeit schöpferisch in das Heil der Welt hineingegriffen hat, und den wollen wir dann vor unser Forum ziehen und beurtheilen," sagte Lord Henry.

„Der heilige Vincenz von Paulo," erwiederte Doralice, „ein armer Bauerknabe, der mit nichts als mit seinem Herzen eine Legion von opferwilligen Seelen, Männer und Frauen, in's Leben gerufen hat, die seit drittehalb Jahrhunderten alle Wunden am Leibe der Menschheit, physische und sittliche, zu verbinden und zu heilen sucht — und die überall zu finden ist, wo es Elend

und Verlassenheit gibt, in Spitälern, Gefängnissen, Kinder- und Armenhäusern, Missionen und Schulen — in unserem und in fernen Welttheilen."

„Als er das Findelhaus in Paris eingerichtet hatte," sagte Miß Dundee, „bemerkte man, daß die Zahl der ausgesetzten Kinder zunehme."

„Sie sind eine schöne Seele, Miß Dundee," sagte Lord Henry trocken; „Ihre Bemerkung ist lauter wie Gold und bewirkt, daß ich nicht so über diesen Vincenz herfalle, wie ich es vielleicht grundsätzlich thun müßte. Freunde dürfen allenfalls einem Barmherzigen eine gewisse Ueberschwänglichkeit seiner Tugend vorwerfen; doch Gegner nicht. Bei ihnen klingt es wie Neid. Der barmherzige Mensch besitzt gerade in seiner Ueberschwänglichkeit eine schöne Aehnlichkeit mit Gott selbst, der „„die Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse, und regnen läßt für Gerechte und Ungerechte,"" wie es in der Bibel heißt, Miß Dundee."

„Ihr Herz ist Gold, Henry," sagte Doralice freundlich und reichte ihm die Hand.

„Nur schade, daß es mit allerhand schlechtem Metall zusammenhängt; nicht wahr, Doralice?" sagte er.

„Gott wird es schon in den Schmelztiegel nehmen," erwiederte sie.

„Bitte sehr .... ich habe ganz genug!" rief er; „lassen Sie Sich nicht einfallen, Gott um so etwas für mich zu bitten! Sie wären im Stande es zu thun .... und er könnte Sie am Ende erhören!"

„So bitten Sie dagegen," erwiederte Doralice heiter; „dann wird es sich zeigen, wer von uns es besser versteht."

„Mit Ihnen allein wollt' ich es allenfalls noch aufnehmen, aber Sie haben immer Ihren ganzen katholischen Apparat, Ihre Kirche, Ihre Heiligen, hinter sich. Da könnt' ich von der Masse erdrückt werden."

„Wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen!" sagte Miß Dundee salbungsvoll. „An diesen Spruch in der Bibel müssen Sie denken, Mylord. Dagegen vermag Satan und sein Anhang nichts."

„Richtig, Miß Dundee. Ist also der Herr bereit, zwei oder drei frommen Seelen beizustehen, die liebend und andächtig seine Gnade anrufen, um wie viel mehr wird die gläubige Liebe von zwanzig, von hundert, von Millionen Seelen unwiderstehlich für ihn sein;" erwiederte Lord Henry sehr verstimmt über diese Bundesgenossin.

„Sie sind ja in bewundernswerth aufrichtiger Laune, bester Henry," sagte Fräulein Crescenze.

„Das bin ich immer, liebe Tante! was ich sage, kann falsch sein, aber für mich ist es immer wahr."

„Immer, lieber Henry?"

„Nun ja .... es laufen wohl auch kleine Selbsttäuschungen zwischen durch, die nicht ganz unfreiwillig sind .... oder Parteiansichten, die man ehrenhalber zu vertheidigen hat .... aber solche haarspaltende Schattirungen thun im Ganzen der Farbe keinen Eintrag; — sie ist dennoch ächt."

„Sie sind beneidenswerth, wenn Sie das von Sich behaupten dürfen, Mylord!“ sagte Conrad. „Mir scheint, daß der Mensch nur allzuviel eine bewußte Comödie mit sich selbst und mit Anderen spiele. Mein Gott, welche schöne Worte hat er für niedrige Instincte, für gemeine Neigungen, für böse Leidenschaften, um sie mehr noch vor sich selbst, als vor Anderen zu entschuldigen! welche Ehrlosigkeiten begeht er aus Menschenfurcht: er nennt sie Rücksichten! mit welcher egoistischen Härte verfolgt er seine Zwecke: er nennt sie Beharrlichkeit. Wie sucht er sich auszubreiten, vorzudrängen, im Wohlbehagen festzusetzen, und streift es auch etwas das Recht Anderer — mein Gott, er thut's für die Seinen, die Nächsten! Ist er geizig? — er erwirbt für die Seinen! ist er verschwenderisch? — er hält den Glanz der Familie aufrecht. Ist er ehrsüchtig? — er strebt für sie nach hohen Dingen. Ihm graut vor der Vertretung gewisser Ansichten, die er vielleicht gar nicht, vielleicht nur halb billigt, und er vertritt sie doch, denn es sind die Ansichten des Standes, der Partei, wozu er gehört: da mag er sich nicht ausschließen. Wie oft ist seine Liebe zum Vaterlande, dem größten Bestandtheil nach, nichts als Selbstsucht, die sich in etwas weiten Schranken bewegt! wie oft ist persönliche Eitelkeit, die ihre Befriedigung sucht oder ihre Verwundung rächen will, die Triebfeder seiner Handlungen! wie oft seufzt er heimlich, wenn man ihm Bei-

fall klatscht; und wie oft, wenn man ihn beneidet und dennoch möchte er Beifall und Neid um keinen Preis entbehren! Er hängt sein Herz daran, dies oder jenes Ziel, diese oder jene Befriedigung zu erreichen; er erreicht sie; er hält sie fest; und siehe, ganz leise ist sein Herz hinweg geschlichen und mit heimlichem Schauder muß er sich selbst fragen: Aber dies ersehnte Ziel — ist es mir nicht fürchterlich zur Last? dies Glück — langweilt es mich nicht? dieser erkämpfte Sieg — erscheint er mir nicht als eine harte Niederlage? Und möge er es noch so entschieden vor sich selbst bejahen: nach der Seite der Welt hin darf er es nicht eingestehen. Seine Ehre ist verpfändet, und der Mensch, der sich zweifelhaft fragt: Bin ich denn treu in meinem Beruf, auf meinem Platz, bei meiner Pflicht . . . . ein guter Sohn, Gatte, Vater, Bruder oder Freund? und der sich darüber ein höchst unvollkommenes Zeugniß ausstellt, wird Worte im Munde führen, die von Liebe, Treue, Opfer und Hingebung überfließen. Wo bleibt da die innere Wahrhaftigkeit, die unverfälschte, ächte Characterfarbe? Nochmals preise ich Sie glücklich, Mylord, wenn Sie in allen Verhältnissen ungetrübt den Einklang bewahrt haben, der nur da bestehen kann, wo Pflicht und Neigung, wo Ziel und Wege genau übereinstimmen; und von welchem Sterblichen ließe sich das behaupten! Wir sind in allen Dingen der Täuschung unterworfen; am meisten jedoch . . . . über uns selbst."

„Herr von Friedingen," sagte Fräulein Crescenze mit liebevollem Mitleid in ihren guten Augen, „Henry sagte vorhin, Doralice habe bei jeder Gelegenheit den ganzen Apparat ihrer Kirche hinter sich und der stelle sie sicher. Es geht mir auch so. Ich kann Ihnen gleich ein Mittel angeben, durch welches, wenn Sie es redlich und beharrlich anwenden, ein guter Theil jenes Comödienspiels, das der Mensch mit sich selbst und mit Anderen treibt, aufgehoben wird. Ich möchte es auch an Henry empfehlen und fürchte nur" . . . .'—

„Ohne Umstände, liebe Tante!" rief Lord Henry, „sagen Sie Ihr Mittel! ein Amulet gegen allerhand Täuschungen ist von Niemand zu verachten."

„Wohlan, ich sage es!" erwiederte sie: „Machen Sie an jedem Abend eine Gewissenserforschung vor Gott über Ihre Fehler, bösen Neigungen, Versuchungen und Leidenschaften, und klagen Sie Sich in jeder Woche demüthig und reuig derselben in der Beicht an: so werden Sie mit der Zeit Riesenfortschritte in der Selbsterkenntniß und in der Erziehung Ihrer Seele machen. Ihr Wille wird mehr und mehr geläutert und dadurch gekräftigt, die Schwankungen der wandelbaren Neigungen im Zaume zu halten und sich auf die Ausübung seiner Pflicht zu richten. Die Uebereinstimmung zwischen Sollen und Wollen ist ein reiner und ächter Einklang; wo er herrscht, ist Friede und Wahrheit; und Gott hat es in seiner großen Barmherzigkeit so einge-

richtet, daß sich an die Ausübung unserer schwersten Pflichten die Entfaltung unserer höchsten Liebe knüpft. Dadurch werden dem Herzen, das noch vor Kurzem in Irrthum, Täuschung und Verkehrtheit befangen, ein Spielball innerer Stürme war, große Tugenden möglich, und was dann noch übrig bleibt an Armseligkeit und Schwäche, an Gebrechlichkeit der Natur und Niedrigkeit des Instinctes, das nehme es als heilsame Mahnung an die Ferse des Achilles hin, und schöpfe daraus ein Palliativ gegen die Selbstüberschätzung."

„Sic itur ad astra!" rief Lord Henry; „ja, liebe Tante, so geht man zu den Sternen und ich bin mit Allem einverstanden, was Sie sagten, natürlich abgerechnet . . . . die Ohrenbeicht."

„Ohrenbeicht! horror!" rief Miß Dundee mit einem Ausdruck, als sei die Decenz in empörender Weise verletzt worden.

„Das heißt, Sie wollen die Frucht ohne den Baum, auf welchem sie wächst," sagte Fräulein Crescenze. „In der Ordnung der Gnade sind aber beide unzertrennlich; da erntet der Mensch nur das, was er mühsam im Schweiß seines Angesichtes, zuweilen im Blutschweiß, gesäet hat. Wir können von Natur einen offenen und aufrichtigen Character haben — gewiß eine schöne Eigenschaft! — und dennoch in den furchtbarsten Irrthümern und Täuschungen über uns selbst und die ganze Bestimmung von Welt und Leben befangen sein. Aber wahr

sind wir nur, wenn wir unser Leben und Wesen im Licht des Glaubens ordnen. Zu dieser inneren Wahrhaftigkeit verhilft uns die Selbsterkenntniß. Selbsterkenntniß ist ein wesentliches Stück unserer Seelenerziehung und diese wird nirgends so fein, so scharf, so genau gemacht, als durch die Gnade Gottes im Sacrament der Buße. Da hört die Comödie auf."

„Aber hernach fängt sie wieder an, liebe Tante."

„Ja, es kommen Rückfälle, häufige, schwere. Mit einem einmaligen guten Vorsatz ist die böse Natur nicht überwunden und ohne beharrlichen Kampf gibt es keine Tugend. Darum habe ich gesagt, was an jedem Abend und in jeder Woche zu thun sei. Versuchen Sie es und nach zehn Jahren werden Sie ganz gewiß große Fortschritte in der Selbsterkenntniß, dem Fundament aller Tugenden, gemacht haben."

„In zehn Jahren! welche himmlische Geduld gehört zu einer solchen Beharrlichkeit!" rief Lord Henry.

„Und wenn ich sie geübt habe," sagte Conrad, „so habe ich auch weiter nichts, als dies Bewußtsein, aus dem eine gewisse stolze Befriedigung entspringt. Ist der Lohn genügend für solche Arbeit?"

Fräulein Crescenze machte schweigend eine verneinende Bewegung. Ihr fehlte die Antwort. Was sollte sie einem Menschen antworten, dem das Leben für Gott, mit Gott, in Gott — dem das Leben der himmlischen Liebe ein unentdeckter Stern war? — Mit demselben

schmerzlichen Gefühl schwieg auch Doralice. Lord Henry nahm aber seinen früheren Gedanken wieder auf und sagte:

„Ich muß doch zurückkommen auf meine Frage: warum ist das katholische Genie so selten?"

„Wären Sie nicht behaftet mit der Krankheit der Neuzeit, die, wie ich vorhin sagte, die Welt-, also auch die Kunstgeschichte mit ihrer Epoche beginnt: so würden Sie nicht so fragen," rief Doralice. „Von den Goldgruben des katholischen Genies zehrt die Gegenwart. Gehen Sie dem Beginn aller Cultur auf christlichem Boden nach; wo fängt sie an? da, wo die Kirche anfängt, die socialen Verhältnisse zu lichten und dem unüberwindlichen Drang des gesitteten Menschen, das Leben zu ordnen, zu regeln und zu schmücken, die Richtung zu geben. Ein ganz ungeheueres Genie, freilich nicht mit der Schreibfeder und dem Malerpinsel, sondern mit Scepter und Schwert, vielleicht in seiner Art das größte der ganzen Welt, und katholisch bis in's Mark hinein, steht auf der Grenze jener Zeit: Kaiser Carl der Große."

„Allerdings.... das Genie des Herrschers in merkwürdiger Vollkommenheit: organisirend, schaffend, gestaltend, mit Adlerblick, um das Nothwendige zu erkennen, mit Riesenarm, um es herbei zu führen, möge es einen Meierhof oder die Kaiserkrone des Abendlandes betreffen," sagte Conrad.

„England hat etwas Aehnliches in König Alfred," sagte Lord Henry mit Selbstgefühl.

„Richtig!" sagte Doralice. „All diese Herrscher und Gesetzgeber, die den Völkern ein Fundament für ihre geordnete und dauernde Entwickelung gaben, waren katholisch. Sie dachten an die Zukunft und daher hatten sie und ihr Werk eine Zukunft; das ist auch ein Probirstein des Genies! Sehen Sie Sich um in der Gegenwart: was heute gesetzgebert wird, wird morgen fortrevolutionirt! . . . . so tief ist die menschliche Intelligenz gesunken, weil sie nicht mehr bis in's Mark hinein katholisch, d. h. christlich ist. Als sie es war — o mit welchen wundervollen Offenbarungen der ewigen Schönheit, der ewigen Wahrheit, der ewigen Harmonie wurde die Menschheit begnadet! Nur ein Träger dieser Begnadigung ist das Genie; auch in der Ordnung der Künste — und nun frage ich Sie, von wem anders sind die Meisterwerke der Baukunst, der Malerei, der Sculptur, als von katholischen Genies? Und die Musik, den Gesang, die Poesie . . . . wer hat sie zur Blüthe, zur Vollendung gebracht? wer hat in ihnen jenen Drang des Menschenherzens, die ewige Schönheit zu schauen, zu verherrlichen und dadurch selig zu sein, so wunderbar ausgehaucht, als das katholische Genie? Die Namen der Männer, welche den Plan zu den alten Domen in Deutschland und England, in Frankreich und Spanien gemacht haben, sind verschollen; aber Eines ist gewiß,

und darauf kommt es an: diese großen Ungenannten waren katholisch: sie lebten und webten, sie zehrten und ernährten sich vom Geist der Kirche. Die alten Malerschulen, aus denen so unvergleichliche Meister hervorgingen, die kölnische, die florentinische, die umbrische Schule — sind ihre Schöpfungen nicht die nach Außen sich entfaltende Blüthe des katholischen Seelenlebens, das unter dem himmlischen Thau und Sonnenlicht der Sacramente sich entwickelt? .... eine Verschmelzung von Demuth und Größe, von Kindlichkeit und Tiefsinn, von Einfalt und Adel, die dem Beschauer ich weiß nicht was für eine Ahnung von himmlischen Dingen, was für eine Sehnsucht nach Gottes Gnade, Frieden und Herrlichkeit, was für ein Verständniß für die Hoheit und Würde des erlösten Menschen in's Herz strahlen! Und die Musik! wenn Palestrina, Allegri und Durante ihre Geisterstimmen erheben, oder wenn Dante's Poesie Sie durch Hölle und Himmel führt, oder wenn Calderon und Lope de Vega den romantisch zauberhaften Reigen ihrer dramatischen Dichtungen an Ihnen vorüberziehen lassen — dann werden Sie nicht länger wähnen, daß das katholische Genie etwas sei, das man bei hellem Tage mit der Laterne suchen müsse."

„Ich staune über Ihre Gelehrsamkeit!" sagte Lord Henry halb spöttisch. „Meine classischen Studien habe ich natürlich gemacht, so gut wie Einer. Aber in die

christliche Kunstgeschichte von sechs bis acht Jahrhunderten kann sich ein Seemann wie ich doch unmöglich vertiefen."

„Und deshalb springt sie für Sie von Sophokles und Homer auf Milton und Shakespeare, geht über auf Schiller und Göthe und ignorirt die Zwischenzeit," setzte Doralice hinzu. „Ich kann Ihnen das auch gar nicht übel nehmen. Sie müssen durchaus die christliche Kunst bis zum sechszehnten Jahrhundert hassen und fliehen."

„Was wird da für ein Paradoxon zum Vorschein kommen!" sagte er mißtrauisch.

„Die christliche Kunst lebt von den Ideen, von den Inspirationen, die aus dem Glauben ihr zuströmen und dieser Glaube ruht auf den Lehren der Kirche. Der zärtliche Cultus der Mutter Gottes, die andächtige Verehrung der lieben Heiligen, die Gnadenfülle der Sacramente in Wundern, in Extasen, die liebende Betrachtung des bitteren Leidens und Sterbens des göttlichen Heilands, mit seinen Wunden, seinen Dornen, seinem Blut, seinen Thränen, die wie eine Passionsblume in das Gemüth des gläubigen Künstlers sich hinein rankt: in diesem Kreise bewegt sich hauptsächlich die christliche Kunst. Nach Ihrer Meinung, lieber Henry, beginnen aber diese Lehren verfälscht zu werden, so wie die Kirche aus den Catacomben und dem blutigen Circus hervorging."

„Nicht gleich .... später .... so allmählig .... als sie die Macht bekam und ehrgeizige Päpste," sagte

Lord Henry etwas verlegen — „da gewann Menschenlehre die Oberhand."

„Ja wohl! so vom fünften Jahrhundert an, und dann crescendo bis zum sechszehnten; ich weiß es!" entgegnete Doralice. „Gerade in dem Jahrtausend der großen Cultur Europa's — die deshalb, versteht sich, auch geläugnet werden muß — gerade da zog sich nach Ihrer Meinung der heilige Geist, dem Christus die Leitung der Kirche anvertraut hat, von ihr zurück und überließ sie ihrem Schicksal — während der unheilige Geist, der sich in den Päpsten incarnirte, von ihr Besitz nahm."

„Richtig! das haben Sie gut aufgefaßt!"

„Die christliche Kunst war also, nach Ihrer Ansicht, eine Blüthe der Kirche, die vom Satan besessen war, und folglich müssen Sie einen heiligen Abscheu vor ihr haben und überhaupt die ganze Sittigung und Bildung der Menschheit in jener Epoche als eine fortwährende Rebellion gegen Gott betrachten. Nicht?"

„Gewissermaßen .... kann man das behaupten," sagte Lord Henry. „Der heilige Geist war mit Denen, die gegen Rom reagirten .... bei den Waldensern, bei Wiklef, bei Huß." ... —

„Ah, er wurde das Privateigenthum Einzelner!" rief Doralice. „Daraus erklärt es sich, daß außerhalb der katholischen Kirche Jedermann an seine Privatoffenbarungen glauben, seinen Privaterleuchtungen folgen darf!"

„So weit die Glaubensregel, das christliche Fundament, unangetastet bleibt — ja!“ sagte Lord Henry.

„Der Geist weht wo er will;“ heißt es in der Bibel,“ bemerkte Miß Dundee.

„Und so könnte er auch einmal Lord Henry's Glaubensregel umwehen; nicht wahr, Miß Dundee?“ fragte Doralice lächelnd.

„Mit Ihnen zu disputiren, Doralice .... das ist eine Seccatur erster Ordnung!“ sagte Lord Henry mit einem tiefen Seufzer.

„Es ist mir immer sehr auffallend gewesen,“ nahm Conrad das Wort, „wie edel die Kunst ist, wenn ihr Ruhepfeiler das katholische Dogma ist, und ich kenne in dieser Beziehung keinen schärferen Gegensatz als die spanische und die holländische Malerschule: Murillo und Velasquez auf der einen Seite, Teniers und Ostade auf der anderen.“

„Diese ewigen Heiligen und Madonnen sind aber entsetzlich ermüdend,“ sagte Lord Henry; „Augen und Geist begehren sich auszuruhen und senken sich mit Behagen auf die naturwahren holländischen Gemälde, wo die Kühe grasen und die Bauern in der Schenke singen und springen, und schöne blonde Damen in sammtnen Pelzjacken ihre weißen Hände nach Kelchgläsern voll goldenem Rheinwein und nach Butterbrod und Häring ausstrecken. Ich möchte mich immer vor solchen Bildern zurechtsetzen und vor Vergnügen innerlich lachen, weil

ein unaussprechliches, aus Ueberfülle der Natur hervorquellendes Wohlbehagen aus ihnen mich anspricht. Salonfähig sind sie aber nicht so recht; das gebe ich zu. Diese Bauernburschen taumeln zu stark und die Bauerndirnen kreischen zu laut — ja, es liegt auf der rosigen Unterlippe der blonden Schönen ein gewisser gastronomischer Ausdruck, der bei dem schönen Geschlecht nicht besonders anziehend ist.“

„Wie geht es aber zu,“ sagte Conrad, „daß Murillo, wenn er auch Figuren und Gruppen aus den untersten Volksclassen malt, nie zu jener bodenlosen Trivialität und bestialischen Ausgelassenheit herabsinkt, welche Grundzüge der Ostade und der Teniers sind?“

„Ich kenne diese verschiedenen Meister zwar nur aus einzelnen Kupferstichen,“ sagte Fräulein Crescenze; „allein ich kann mir den Gegensatz schon erklären. Murillo, der gläubige Katholik, sah im ärmsten Menschen, im Bettelbuben, im alten Weiblein am Küchenheerd, nicht bloß ein Naturwesen, das seinem Instinct oder seiner Neigung in dieser oder jener Richtung freien Lauf läßt, sondern auch ein Geschöpf nach der Ordnung der Gnade, an welchem immer noch eine Spur vom Ebenbild Gottes zu finden ist. Davon hatten jene niederländischen Meister, mögen sie katholisch oder protestantisch gewesen sein, wie es scheint, keine Ahnung! ihr Genie bleibt in der Sphäre des gefallenen Geistes; das Genie des Spaniers erhebt sich und seinen Gegen-

stand zu der Höhe, die das katholische Dogma ihm eröffnet."

„Schon wieder haben Sie den ganzen Apparat Ihrer Kirche hinter sich, beste Tante! Merkwürdig, wie sich der in Alles einmischt! nun muß er sogar den wesentlichen Unterschied zwischen Ostade's Bauern und Murillo's Bettlern hervorheben!" rief Lord Henry.

„Ja," sagte Fräulein Crescenze, „da haben wir einen enormen Vortheil! unserem bischen Verstand, Einsicht, Talent, guten Willen, kommt bei jeder Gelegenheit und für alle Fälle die Gnade und Weisheit unserer heiligen Kirche erleuchtend und maßgebend zu Hülfe .... sei es, daß wir uns in der Tugend oder in der Kunst vervollkommnen wollen."

„Amen!" sagte Frau von Derthal. Sie ließ den Gesprächen ihren Gang, so lange sie lebhaft und mit Theilnahme geführt wurden, und die Meinungen sich nicht allzu scharf bekämpften. Sie sprach wenig mit. Es war ihr angenehmer zuzuhören; sie konnte desto besser den Ideengang jedes Einzelnen verfolgen, um zu rechter Zeit, wenn es nöthig werden sollte, vermittelnd, ausgleichend, abbrechend ihre Stimme zu erheben oder dem Gespräch eine Wendung zu geben. „Wir wandeln so eifrig auf der Bahn der christlichen Vollkommenheit," setzte sie mit ihrem einnehmenden Lächeln hinzu, daß wir sogar erlaubte Freuden zum Opfer bringen und Herrn von Friedingen nicht vorlesen hörten. Jetzt wollen wir

aber den schönen Abend benutzen, um über den Rhein zu fahren und zur Rochuskapelle hinauf zu steigen."

Sie wußte immer bald diese, bald jene Unterhaltung in einfachster Weise vorzuschlagen, und sie verstand das so meisterhaft, daß Jedem zu Sinn war, als habe sie gerade seinen besonderen Wunsch ausgesprochen.

Im Nachen nahm Lord Henry ein Ruder und sagte munter:

„Jetzt sind Sie Alle in meiner Hand! ich schwimme mit Ihnen den Strom hinab und über's Meer nach den Kreideklippen von Dover."

„Ich bitte mich bei der Rochuskapelle auszusetzen," sagte Frau von Derthal in demselben scherzenden Ton.

„Und mich bei Coblenz!" rief Celestine.

„Oho!" sagte Lord Henry, „meine Reisegesellschaft vermindert sich! — Nun, Eulalie, wohin wollen Sie?"

„In's Land meiner Träume .... das ich sehr gern entdecken möchte," erwiederte sie.

„Ich hoffe Ihr Ziel, Herr von Friedingen, liegt nicht innerhalb Eulaliens phantastischer Geographie!"

„Wer weiß, Mylord! .... ich möchte landen am Gestade des Glückes."

„O weh! o weh! mein Ruder bekommt schwierige Aufgaben! — Und Sie, Doralice, wohin wollen Sie?"

„In's ewige Leben, lieber Henry," antwortete Doralice und blickte so klar in sein dunkles, fragendes Auge, daß er es flüchtig senkte und dann sprach;

„Da mein Vorschlag keinen Beifall findet, nehme ich ihn zurück, und erkläre mich auch für die Rochuskapelle mit der Mama .... und mit Doralice für das ewige Leben." — Aber im Herzen dachte er: O könnte ich mit ihr den Strom der Zeit, der dahin führt, hinabgleiten.

Conrad dachte nichts Bestimmtes. Trugen ihn die Wellen des Lebens nicht wirklich dem Gestade des Glücks zu? .... Er ließ sich tragen und schaukeln, und die Gegenwart wurde ihm so groß, so mächtig, so überfluthend, daß die Zukunft mit ihr verschmolz, wie der Strom da oben in dämmernder, silberbläulicher Ferne mit dem Duft des Horizonts zusammenfloß.

„Ich weiß ein Lied," sagte Eulalie, „das kommt mir immer in den Sinn, wenn ich auf dem Rhein im Nachen fahre .... ein Lied von der Loreley — und dabei denke ich an das Land meiner Träume. So heißt es:

Ein Lied von der Loreley.

Die Schifferin wiegt im Nachen,
klar zieht der grüne Rhein,
Der Knabe kommt gegangen,
springt in den Kahn hinein.

„Hinüber, schnell hinüber
zum Fels der Loreley —
Muß sehen sie, muß hören
die wundersame Fey!

Hab' lange ihr gelauschet,
sie hat mir's angethan,
Rasch greife nach dem Ruder,
hinüber lenk' den Kahn!"

Mit nassem Auge rudert
die schöne Schifferin;
„Hast du denn ganz gewendet
von mir hinweg den Sinn?"

„Horch, horch, welch süßes Klingen!
ist's Weh, ist's Wonnelust?
Es will mir schier zerspringen
das Herz in voller Brust!" —

„O traue nicht den Tönen,
nicht ihrem falschen Schmerz!
Das ist der Loreley Weise —
sie hat für dich kein Herz." —

„Was weißt du, Schifferdirne,
von ihrer Huld für mich!
Merk' dir's für alle Tage:
ich hab' kein Herz für dich!"

Er schaut . . . . da winkt sie nieder
mit Augen sonnenklar,
Und singt die Zauberlieder
und strählt das goldne Haar.

„Wie lahm ist heut dein Ruder,
wie breit ist heut der Rhein!
Hörst du wie's klagt, wie's rufet? . . .
mein muß die Loreley sein!“

Jetzt ist erreicht das Ufer,
hell tönt der süße Sang,
Er schwingt sich aus dem Nachen,
er stürmt den Felsenhang.

Durch Dorn und Distel klimmt er,
gelockt vom Zauberton —
Das Lied, das wunderbare,
er hört's ganz nahe schon.

Er achtet nicht der Wunden,
des Blut's an Hand und Fuß,
Er träumt vom seligen Ziele,
er lechzt nach erstem Gruß.

Jetzt steht er auf der Höhe
mit glühendem Angesicht.
„Wo bist du, Loreley, schönste?“
Er sieht, er hört sie nicht.

Da steht er einsam, schauernd,
im letzten Abendschein,
Und einsam fährt und trauernd
die Schifferin auf dem Rhein.

„Ist es nicht hübsch?“ setzte sie zu Conrad gewendet hinzu.

„Wenn Sie es gedichtet haben — gewiß.“

„O nein!“ rief sie; „damit gebe ich mich nicht ab! Mir gefällt es so, weil der Knabe nach der Loreley schaut und horcht, und sich gar nicht um die prosaische Schifferin bekümmert.“

„Prosaisch!“ rief Celestine, die sich fast nie vernehmen ließ, sondern tief versenkt in ihre Gedanken, im Stillen bald mit ihrer Garderobe sich beschäftigte, bald ihre Möbel aufstellte, bald einige Küchenzettel machte, um Roderichs Geschmack zu prüfen und zu studiren. Ihr kam die Schifferin als die einzig Vernünftige in der Gesellschaft vor.

„Sehr prosaisch! sie will rivalisiren mit der Fee, der Nixe .... oder was sie sein mag, der Loreley!“ rief Eulalie — „sie, diese Alltagsfigur von Schifferin!“

„Was hat nun der Knabe davon, daß er ein erreichbares Glück verschmähte und ganz betrübt vor dem unerreichbaren steht?“ fragte Celestine verständig.

„Das möchte ich eben gern wissen,“ sagte Eulalie,

„Es ist ja nur ein Bild aus dem Land Ihrer Träume .... und deshalb gefällt es Ihnen,“ sagte Conrad. „Jeder kann dabei denken, was er will .... und auf seine eigene Hand den Traum von der Erreichbarkeit seines Glücks fortspinnen. Die Loreley ist nur ein Spiegelbild unserer Sehnsucht nach etwas Himmlischem.“

„O nein, Herr von Friedingen,“ sagte Doralice

sanft. „Die Sehnsucht nach dem Himmlischen täuscht uns nicht so, wie die Loreley den Knaben. Sie macht uns gleichgültig gegen die Schifferin — ja! aber sie senkt nicht die betrübende Entmuthigung in unsere Brust, daß wir umsonst Irdisches verlassen haben."

Frau von Derthal spürte immer ein heimliches Zittern, wenn irgend ein Wort fiel, das auf Unterschätzung des irdischen Glückes — und noch dazu in Conrads und Eulaliens Gegenwart! — gedeutet werden konnte. „Die sublime Tochter" — wie sie manchmal so gewiß süßsauer Doralice nannte — ging doch allzuweit. Sie sagte:

„Das irdische Glück zu verklären .... nicht es zu verschmähen — ist unsere Aufgabe."

„Aha!" rief Celestine triumphirend und versenkte sich fortan wieder in Stillschweigen und in Betrachtungen über ihre künftige Hausordnung, die in manchen Punkten anders ausfallen sollte, als im Schlößchen.

„Der Meinung bin ich auch, Mama! nur muß man erst das errungen haben, was uns glücklich macht .... und dabei könnte wohl auch einmal eine täuschende Loreley mitunter laufen," sagte Lord Henry und that einige starke Ruderschläge, denn stromab und stromauf schossen zwei Dampfboote heran und zwischen ihnen hindurch ging die Fahrt.

„Halten Sie sich nicht mit reden auf, Herr, und legen Sie sich an's Ruder .... wir verpassen den

Durchgang sonst," sagte der Schiffmann. „Das eine ist ein Schnellfahrer und wir sind ihm im Wege."

Wie ein Paar riesenhafte Wasservögel mit wehendem grauen Federbusch glitten die Dampfboote pfeilschnell über die Wellen von beiden Seiten an den Nachen heran, und dem einen aus dem Wege zu kommen, ohne sich dem anderen in den Weg zu werfen — schien unmöglich. Lord Henry warf schweigend und behend seinen Rock ab und fing an zu rudern wie der beste Schiffmann. Frau von Derthal erblaßte und umschlang Celestine, die neben ihr saß und die sich ängstlich an sie schmiegte. Ihr gegenüber saßen Doralice, Eulalie und Conrad. Dieser sagte:

„Fürchten Sie nichts! wir kommen durch! nur nicht so ängstlich! „Aber seine Ermunterungen fruchteten wenig, denn die Entfernung der Dampfer vom Nachen nahm mehr und mehr ab.

Frau von Derthal wurde leichenfarben, Celestine fing an zu weinen, Eulalie hatte Lust, dasselbe zu thun. Da hub Doralice gefaßt die Hymne: Ave, maris stella zu singen an — diesen Gruß der Schiffer an den „Stern der Meere," der nie untergeht. Eulalie faßte sich, als sie den frommen Anruf hörte, und obschon ihre Intonation nicht ganz fest und rein war, stimmte sie doch ein. Lord Henry aber schien aus dieser Hymne verdoppelte Kraft zu schöpfen. Er ruderte mit dem Schiffmann um die Wette, daß sich die Ruder bogen, und es

gelang wirklich ihren Anstrengungen, den Nachen glücklich durch die gefährliche Passage zu bringen und im rechten Augenblick den Wasserpfad der beiden Dampfer, einen nach dem anderen zu durchkreuzen. Als es vollbracht war, ließ Lord Henry die Arme sinken und horchte auf die Hymne, während der Schiffmann gemächlich und im Tact des Gesanges weiter ruderte, bis er am Ufer anlegte.

„Da wären wir gerettet aus der Scylla und Charybdis!“ rief Lord Henry, indem er an's Land sprang und den Damen hülfreiche Hand leistete.

„Herr, Sie führen ein gutes Ruder,“ sagte der Schiffmann belobend. „Nur wurden Anfangs zu viel Reden gehalten! so ein Schnellfahrer kommt einem auf den Buckel man weiß nicht wie.“

Frau von Derthal weinte nachträglich einige nervöse Thränen, wie das wohl nach überstandener Angst zuweilen geschieht; da aber Alle um die Wette sie trösteten und beruhigten, so faßte sie sich endlich und überschüttete Henry mit Danksagungen, daß er ihren geliebten Kindern das Leben gerettet habe.

„Gemach! gemach!“ sagte Henry; „so schlimm stand es noch nicht. Ich aber muß Ihnen danken für Ihren Gesang, Doralice. Die friedliche Melodie, der Tact, der Rythmus machten mir die Anstrengung leicht. Was war es nur für ein Lied?“

„Eine Hymne, welche die Kirche zu Ehren der

Mutter Gottes singt, lieber Henry. Dem Drohen feindlicher Mächte der Welt und der Unterwelt gegenüber vergleicht sich die Kirche zuweilen mit dem Schifflein Petri, das vom Sturm gefährlich geschaukelt wird, und seufzt vertrauensvoll zu dem Stern, der die Wolken lichten, das Unwetter zerstreuen, das Meer beschwichtigen soll — zu dem Morgenstern, der die Sonne der Erlösung heraufführt — zur allerseligsten Jungfrau Maria."

„Es liegt eine wundervolle — ich möchte sagen überirdische Poesie in den Anschauungen der katholischen Kirche!" rief Conrad.

„Ja," sagte Doralice lächelnd, „sie schaut höher hinauf als zum Felsen der Loreley."

„Anschauungen?" wiederholte Eulalie fragend. „Anschauungen der katholischen Kirche?" . . .

„Bitte, Herr von Friedingen, erklären Sie doch an Eulalie, was Sie darunter verstehen; ihr ist das Wort ganz fremd," sagte Doralice halb neckend, halb gutmüthig.

„Es bedeutet Ansichten, Fräulein Eulalie, und weiter nichts. Da aber Anschauung großartiger und tiefsinniger klingt, als Ansicht — und da Jeder von uns doch gern so weit, so hoch, so tief wie möglich in das Wesen der Dinge blicken möchte: so sagt man Anschauung," erwiederte Conrad. „Gräfin Doralice gibt mir aber in boshafter Weise zu verstehen, daß die Lehre

der katholischen Kirche über die Jungfrau Maria mehr als eine Ansicht ist."

„Wie Sie so fein auffassen!" sagte Lord Henry. „Ich hätte das nie heraus gehört."

Es war ihm sehr unangenehm, daß Conrad auf solche Ideen einging und dadurch in eine gewisse Harmonie mit Doralice kam. Spielt er Comödie, um ihr zu gefallen? fragte Henry sich heimlich. Macht sie ihn wirklich zum Ueberläufer in's papistische Lager? Ist er ein ächter deutscher Geistes-Cosmopolit, der mit seinem philosophischen Nihilismus die Wahrheit überall und nirgends sieht? .... Und sie! sie mit ihrer klaren Entschiedenheit .... ist sie denn klar über ihn? — Er blieb schweigsam, während sie den Berg hinanstiegen, auf dem die St. Rochuskapelle einsam und hoch wie ein Wartthurm liegt und den heiteren Rheingau überschaut; schweigsam, während die Uebrigen jene leichten Gespräche führten, zu denen die liebliche Abendlandschaft, die verschiedenen Aussichtspunkte, die Bewunderung der mannichfaltigen Bilder, die Freude an der Natur Veranlassung gaben.

Ein Paar Bänke für müde Wallfahrer und Spaziergänger standen umher; man setzte sich. Doralice setzte sich seitwärts auf einen Steinhaufen; da blickte sie stromab und in die Gluth des westlichen Himmels. Sie schob ihren Hut von der Stirn zurück — ein runder, grauer Strohhut mit einer schwarzen Feder, die nun

auf ihre Schulter herabhing und leise im Luftzug zitterte. Das feurige Rosenroth des Sonnenuntergangs warf einen lichten Schein auf ihr schönes, edles Profil. Ihre Lippen waren ein wenig geöffnet, ihr Auge ruhte auf der sinkenden Sonnenkugel, ihre Hände lagen gefaltet auf ihren Knien. Auch sie sprach nicht. Lord Henry fuhr mit der Hand über seine Augen und rief:

„Doralice! sind Sie ein Adler, um so unverwandt in die Sonne schauen zu können, die unsereinen ganz blind macht!?" — Er hatte aber nicht in die Sonne geschaut.

„Sie blendet nicht mehr," sagte Doralice unbefangen und wendete den Kopf zu ihm hin. Durch diese Bewegung glitt ihr Hut herab und hing über ihren Nacken, so daß ihr Haupt mit dem reichen blonden Haar in einem Strom von Licht schwamm.

„O, ich kann versichern .... sie blendet ganz außerordentlich!" erwiederte Lord Henry.

Doralice erhob sich ruhig, verließ ihren Platz und ging bis zum Rand des Bergabhanges vor. Lord Henry rief ihr nach:

„Hüten Sie Sich, Doralice! lassen Sie Sich nicht sehen! die Leute da unten und auf dem Rhein möchten glauben, die Loreley habe ihren berühmten Felsen verlassen und hier ihren Zauberpalast aufgeschlagen. Das würde ja alle Touristen confus machen und wer weiß wie viele Knaben — um mit Eulaliens Gedicht zu spre-

chen! — veranlassen, zur Rochuskapelle hinauf zu stürmen."

„Dem Unglück wollen wir vorbeugen," erwiederte Doralice, „und uns wieder auf den Weg machen. Bis wir hinab, hinüber und nach Hause kommen, ist es ohnehin dunkel."

„Nur heute keine Partie in der Finsterniß!" rief Frau von Derthal; „der Schreck hat mich ganz nervenschwach gemacht." — —

Als sie später am traulichen Theetisch unter den Catalpen saßen, sagte Conrad zu Doralice:

„Erlauben Sie mir, auf Ihrem Flügel das «Ave maris stella» zu versuchen? ich möchte mir die Melodie gern einprägen."

„Das freut mich!" entgegnete Doralice; „und variiren Sie dann das Thema recht schön."

Conrad ging die äußere Treppe zum Altan hinauf, wo Cerberus auf seinem Posten lag, aber ihn ohne Umstände eintreten ließ, und dann in den Salon. Eine Lampe stand auf dem Schreibtisch und verbreitete ein mildes Licht durch das stille freundliche Gemach. Der Abendwind trug den Blumenduft aus dem Garten und die kühlende Luft durch die geöffneten Fenster hinein und streifte über die kleinen Zwergorangenbäume, die in der Blumengruppe zu Füßen der Muttergottes-Statuette ihr kräftiges Laub und eine Fülle von weißen aromatischen Blüthen ausbreiteten. Es nahm sich aus wie

grüne Wellen, in denen sich zarte Sterne spiegelten. Wie das Alles hier zusammenpaßt und in einem Accord so ungemein harmonisch erklingt! dachte Conrad, als er sich an den Flügel setzte, und die Finger über die Tasten und den Blick über das Zimmer gleiten ließ. Wie viel gehört dazu, bis der Mensch zu einer solchen Harmonie gelange, daß er sie, unbewußt und absichtslos, wie die Blume den Wohlgeruch, wie die Lampe das Licht, um sich verbreitet. Welche Kämpfe müssen innerlich gekämpft werden, bevor sich der Mensch in ein solches Gleichgewicht mit seiner Umgebung, seiner Lage, seinem Schicksal bringt! .... schon in den gewöhnlichsten Verhältnissen, welche Kämpfe! wie manche stille Opfer! wie viel heimliche Thränen! — und nun gar da, wo die Verhältnisse reich an Enttäuschung, an Schmerz, an Bitterkeit, an Kränkung — kurz, an Allem reich waren, was dem Menschenherzen weh thut. Und doch ein solcher wunderbarer Friede! .... O ja; sie muß unter dem Einfluß irgend eines wohlthätigen Gestirnes stehen, das für sie die bitteren und salzigen Wellen mit balsamischem Oel übergießt und spiegelklar glättet. — — Und aus den suchenden, unsicheren, fragenden Accorden wickelte sich unter seiner Hand «Ave, maris stella» wie ein Stern aus den Wolken hervor.

Unter den Catalpen verstummte das Gespräch allmälig. Alle lauschten mit Interesse auf Conrad's Vor-

spiel, ob er die Melodie wohl richtig treffen werde, und um so gespannter, als das Vorspiel länger und länger, und zum Ausdruck seiner Gedanken wurde. Daß Lord Henry's Interesse ein sehr wohlwollendes gewesen wäre, läßt sich nicht behaupten. Er verfolgte nur mit äußerster Spannung den Ausdruck von Doralice: eine Wehmuth, die sich bis zum Schmerz steigerte und die von den Uebrigen unbemerkt blieb, weil alle Damen mit Handarbeit beschäftigt waren. Als nun endlich das «Ave maris» aus den Tonverschlingungen auftauchte, klatschte Eulalie in die Hände und rief frohlockend:

„Der Stern ist aufgegangen!"

Doralice aber verbarg ihr Gesicht in beiden Händen und weinte so inbrünstig, daß die Thränen durch ihre schlanken Finger tropften.

„Süße Tochter!" rief Frau von Derthal beängstigt, „wirst Du auch nervenschwach!"

„O nein, liebe Mutter!" sagte Doralice schon wieder gefaßt und ihre Thränen trocknend; „die Nerven sind stark, aber das Herz ist schwach: ich kann es nicht aushalten, daß es einen Menschen gibt, der nichts von der Mutter Gottes weiß! ach, betet für ihn."

„Tröste Dich! er hat sie ja gefunden!" sagte Eulalie.

Frau von Derthal, die ihre besonderen Gründe hatte, um Doralice in ihrem frommen Wunsch unterstützt zu sehen, sagte mit schönem Eifer:

„Gewiß! das wollen wir! es ist uns eine heilige

Pflicht! wie vortrefflich hat er sich für uns in der Angelegenheit mit Roderich benommen! das wird der liebe Gott nicht unbelohnt lassen. Aus dem Instinct für Wahrheit wird er allmälig Erkenntniß der Wahrheit machen."

„Welche Verwirrung der Begriffe, sogar bei der klugen Mama! Rückschritt wird Fortschritt genannt!" sagte Lord Henry bitter und kalt, stand auf, zündete eine Cigarre an, setzte hinzu: „Es wird schon recht herbstlich kühl" — und verschwand in den Schatten der Lindenallee, die er mit langen Schritten durchwanderte.

„Es ist ein Elend mit Henry!" seufzte Eulalie; „nichts bringt ihn so auf, als der arme unschuldige Muttergottescultus!"

„Je nachdem seine Laune ist!" entgegnete Fräulein Crescenze. „Er dauert mich unaussprechlich, weit mehr jetzt, als damals nach Susannens Tod. Er weiß durchaus nicht, was er mit sich anfangen soll."

„Wenn er doch wieder in Dienst träte!" sagte Doralice.

„Und sich in Indien todtschießen ließe, nicht wahr?" rief Henry, der bei seinem Spaziergang wieder in die Nähe der Catalpen gekommen war, aus der Allee herüber.

Sie zuckte schweigend die Achseln, erhob sich, nahm Eulalie unter den Arm und sagte:

„Herr von Friedingen ist am Flügel immer unter

dem Zauberbann der Musik. Komm'! wir wollen ihn erlösen."

„Noch nicht!" rief Frau von Derthal; „er spielt wunderbar schön! aber Doralice, wir Alle wollen in den Salon gehen. Es ist in der That etwas kühl!"

Und sämmtliche Damen brachen auf und ließen sich im Salon nieder, während Conrad fortfuhr, die Melodie in tausend Variationen zu entwickeln und Lord Henry bei seiner zweiten Rückkehr zu den Catalpen den Platz geräumt fand. Der Spaziergang hatte seinen Unmuth etwas beschwichtigt. Ich bin ein Thor, mir ihren Fanatismus so zu Herzen zu nehmen! sprach er zu sich selbst, ganz vergnügt diese überaus passende Larve vor den Ausbruch seines Gefühls nehmen zu können. Weiß Gott, welchen Abgrund von Jammer oder sonstiger Misere sie bei diesem — Musikanten entdeckt haben mag! ich kann froh sein, daß sie nicht über mich so bitterlich weint! .... Ob sie es wohl ganz aufgegeben hat, mich zu bekehren? Ah, welchen Respect muß sie dann vor meinen Grundsätzen bekommen haben! .... Aber was gibt ein Weib auf? das ist eine andere Frage .... und da die Antwort heißt: Nur das, wofür es sich nicht interessirt, so .... — — Und somit warf Lord Henry seine Cigarre fort, denn es schien ihm plötzlich, als stelle er sich mit seiner Schildwachen-Promenade in die Categorie Derjenigen, für welche sich Doralice, trotz all' ihrem Fanatismus, nicht interessiren könne. — Da der

Berg nicht zu Muhamed kam, so ging Muhamed zum Berge, so schloß Lord Henry seine stille Betrachtung, und ich werde diesem weisen Beispiel folgen .... und hinauf gehen. Als er in den Salon trat, neigte Doralice, die der Thür gegenüber saß, leise grüßend ihr Haupt und ihr milder Blick hieß ihn freundlich willkommen. Sie hat aber doch etwas von der Loreley! murmelte Lord Henry für sich; — woraus zu schließen ist, daß Conrad ganz recht hatte zu sagen: die Loreley sei nur ein Spiegelbild der Sehnsucht des Menschenherzens.

Stillleben.

In diesem gemüthlichen, ländlichen Familienleben verstrichen die Tage, die Wochen pfeilgeschwind. Der Sommer war dahin, die Abende wurden lang und kühl, die Witterung ungewiß. Die Blumen entblätterten, das Laub verfärbte sich; von den zarten Catalpen rieselten die Blätter herab, ohne auf Stürme zu warten, wie die kräftigeren Bäume. Der eigenthümliche Herbstgeruch erfüllte die Atmosphäre; er geht aus dem Verwelken und Absterben der Pflanzenwelt hervor, wie der Frühlingsgeruch aus deren Erblühen. Aber Remontanten und Reseda blühten unverdrossen in der hellen Octobersonne, und während die blumigen Schlingpflanzen, welche das untere Geschoß des Schweizerhauses umrankten, abgestorben waren, hatte der wilde Wein sie alle überwuchert mit seinen feurigrothen und kupferfarbenen Blättergewinden, die, im Sonnenschein vom Winde bewegt, wie Flammen das Häuschen umzingelten. Abends aber streckte der Comet seinen leuchtenden Paradiesvogel-

schweif über den Sternenhimmel aus und alle Weinbauern freuten sich der Hoffnung auf eine gesegnete Weinernte. Frau von Derthal auch. Sie hatte große Pläne: sie wollte das Schlößchen gründlich herstellen und ganz neu einrichten. Die Sorgen des materiellen Lebens nahmen in dem Grade ab, als eine Tochter nach der anderen das Elternhaus verließ und die Erziehung der jüngsten als vollendet zu betrachten war; denn Eulalie sprach nunmehr, Dank Miß Dundee, perfect englisch und sehr schlecht französisch, und versprach eine sehr tüchtige Pianistin zu werden. So durfte die Gouvernante mit gutem Gewissen nächsten Frühling entlassen werden und dann wollte sich Frau von Derthal in der Nachmittagssonne ihres Lebens eine recht behagliche Existenz bereiten und ihren lieben Kindern das heimathliche Schlößchen unglaublich angenehm machen. Daß Eulalie nicht lange mehr in demselben verweilen werde, stand fest bei ihr: Conrad hatte nun einmal ganz entschieden einen Platz in der Familie eingenommen, den er behalten mußte.

Conrad lebte allerdings so fort, als ob sein Leben mit dem Schlößchen verwebt sei. Wie lange das so fortgehen werde, wußte er nicht, fragte sich auch nicht darnach. Ein glückseliges Ereigniß werde dermaleinst das Ende desselben sein. Aber wann? . . . . er schloß die Augen vor dem Uebermaß von Glück, das ihm von diesem Ziel entgegen strahlte. Inzwischen brauchte er

die Traubencur, las, spielte auf dem Flügel, übte mit Doralice und Miß Dundee die berühmte Sonate von Bach für drei Piano's ein und fühlte sich zufriedener als je in seiner ganzen Vergangenheit. So blieb er denn beständig in der Wiege seiner Gefühle, über welche zuweilen Streiflichter von Gedanken und Blitze der Vernunft hinweg flogen, als ob sie ihn mahnen wollten, nicht allzu tief in diese weiche, süße Träumerei zu versinken, die keines Menschen Bestimmung hienieden ist. Er sprach viel mit Doralice über die großen Fragen, welche jederzeit, doch vielleicht nie so scharf ausgeprägt als in unserer Gegenwart, die Menschheit bewegen, und welche sich in letzter Instanz in zwei Worten zusammenfassen lassen, welche sowohl für irdische als für himmlische Dinge bezeichnend sind und zwei Festungen bilden, in denen sich die in zwei Heere getrennte Menschheit niederläßt. Diese Worte heißen: Autorität und Revolution. Doralice sagte:

„Ist auf Erden Alles Menschenwerk, Alles Ausgestaltung des individuellen Geistes; ist nichts göttliche Anordnung, und gibt es keine göttliche Autorität für unseren Glauben und unser Leben, durch welche jene höhere Anordnung aufrecht gehalten wird: so ist der ausschweifendste Subjectivismus und folglich auch die Revolution gerechtfertigt; denn diese ist weiter gar nichts, als der Ausbruch einer Masse von subjectivem Haß gegen eine objective Autorität."

Das mußte Conrad wohl oder übel zugeben.

„Sie sind also ein Bundesgenosse der Revolution,“ schloß Doralice.

„Wenn jeder Vorwurf mich so wenig berührte, so wäre ich perfect,“ entgegnete Conrad.

„O Sie verstehen mich sehr gut und wollen mir nur ausweichen!“ rief Doralice. „Sie sind kein französischer Socialist, kein englischer Chartist, kein italienischer Mazzinist — Sie sind auch, wie ich hoffe, kein deutscher Freimaurer; aber Sie hängen durch Ihr Negiren einer göttlichen Autorität mit all diesen Secten der Revolution zusammen und sind ein Beförderer, statt ein Bekämpfer derselben.“

„In dem kleinen Kreise, auf den sich allenfalls mein Einfluß erstreckt,“ erwiederte Conrad, „suche ich nach Kräften conservative Grundsätze zu verbreiten und zu pflegen, so weit das in meinem armen kleinen speciellen Vaterland möglich ist.“

„Wenn conservative Grundsätze abgelöst von dem historischen traditionellen Recht sind, so ereignet es sich oft, daß sie den Absolutismus stützen, und der bereitet immer eine Revolution vor, weil auch er eine Auflehnung gegen göttliche Anordnung ist;“ sagte Doralice. „Der Mensch will nicht bloß im sittlichen, sondern auch im politischen und öffentlichen Leben seine freie Bewegung haben, seine freiwillige Unterwerfung üben, freiwillig sein Opfer bringen, frei seine Rechte vertreten. Gestattet

ihm der Absolutismus des Staatslebens das nicht, welcher nur die Bequemlichkeit und den Vortheil Einzelner auf Kosten Vieler aufrecht hält, so grollt allmälig die Empörung gegen diesen und rächt an ihm seine Empörung gegen göttliche Anordnung. Absolutistische Grundsätze und conservative Grundsätze sind sehr oft sehr feindlich gegen die göttliche Autorität, die das Gesammtleben der Menschheit, Staaten und Nationen, Fürsten und Völker, Familie und Individuen regeln und Jedem innerhalb der Schranken seiner Verpflichtung gegen die Gesammtheit eine edle Freiheit gewähren will, um nach der Tradition seiner Rechtsordnung dieselbe zu vertreten."

„Sie verdienten eine Tochter Englands zu sein, Doralice!" rief Lord Henry mit freudestrahlendem Blick. „Sie begreifen, wie der Mensch durch unser Selfgovernment [1]) — für welches die armen Deutschen nicht einmal ein Wort haben! — gekräftigt, entwickelt und geadelt wird. Das büreaucratische Netz, worin ihr gefangen seid, macht euch zu einem Riesen Gulliver, den die Zwerge bändigen, indem sie ihn vom Hauptthaar bis zum kleinen Zeh mit tausend Fädchen an die Erde binden. Bei solchen Fädchen hält euch eure Büreaucratie und gönnt euch keine andere Bewegung im öffentlichen Leben, als die, welche sie euch durch ihren Mechanismus

---

1) Selbstverwaltung, Selbstregierung.

der schließlich in einem Centralpunkt zusammenläuft, beibringt. Durch dies unwürdige Regiment verkommt ihr, verliert den Gemeinsinn, das Nationalbewußtsein, den politischen Tact, die Ehrfurcht vor dem Gesetz, die Liebe zu den öffentlichen Institutionen, die bereitwillige Anerkennung der bürgerlichen und socialen Ordnung, eure Rechtsanschauungen, eure Rechtsansprüche, eure Rechtserinnerungen — mit einem Wort: die freudige, stolze Anhänglichkeit an das Vaterland, diese Wurzel der Größe eines Volkes und seiner Bürgertugend. Absolutistische Regierungsgewalt bringt an die Stelle des organischen Staatslebens ein mechanisches, und erdrückt jede freie Regung, die aus dem Bewußtsein einer historischen Berechtigung entspringt, durch bureaucratische Einrichtungen. Das Bewußtsein der Omnipotenz, das den Herrscher beseelt, geht, wie das Wasser aus einem weiten Becken in tausend Canäle, so in seine Beamten über, die sich für befugt halten, kraft derselben zu regieren und zu dressiren, unbekümmert um das historische Recht, unantastbarer in ihren Schreibstuben, als die alten Götter in ihrem Olymp. Und das geringste Schreiberlein darf sich mit Recht in dem Tröpflein Omnipotenz, das ihm zufließt, berauschen und baden; denn er gehört ja zu den Regierenden, der großen Masse der Regierten gegenüber. Weil wir weder eine absolutistische Fürstenmacht auf dem Thron, noch büreaucratische Institutionen um denselben haben, darum haben

wir Nationalgeist und den edlen Instinct des gesitteten Menschen: Respect vor dem Gesetz. Ohne sie ist freilich kein Selfgovernment, überhaupt keine bürgerliche und politische Freiheit möglich, sondern nur die Ungebundenheit, welche eine wilde, nomadische Horde genießt; und wenn ich euer Treiben in Deutschland sehe, so will es mir auch immer scheinen, als ob ihr zwischen dem Zustand des Gulliver und dem der wilden Horde hin und her schwanktet."

„Das Selfgovernment, womit Sie so prahlen, Mylord, und welches wir Ihnen so sehr beneiden müssen," sagte Conrad, „ist das ächt germanische Erbtheil, welches England der angelsächsischen Eroberung verdankt. Auch unsere Vorfahren haben nichts gewußt von dem Polizeistaat, der unter absolutistischer Regierungsgewalt und büreaucratischer Beamtengewalt in Deutschland florirt, und der jeden klaren Kopf, jedes kräftige Herz tödtlich anwidern müßte, wenn sie nicht von Kindesbeinen an von den Gulliverfaden der Staatsdressur umgarnt würden, aus welcher sich denn ihre Befähigung, um eine Carriere zu machen, zu entwickeln hat. Damit geht die erste Hälfte des Lebens hin und die Beamtung gibt die Toga virilis. Nun verknöchern die Einen, und die Anderen blasen sich auf; aber noch Andere, Mylord, fühlen so gut wie Sie und wie ich, daß es mit der Actenschreiberei doch nur ein armselig Ding, eine untergeordnete Handthierung, aber mit nich-

ten die Blüthe der gesellschaftlichen Ordnung und der vollkommenen Staatseinrichtung ist. Nun, da sie die Toga virilis besitzen, möchten auch sie lieber in ihrem Kreise und auf ihrem Gebiet das Selfgovernment üben, als Schreibmaschinen sein. Daraus geht viel Mißvergnügen, viel Erbitterung, viel Verstimmung hervor und braut gerade in der Beamtenwelt — ich sehe ab von Literaten und Juden — den grimmigsten Liberalismus, welcher sich nur zum kleinsten Theil durch die Reden in den Kammern Luft verschafft. Gräfin Doralice hat ganz Recht: das absolutistische Prinzip des modernen Staats brütet die Revolution aus."

„Und werden Sie mir auch Recht geben, wenn ich sage, daß es erst in den letzten Jahrhunderten zur Geltung und auf seine Höhe gekommen ist?"

„Unleugbar, Gräfin! Erst da beginnt die Fürstenmacht sich von der Gesammtmasse des Volkes zu trennen, den lebendigen Organismus dieses Körpers mit Haupt und Gliedern — aufzulösen, und in einen Despotismus überzugehen, der sich seine Werkzeuge und seine Stützen in der Büreaucratie und in stehenden Heeren schafft, über welche frühere Jahrhunderte in glücklicher Unwissenheit lebten."

„Man nannte das Fortschritt!" sagte sie.

„O ja," erwiederte Conrad: „Fortschritt in der Lähmung von Deutschlands Leben und Wesen!"

„Als Deutschlands Herz gelähmt war," sagte

Doralice, „da erstarrte von selbst der lebendige Organismus, die einzelnen Glieder fielen auseinander: das war die Folge und die Strafe des Abfalls von der Glaubenseinheit. Dessen Fluch war der Despotismus der Fürsten. Der neuen Lehre vom Evangelium zufolge fielen weltliche und geistliche Macht in einer und derselben Hand zusammen und der jeweilige Regent war Oberhaupt von Staat und Kirche zugleich; er war der Herr über Glaubens- und Gewissensfreiheit jedes Einzelnen in seinem Volk. Wer es so weit gebracht hat, warum sollte der an seiner Omnipotenz in allen übrigen Fächern zweifeln? Die Gewissen beherrschen, lenken, lösen und binden darf nur der arme, machtlose, katholische Priester, der — nachdem er im Namen und als Stellvertreter Gottes im Beichtstuhl mein Richter war und mir himmlischen Lohn oder geistige Strafe verhieß — der dann etwa an meine Thür klopft und demüthig um der Liebe Jesu willen mich bittet, seinem Kirchlein ein Altartuch, seinen Armen etwas Brod zu schenken. Der Hirtenstab ist nicht zu schwer für das zarteste Gewissen. Verbirgt sich aber das Schwert der Gerechtigkeit der weltlichen Macht dahinter: so ist die Reinheit der Beziehung getrübt und irdische Furcht, die der menschlichen Schwäche so nahe liegt, kann das Gewissen betäuben oder fälschen, und ihm die Richtung geben, die der Scepter ihm andeutet. Ist es aber unbeugsam — wohlan, es gibt auch äußere Mittel, die dem fürstlichen Ober-

haupt der Landeskirche zu Gebot stehen, und denen das Individuum sich zu fügen hat. In Deutschland wucherte auf den Trümmern der alten Kirche der Absolutismus, während unter ihnen des Volkes Selbstständigkeit, die mit seinem Selbstbewußtsein Hand in Hand geht, zerschmettert und zerbröckelt wurde, bis es endlich sogar ... seine Selbstachtung verlor."

„Sie müssen aber gestehen, Doralice," sagte Lord Henry, „daß sich die katholischen Fürsten sehr beeifert haben, in diesem Punkt der neuen Lehre zu folgen. Ludwig XIV. hat dermaßen eine Glorie um den Absolutismus verbreitet, daß er für Deutschland ein Ideal ward, dem man nachstreben müsse. Niemand hat sich wohl jemals höher und mächtiger gestellt, als er, da er sein famoses Wort sprach: Der Staat — das bin ich."

„Bester Henry," entgegnete Doralice, „ich läugne durchaus nicht, daß Katholiken, also auch katholische Fürsten, von katholischen Grundsätzen abweichen können und leider! nur zu oft abweichen; durchaus nicht, daß Ludwig XIV., durch eine Menge von Umständen begünstigt, den Absolutismus zu einer Art von blendender Sonne machte. Aber ich behaupte, daß er dessen Höhepunkt nicht erreicht hat, sondern unendlich weit gegen hundert protestantische Fürsten zurückgeblieben ist. Denn obschon er gesagt hat: Der Staat — das bin ich! und obschon er versuchte, das Supremat der gallicanischen Kirche an sich zu reißen — wie Englands Könige

das der anglicanischen — und wie Schwedens Könige das der schwedisch-lutherischen und so fort: so ließ der Papst — als das von Christus eingesetzte Oberhaupt der katholischen Kirche — ihn doch nicht in dem Wahn, daß er Frankreichs Hauptbischof sei; wenn auch der Papst ihn nicht hindern konnte, den königlichen Absolutismus auf die Kirche zu erstrecken. Gerade so ging es auch mit Kaiser Joseph II. und mit Napoleon, welche den Staatsabsolutismus auf die Kirche ausdehnten. Sehen Sie, das ist eben der ungeheure Unterschied: die katholische Lehre sinkt nie zu der heidnischen Auffassung herab, daß der Landesfürst das Oberhaupt der Landeskirche sei — während alle Confessionen, die sich außerhalb der katholischen Kirche befinden, mit unerhörter Servilität jene Auffassung zu der ihren machen, und sich bereitwilligst unter dem Fürstenmantel verkriechen."

„Und dann wagt man zu behaupten, die katholische Kirche bilde Sklavenseelen!" rief Conrad. „Deutschlands Sklaverei beginnt aber gerade mit dem Abfall von ihr — und zwar nicht bloß gerieth es unter den Fürstenabsolutismus, sondern in die Knechtschaft vom Ausland. Ja, es sank so tief, daß es sich mit Fremden, mit Schweden — ja, mit dem ehrgeizigen Erbfeind Frankreich! gegen seine Brüder und seinen heimathlichen Boden zu wüthendem Kriege verband. Daß in Folge derselben ganze Länderstrecken von Deutschland abgerissen wurden, daß Pommern an Schweden, daß Elsaß —

der alte deutsche Wasgau! — an Frankreich kam, es galt ihnen nichts: das Nationalbewußtsein war vergiftet; sie kannten nur noch particularistische Bestrebungen, die auch der Sklave nur kennt. Sie hatten die Einheit verloren."

„Ja, mit der religiösen auch die politische Einheit," sagte Doralice. „Die Willkür ist kurzsichtig. Sie triumphirt einen Augenblick und ahnt nicht, daß sie ihrer Schöpfung bereits selbst das Grab gegraben hat. Als die religiöse Revolution die einzig unwandelbare Autorität verwarf, welche es auf Erden gibt — die übernatürliche Autorität der katholischen Kirche, die allein für Glaubens- und Sittenlehren maßgebend ist: da zog sie ihren Neugestaltungen das Fundament unter den Füßen weg, und rechtfertigte im Voraus — obschon sehr gegen ihren Willen und ihre Absicht — jede Schilderhebung wider dieselben. Sie aber, Herr von Friedingen, glauben ja nicht an jene übernatürliche Autorität, sondern an Ausgestaltung des individuellen Menschengeistes, der in Masse Zeitgeist heißt, die verschiedenen Epochen beherrscht, wie er es eben versteht und zu jeder Zeit seine Geltung und Berechtigung gehabt hat. Es ist also nur Ihr subjectives Gefühl, das sich durch seine eine Richtung mehr als durch die andere angesprochen fühlt, und dies Gefühl kann bei einem Anderen gerade umgekehrt sein; also haben Sie, wie mir scheint, nicht das Recht, eine Epoche, objectiv be-

trachtet, höher zu stellen als eine andere, denn Sie haben nicht den Maßstab der ewigen Wahrheit, nach welchem ihr Fall oder ihre Erhebung zu beurtheilen ist."

„Da sind wir glücklicher!" rief Lord Henry, „wir haben die ewige Wahrheit gerettet und sie bei uns in Sicherheit gebracht."

„Die anglicanische Kirche muß aber bedeutende Risse haben, durch welche die ewige Wahrheit ihr abhanden kommt," entgegnete Doralice; „denn Englands zahlreiche Secten legen sämmtlich Beschlag auf sie."

„Sie ist auch nicht in der anglicanischen Kirche," hub Miß Dundee an, „sie ist in der Bibel."

„Und da redet sie für Miß Dundee als Miß Dundee!" rief Lord Henry erzürnt.

„Das Reich Gottes ist nicht hier und nicht da; siehe, es ist inwendig in euch;" entgegnete die bibelfeste Miß Dundee. „Und der heilige Geist führt uns in alle Wahrheit ein." Das steht geschrieben und daran halte ich mich, Mylord."

„Miß Dundee ist unüberwindlich hinter dem Bollwerk ihres Particularismus, lieber Henry," sagte Doralice lächelnd. „Sie ist sich selbst der heilige Geist! Und warum nicht? Als er seine mystische Braut, die katholische Kirche verließ, flüchtete er sich während tausend Jahre, nach Ihrer Ansicht, in einige äußerst spärlich gesäete Individuen, bis die anglicanische Kirche seiner

habhaft wurde. Miß Dundee lehrt aber: Mit nichten! er setzt sein Lehramt unmittelbar in jedem einzelnen Bibelleser fort."

„Mit solchen Behauptungen gründet man aberwitzige Conventikel voll Ausgeburten wilder Schwärmerei!" rief Lord Henry; „oder man geräth in baaren Unglauben, in einen gewissen absurden Atheismus! Wird der heilige Geist so vermenschlicht, daß mir meine Ansicht als seine Einsprache gilt, so kann ich auch einen Schritt weiter gehen und den Erlöser mit mir identificiren; ja, vielleicht könnte ich es dahin bringen, mich zu meinem eigenen Schöpfer zu machen, worauf mir denn freilich nichts übrig bliebe, als in's Narrenhaus zu spazieren."

Und er versenkte sich in die Tiefe eines geräumigen Lehnstuhls und hinter die spanische Wand der „Times," um sich gegen die Uebergriffe der Conventikel auf dem Boden der „establishd church" zu verschanzen. Conrad sagte zu Doralice mit einem Blick auf Lord Henry:

„Der Beneidenswerthe! er scheint sich nie um die neue deutsche Philosophie bekümmert zu haben, die so kühn jene Schritte macht."

„Wer hat denn Sie dazu veranlaßt?" fragte sie.

„Die namenlosen Schwankungen meines Verstandes, der überall einen Haltpunkt, und die gräßliche Oede meines Herzens, die überall einen Gegenstand suchten

und nirgends fanden; mit einem Wort, der gänzliche Mangel einer höheren Autorität, auf die ich mich bei meinem Forschen und Fragen hätte zurückziehen, mich an sie lehnen und auf ihr ruhen dürfen," erwiederte Conrad. „Sie haben keine Ahnung davon, wie ein Mensch umher geschleudert wird, wonach er rennt und hascht, wie er sich abmattet und wieder aufstachelt, wie er zeitweise von einem erträumten Fund zehrt, wie er ihn mit Trauer oder Verachtung wieder fallen läßt, was er versucht, was er combinirt, wenn ihm nichts Göttlichgegebenes zum Ausgangs- und Endpunkt dient. Er irrt umher, wie der Wanderer, der in der Wüste den Luftspiegelungen nachzieht, die nichts als täuschende Wirkungen von gewissen Licht- und Luftbesonderheiten sind und in Dunst vergehen, während sie ihn am fernen Horizont als Gärten und Paläste, als große Städte, als Schiffe und Ströme anlocken und äffen. Der Eine wird mehr äußerlich umher geschleudert und angetrieben, in der Welt der Erscheinungen nach festem Grund zu suchen, und findet statt dessen .... einen Abgrund. Der Andere sucht und wühlt mehr nach Innen, in der Welt der Gedanken, und gelangt da an das Faß der Danaïden, in welches alle Systeme, welche je der menschliche Geist ersonnen und ausgesponnen hat, hinein- und wieder herausfließen; das ist: ihr Mangel an Dauer. Es gibt auch freilich noch eine dritte Menschensorte .... und die hält sich in harmloser Oberflächlichkeit, verliert

sich nicht zu tief in die Welt der Erscheinungen und befaßt sich so wenig wie möglich mit der Gedankenwelt; aber eine Axe, um die sein Leben sich bewegt, die weder biegt noch bricht, die ihm Stich und Farbe hält — die hat auch ein solcher harmloser Mensch nicht, wenn er sie nicht von einer göttlichen Autorität .... und zwar schon in der Wiege empfängt. Später — ist es zu spät! Der Glaube ist eine Art von himmlischer Kindheit der Seele. Ist diese Kindheit verloren, so findet man sie nie wieder."

„Da irren Sie gründlich!" rief Doralice. „Der Glaube ist etwas ganz Anderes als ein lebhafter Instinct und als ein frommes Gefühl! er ist eine Gnadengabe und eine Tugend, bei der ein geheiligter Wille thätig ist."

Conrad lächelte wehmüthig; er wollte nicht sagen, daß diese Worte für ihn keinen Sinn hätten. „Für den Menschen, der diese Tugend nicht besitzt," erwiederte er, „ist das Leben ein Räthsel, welches in diesem irdischen Abschnitt unseres Daseins keine Lösung findet. Ist man zu dieser Erkenntniß gekommen, so wird man nach und nach ruhig. Man gibt es auf, am Ufer des Stromes der Zeit dahin zu rennen, um den Punkt zu suchen, wo er in die Ewigkeit mündet. Man setzt sich nieder am Ufer und läßt ihn vorüber rauschen."

„Man ist gelähmt im Herzen!" rief Doralice.

„Nennen Sie Verzicht — Lähmung?"

„Verzicht auf Erkenntniß der Wahrheit — d. h. der ewigen Schönheit und der ewigen Liebe . . . . ja, das ist eine so fürchterliche Lähmung des Herzens, daß man sie einen Tod nennen könnte."

„Ah, von der Liebe habe ich nicht gesprochen," sagte Conrad lebhaft; „die liegt in einer anderen Sphäre."

„Sie trennen Unzertrennliches, Herr von Friedingen," erwiederte Doralice. „Erkenntniß der ewigen Wahrheit ist nichts Anderes als Erkenntniß der göttlichen Liebe: das lehrt die christliche Offenbarung. . . . und die gilt auch Ihnen! und die haben auch Sie mit derjenigen Kraft Ihrer Intelligenz zu erfassen, welche zu diesem Zweck Ihrem geistigen Wesen verliehen ist: mit dem Glauben."

„So lehrt Ihre Kirche, gnädige Gräfin, die für Sie eine göttliche Autorität ist. . . . doch nicht für mich. Ich muß mich nun einmal entschließen, in meinem Subjectivismus mein kleines Leben auszuleben, obschon ich es für ein ungeheures Glück erachte, daß Andere eine Offenbarung besitzen, welche ihnen durch eine objective, in göttlicher Unerschütterlichkeit wurzelnde Autorität, als göttliche Wahrheit garantirt wird."

„Das gestehen Sie ein?" rief Doralice erfreut. „Nun, dann ist es doch gewiß eines Versuches werth, ob dies Glück nicht auch Ihnen erreichbar wäre."

„Der Versuch, Gräfin . . . der ist es eben, der mich

abschreckt! Ich habe schon so viel versucht, daß ich nicht mehr kann und nicht mehr mag."

„Die Enttäuschung wäre auch zu stark," sagte Miß Dundee, „wenn Sie im Papismus auf den Strand liefen! Aber Sie sollten in der Bibel lesen, die das Band unserer Seele zu Gott knüpft. Dann werden Sie schon das Wehen des heiligen Geistes verspüren, der ein unnennbares, inniges Verhältniß zwischen Ihnen und Ihrem Erlöser in der tiefsten Heimlichkeit Ihres Herzens zuwege bringt; und dann wird Ihnen sein, als besäßen Sie Alles, „was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat."

„Nonsens!" rief Lord Henry; „es ist die Eigenthümlichkeit der Sünde und der Lüge, sich scheu in die tiefste Heimlichkeit des Herzens zu verkriechen, Miß Dundee. Frisch und frei soll unser Verhältniß zu Gott in unser äußeres Leben hinein treten, und sich als etwas Wirkliches und Tüchtiges aufweisen, das sich nicht vor dem Tageslicht fürchtet!"

„Beste Miß," sagte Conrad, „diese unnennbaren, innerlichen Verhältnisse mit Gott — und dies: so sein, als besäße man Alles — sind wohl den gründlichsten Selbsttäuschungen unterworfen, die der individuelle Menschengeist zuwege bringt, denn durch sie hat und besitzt man gar nichts Objectives, sondern nur den Trost und den Genuß des eigenen erregten Gefühls. Ich kenne sehr wohl solche Aufwallungen des inneren Wesens, diesen Schwung über die Grenzen unseres armen Ichs hinaus,

dies Untergehen in eine Fluth seliger Ahnungen. Ich hatte sie vor Jahren, als ich den Plato las .... und später, bei dem Studium pantheistischer philosophischer Systeme, die einen unbeschreiblichen Zauber für mich hatten, weil ich wähnte, mit dieser Weltseele verschmelzen zu können, und aus ihr, gleichsam in verbesserter Auflage, mich selbst zurück zu erhalten. Aber mein Plato und meine Pantheisten sind in das Faß der Danaïden versunken, und das „heimliche Verhältniß mit Gott,“ welches Sie mir anpreisen, würde ohne Zweifel denselben Weg nehmen. Nein! ich möchte viel lieber in ein „öffentliches Verhältniß“ mit ihm treten, wenn so etwas möglich wäre.“

„Wie Sie katholisch sind, ohne es zu wissen!“ rief Doralice. „Sie sehnen sich nach einer Gemeinschaft und nach einer sichtbaren Kirche!“

„Nach Ihrer Auffassung von Ihrer Kirche wäre das ganz in der Ordnung: ist sie von Gott beauftragt, der Menschheit die eine und ewige Wahrheit zu bringen: so muß Gott der Menschheit auch die Fähigkeit gegeben haben, sich nach dieser Wahrheit zu sehnen. Und dann muß man sich nur verwundern, daß so Wenige es thun.“

„Wer weiß, ob es Wenige sind!“ entgegnete Doralice. „Uebrigens aber weiß man ja, daß die große Masse ihre Interesse auf die Dinge der Zeit wendet und für das Ewige nicht viel Sinn hat — wenigstens nicht,

so lange es ihr gut geht. Etwas torquirt zu werden, ist ihr für ihr Seelenheil recht nothwendig, wie jedem Einzelnen auch."

„Ach!" seufzte Frau von Derthal, „daran fehlt es Keinem! es geht nur zuweilen in so subtiler Weise vor sich, daß es äußerlich nicht zum Vorschein kommt."

„Ich dachte Du wolltest sagen, daß man es selbst kaum merkt!" rief Doralice scherzend; „denn im Ganzen sind die Prüfungen doch sehr gering, durch welche Gott uns führt."

„Das sagen wir gewöhnlich erst, wenn wir sie überwunden haben, meine heroische Tochter!" antwortete Frau von Derthal ebenfalls im scherzenden Ton. Heimlich aber dachte sie sehr ernsthaft, daß ihre Prüfungen der Ungewißheit über Eulaliens Zukunft mit nichten als gering zu betrachten wären. So lange sie gefürchtet hatte, Conrad könne durch Discussion ernster Fragen zurückgestoßen werden, hatte sie gesucht zu mildern und abzubrechen; jetzt aber nahm sie wahr, daß er gern darauf einging, keine Empfindlichkeit äußerte, aber freilich auch nie seinen Standpunkt aufgab und sich für überwunden hielt — jetzt wünschte sie sehnlichst, Doralice möge sich als eine andere Scheherazade ausweisen und — statt mit Märchen — Conrad mit Wahrheit umspinnen und fesseln; denn es war jetzt nicht länger möglich, Celestinens und Roderichs Verbindung aufzuschieben, da der October allmählig zu Ende ging. Conrad

hatte früher diesen Zeitpunkt zugleich auch für seine Abreise festgesetzt. Freilich nur im Anfang war davon die Rede gewesen; jetzt schon lange nicht mehr und sie hütete sich wohl, die Frage anzuregen. Aber das war klar: wenn die Traubencur aufhörte, Roderich vermählt war, und kein Interesse ihn an den Rheingau knüpfte, so ging Conrad in seine Heimath zurück; und es war wohl höchst unwahrscheinlich, daß Eulalie dann jemals Frau von Friedingen werden würde.

Auch Doralice wünschte lebhaft, Conrad möge seinen Aufenthalt im Rheingau möglichst verlängern. Sie entwarf verschiedene Pläne, mit welchen Geistesmännern er zusammen kommen, welche ernste Lectüre und gründliche Studien er machen müsse, um sich aus dem Labyrinth der Systeme zu flüchten und auf dem positiven Boden des Christenthums und der Geschichte der Kirche Fuß zu fassen. Es schien ihr unmöglich, daß Conrad in seinem gegenwärtigen Indifferentismus verharren könne! Diese traurige Geistesverfassung war ja nur die Folge eines ungeordneten und verkehrten Strebens, um die höhere Wahrheit zu finden; entsprang nicht aus jener Mißachtung des Höheren, die aus der Ueberschätzung des Niederen hervorgeht; auch nicht aus der öden Blasirtheit eines abgewelkten Herzens; auch nicht aus dem Stumpfsinn der Flachheit; auch nicht aus selbstzufriedener Werthschätzung des eigenen Standpunktes. Es war eben nur die Reaction gegen ein krankhaftes Uebermaß

von Verlangen nach Erkenntniß. Wie ein edles Rennpferd, das außerhalb der Bahn umher gehetzt wird und todtmüde zusammenbricht, ohne am Ziel zu sein: so war es mit diesem kranken Geist. Er bedurfte der Ruhe, um sich zu erholen, und in der geistigen Atmosphäre eines linden, gesunden Einflusses, um sich allmählig gerade und kräftig aufzurichten, und dann mit erneuten Schwingen einen neuen Flug anzutreten. In ihr stilles, einförmiges Leben war mit Conrad ein Element des höchsten Interesses gekommen; eine Spannung, ein Mitleid, eine Theilnahme, die sie nie für irgend einen Menschen empfunden, weil sie nie Veranlassung gehabt hatte, sich in dieser Weise mit einer Seele zu beschäftigen. Der Gedanke an Conrad störte sie nicht, aber — er war ihr beständig gegenwärtig und die stete Schwankung zwischen Sorge und Hoffnung, und der stete Wunsch, doch mindestens ein Atom von Erkenntniß, einen Funken von Licht in diese Seele zu werfen, gab diesem Gedanken einen gefährlichen Reiz. Je mehr die Jahreszeit vorrückte und aus der schönen, freien Natur in's Haus verwies, desto traulicher wurde der Familienkreis und desto mehr lebten sich Alle mit einander ein. Man lernte sich nicht bloß in allgemeinen Umrissen kennen, sondern in den feinen Schattirungen, den zarten Zügen, den besonderen Neigungen, welche die Eigenthümlichkeit der Charactere ausmachen. Diese trauliche ungestörte Häuslichkeit, die verschiedenartig

genug zusammengesetzt war, um nicht einförmig und langweilig zu werden, war der Entwickelung warmer Empfindungen sehr günstig. Gerade dies ist der große Vortheil eines festen und innigen Familienkreises, daß die einzelnen Glieder desselben in ihm, nicht bloß äußerlich, sondern auch dem Herzen nach, ihre liebe Heimath, ihre besten Freunde haben. Conrad hatte freilich bis dahin auch häuslich gelebt, doch nur in der Dämmerung und auf der Schattenseite der Verhältnisse; in deren freundliches Licht und in deren warme Sonnenseite trat er jetzt erst ein. Ihm war zu Sinn, als blühe sein fröstelnd zusammengewickeltes, inneres Sein auch jetzt erst auf.

Lord Henry ließ seinerseits die Tage kommen und gehen wie sie wollten. Wie ein schlaftrunkener Mensch mochte er seine Lage nicht verändern. Doralice hatte ihn gefragt, ob seine Geschäfte ihn nicht nach England zurückriefen; er antwortete: er habe keine Geschäfte. Die Anordnungen auf seinen Gütern wären ein für alle Mal gemacht; seine Pächter zahlten — und zahlten sie einmal nicht prompt, so habe man Geduld mit ihnen. Parlamentsmitglied sei er nicht; die Marine habe er aufgegeben — und so sei denn der Kreis seiner Thätigkeit kaum größer und schwerlich wichtiger zu Enisdale-Castle, als im Schlößchen. Ueberdas wären seine Kinder ohne Frage hier glücklicher als dort. Doralice sagte einige liebevolle Wort über die Kinder und deren Entwickelung; dann setzte sie hinzu:

„Aber ist es wirklich möglich, daß Gott gar nichts von Ihnen verlangt? Mir däucht, man hätte doch der Legion von Schwätzern und Schreibern gegenüber, die sich so fürchterlich breit machen, recht viel für ihn zu thun! Sieht man sich um in unserer Zeit, all überall, auch in England, wird man da nicht gezwungen, sich einzugestehen, daß die Grundlagen, auf denen sich die menschliche Gesellschaft ausgebaut hat, aus ihren Fugen gewichen sind, und mehr und mehr noch weichen müssen, weil der Antagonismus der Parteien, innerhalb des socialen Baues, die Basis auseinander drängt, und weil unterhalb aller Parteien ein Element gährt und grollt, das mächtiger als sie alle ist, und sie alle, sammt ihrem Bau, durch eine sociale Sündfluth hinweg zu schwemmen droht. Dies Element ist ein tiefer, wilder, nagender Haß gegen Alles, was Religion, Glaube, Kirche ist und damit zusammenhängt. Die Parteien, die sich jetzt auf socialem Boden gegenüber stehen, bekämpfen zum Theil noch jenes Element des verwüstenden Umsturzes. Dennoch wächst es und lockert mehr und mehr die Bande, welche den Menschen an Religion, Glaube und Kirche — und dadurch an Gesetzlichkeit und Rechtsbewußtsein und an den Nächsten knüpfen.“

„In England ist das nicht der Fall!“ rief Lord Henry.

„Wo steht der hidöse Pauperismus, wo das Fabriksunwesen, wo die krasse Kluft zwischen Reich und

Arm, wo die Unzulänglichkeit der Mittel, um der Entsittlichung und Verkommenheit zu wehren, höher in Blüthe!" rief Doralice.

„Aber bei uns ist die Macht noch immer Macht; denn der traditionelle Nationalinstinct und der positive, practische, gesunde Menschenverstand, die Englands Signatur und Erbtheil seit tausend Jahren und durch seine großartigen Institutionen besiegelt sind, umringen den Thron, die bürgerliche Ordnung und die Gesetze mit ihrem Schilde."

„Dem gegenüber steht das Uebermaß materieller Prosperität, dies Schwimmen in der Quintessenz selbstvergnüglichen Wohlbehagens," sagte Doralice. „Eine gewisse äußere Trockenheit und Kaltblütigkeit mindert die Extravaganz des Luxus und der Genußsucht auch in ihrer äußeren Erscheinung; ob aber unter der kühlen Form nicht eine Art von babylonischer Trunkenheit gährt, die den Thurm bis in den Himmel zu bauen sich vermißt — und die ich weiß nicht was für ein Echo von König Baltassars Festmahl und der geheimnißvoll schreibenden Hand ist — das, lieber Henry, werden Sie freilich verneinen und ich lasse mich auf keine Prophezeihungen ein; doch die Geschichte lehrt uns, daß übertriebenes materielles Glück furchtbare Umwälzungen herbeiführt. Daß England bedroht ist, so gut wie ganz Europa, werden auch Sie nicht läugnen. Nur schlägt vielleicht seine Stunde später, und dann will ich

herzlich wünschen, daß sich das Mark seines Volkes unvergiftet von den fressenden Wunden an seinem socialen Leibe erhalten habe; daß der systematische Haß gegen Religion, Glauben und Kirche ihm nicht eingeimpft sei. Umsomehr aber wundere ich mich, wenn Sie sagen: Sie hätten nichts in England zu thun. Ich meine, in unserer Zeit hätte Jeder, dem das Herz auf dem rechten Fleck sitzt, ganz außerordentlich viel zu thun, um die Atome von Wahrheit, welche sich unter Massen von Irrthum, von Entstellung, von Unwissenheit, von Lüge — dennoch in allen Parteien finden, aus dem Wust befreien und mit diesem gereinigten Material den Bau der Zukunft errichten zu helfen."

„Solche Arbeit müssen Sie einem neuen Hercules zumuthen — nicht mir."

„Auch Sie haben die Verpflichtung in Ihrem Kreise, auf Ihrem Platz, mit Ihren Mitteln wenigstens einen Funken zu dem großen Heerde hinzutragen, dessen Licht, Glut und Glanz — Finsterniß, Kälte und Nacht besiegen sollen. Die christlichen Elemente müssen sich sammeln und schaaren zum Widerstand gegen das Böse, das Zersetzende, das der Unglaube erzeugt und das gerade in unseren Tagen eine noch nie da gewesene ungeheuere Thätigkeit gegen das Gute entwickelt. Wohin der Unglaube seine Miasmen aushaucht . . . . da tritt der Prozeß des Todes ein: Auflösung, Zerfall; denn er untergräbt den Thron, den Altar, die Familie, das Recht — jede Be-

ziehung, die den Menschen adelt. Der Große wird brutal egoistisch, der Kleine brutal neidisch; die Menge brutal stumpf für alle Interessen, die nicht in irgend einer Weise den Geldbeutel berühren. Die Gesellschaft zersetzt sich in Individuen, die sich nur zu materieller Gemeinsamkeit verbinden, und feindlich einander gegenüber treten, wenn diese aufhört — und diese Zersetzung bringt eine furchtbare sittliche Corruption mit sich, in welcher jenes Heer von Individualitäten schwelgt, weil es in die Brutalität hinein gesunken ist, indem es sich von der Hand Gottes losriß. Denn das ist nun einmal gewiß: nur zwischen zwei Angelpunkten hat der Mensch die Wahl! er gehört dem Himmelreich oder dem Thierreich an."

„Und der, welcher sich das Himmelreich erwählte," sagte Lord Henry ernst, „soll eingedenk sein, daß die heilige Schrift sagt, es sei nur den Gewaltigen erreichbar. Nicht wahr?"

„Ja," entgegnete Doralice, „ich meine, er sollte mit aller Energie seiner Wahl gemäß leben und handeln, wenn Gott ihn zum Mittelpunkt eines größeren Kreises gemacht und ihm entsprechende Fähigkeiten gegeben hat — und nicht so ruhig die Hände in den Schoß legen, wie" .... —

„Wie ich!" rief Lord Henry. „Aber die tumultuarische Zeit ist nicht lockend zum Handeln. Entweder man vermehrt den Tumult oder man richtet nichts aus. Friedingen z. B. macht es eben nicht anders, als ich."

„Ah, der arme Friedingen!“ sagte Doralice schmerzlich.

„Nun, warum beklagen Sie nicht den armen Henry mit derselben Wehmuth?“

„Weil da gar kein Vergleich zu ziehen ist!“ rief sie. „Er glaubt ja nicht . . . . wie sollte er handeln können! — — Aber,“ setzte sie hinzu, „wer diese himmlische Kraft in sich — und objectiv deren Gegenstand, die göttliche Offenbarung, besitzt oder zu besitzen meint, der muß mit dem Apostel Paulus sprechen: „„Die Liebe Christi drängt uns.““

„Zur katholischen Werkthätigkeit!“ rief er spöttisch.

„Zur katholischen Hingebung,“ sagte sie sanft; „und wenn dermaleinst des armen Friedingen Seelenauge sich für das wundervolle Licht der katholischen Wahrheit öffnen und jenen Strahl empfangen sollte, der Glaube heißt: dann wird er sicherlich jene Hingebung verstehen und nicht in seiner kühlen Abgeschlossenheit, als ob er außerhalb einer Welt von Brüdern stände, verharren.“

„Solch Vertrauen haben Sie zu ihm!“ sagte Lord Henry finster.

„Solch Vertrauen habe ich zur Gnade Gottes,“ entgegnete Doralice; „denn der Glaube ist eine Gnade, die Todte erweckt und übernatürliches Leben gibt — und der Athemzug dieses Lebens ist wirkende Liebe.“

Mit einem so tiefen Seufzer, als ob seine Brust sich vor Sehnsucht spalte, sagte Lord Henry:

„Den könnt' ich auch brauchen!“

Doralice sah ihn liebevoll an und sagte:

„Wolle Gott diesen Seufzer hören und erhören.“ Dabei blieb es. Es war wie das Märchen „Von der schlafenden Schönen im Walde,“ wo Alle von einem Zauber regungslos in ihre Stellung gebannt sind. Jeder hing still seinen Hoffnungen und Wünschen nach, die von dem Zauberkreis, der ihn umspann, genährt wurden — und Jeder scheute sich eine Bewegung zu machen, die eine Veränderung in diesem Kreise hätte veranlassen können.

„Wir sind Kinder der Heiligen.“

Die Feier war vorüber, die namenlos ernste, welche zwei Menschen mit ihren wandelbaren hinfälligen Herzen auf ewig zu einem Leben verbindet, welches sich so leicht träumt und so schwer lebt: Roderich und Celestine waren in geheimnißvoll unauflöslicher Weise durch ein Band verknüpft, das seine Weihe und seine Dauer vom Herzblut Jesu empfängt. Es fand keine andere Festlichkeit als die kirchliche Feier statt, da die Trauer um Spiridion nur gerade für diese Ceremonie abgelegt wurde. Niemand zeichnete sich durch großen Frohsinn aus, denn alle Glieder der Familie dachten unwillkürlich an die Ehen der drei ältesten Derthal'schen Töchter und der Gedanke war wohl geeignet, die Vergänglichkeit, diesen schwarzen Schatten des Glückes, der Gegenwart zur Seite zu stellen und deren Rosenroth zu dämpfen. Celestine sah vor großer Gemüthsbewegung, die selten genug bei ihr eintrat, so leichenblaß aus, daß sogar Roderich ungewöhnlich ernst wurde, um in diesem

wichtigen Moment gehörig mit seiner Braut zu sympathisiren. Aber bleicher als die blasse Braut war Doralice. In dasselbe Gotteshaus, zu demselben Altar, mit demselben schüchternen Vertrauen war auch sie gegangen vor wenigen Jahren .... und jetzt war das Band, das damals für immer geknüpft sein sollte, traurig entweiht, und ach! nicht mit der leisesten Fiber ihres Herzens vermochte sie zu wünschen, daß es hergestellt werden möge. War das nicht treulos? war das nicht eine Beleidigung der göttlichen Liebe, die dem Ehebund ihre Gnade gegeben hatte und eine übernatürliche Treue, nicht des Menschen, sondern der Gnade wegen, forderte? — Doralice weinte so, daß sie durch ihre Thränen wie durch einen Schleier sah und mühsam ihre Fassung errang, als die Ceremonie vorüber war. Conrad wurde durch diesen Schmerz, dessen Grund er nicht ahnte, tief erschüttert. Welche Leidensstürme sind denn durch ihre Seele gegangen, um sie nach Jahren und in der Erinnerung noch so heftig zu bewegen! und welch' ein Schatz von Liebe muß in einem Herzen sein, das sich in einem so herben Leid so himmlisch entfaltet hat!... sprach er zu sich selbst. — Ach, vielleicht hatte Doralice nie ein herberes Leid empfunden, als gerade in diesem Augenblick, wo der „verborgene Gott" aus seinem Tabernakel heraus an ihr Herz klopfte und fragte: Bist du mir treu? — und sie nicht wußte, ob sie Ja sagen dürfe, oder Nein sagen müsse. Denn ihr Herz war rein

genug, um vor dem leisesten Hauch einer Trübung zu zittern und um kein größeres Leid zu kennen, als eine Beleidigung der göttlichen Liebe durch selbstsüchtige Liebe. — Lord Henry dachte bei sich selbst, er würde die Welt darum geben, wenn er erfahren könne, was eben in ihrem Herzen vorgehe und wem ihre Thränen gelten möchten.

Am Nachmittag sollte das Dampfschiff das junge Paar stromab und an den eigenen Heerd führen. Celestine, um die Angst vor dem Abschied zu dämpfen, beschäftigte sich so eifrig mit dem Einpacken ihrer Sachen, daß nichts vergessen werde, daß die geringste Kleinigkeit in die Koffer komme, daß kein Band, kein Buch, kein Notenblatt etwa unter Eulaliens Habseligkeiten bleibe, daß Roderich ganz erstaunt sagte: der liebe Gott habe ihn wohl mit einer so extra pünktlichen, sorgsamen, ordnungsliebenden Hausfrau bedacht, um seinen Mangel an diesen Tugenden zu vergüten. Celestine unterbrach ihre Thätigkeit im Durchsuchen des Notenschrankes, legte einige Hefte, die als ihr Eigenthum mit ihrem Namen bezeichnet waren, zur Seite und sagte:

„Ein unpünktlicher Militär . . . . das ist ein Widersinn, bester Roderich.“

„O was den Dienst betrifft — pünktlich wie eine Rechenmaschine!“

„Warum soll denn aber das Haus hinter dem Dienst zurückstehen? ist das nicht ungerecht, bester Roderich?“

sagte Celestine gelassen und versenkte sich wieder in ihr Geschäft.

Lord Henry schlug die Hände zusammen und rief:

„Nun, das muß ich sagen . . . eine solche geborene Hausfrau ist mir noch nie vorgekommen.“

„Welch ein Glück für ihre Verhältnisse!“ sagte Frau von Derthal.

Celestine aber zog mit einem Pack Notenhefte ab und wies ihnen eigenhändig einen Platz im Koffer an. Beide Schwestern waren ihr dabei behülflich; Doralice, unter Thränen freundlich lächelnd, Eulalie unter allerhand Geplauder von Baldwiedersehen ꝛc.

Als sie fertig waren, umschlang Doralice zärtlich Celestine, sah ihr tief in's Auge und sagte:

„Diesen Tag wirst Du in Deinem ganzen Leben nicht vergessen, liebe Celestine; aber vergiß auch nicht, daß es der Tag des Erzengels Raphael ist.“

„Des Schutzpatrons der Reisenden, der mich in meine neue Heimath geleiten soll; — o nein! das vergesse ich nicht, denn ich werde seinen Schutz doch recht nöthig haben!“ sagte Celestine beklommen.

„Und vergiß auch nicht, daß der Engel Raphael zu seinem Schützling Tobias gesagt hat: „„Schließe nicht Gott von dir und von deinem Herzen aus;““ — denn, wie es weiter heißt, geliebte Celestine: „„Wir sind Kinder der Heiligen;““ und ach! wir haben eine gefährliche Neigung in uns, Kinder der Welt zu werden.

Die Welt aber ist die Stätte der ungeordneten Liebe."

„Ach!" seufzte Celestine, „jetzt, da der Abschied von Euch einbricht, wird mir das Herz furchtbar schwer und mir ist zu Muth, als hätte ich etwas übernommen, das weit über meine Kräfte geht."

„Ja, sie geht auch weit über menschliche Kräfte hinaus .... die Ehe, mit ihren ernsten, verantwortungsvollen Pflichten," erwiederte Doralice, „und deshalb eben hat sich Gott unserer Schwäche erbarmt und uns durch das Sacrament eine übernatürliche Kraft zu Gebot gestellt, mit der wir die volle Bürde tragen können, ohne zu erliegen. Aber dazu gehört, daß wir Gott nicht durch die Welt und die irdische Liebe aus unserem Herzen drängen lassen, daß wir seine guten Kinder, Kinder der Heiligen, Genossen der Heiligen bleiben, und diese Aufgabe fällt Dir zugleich für Dich und für Roderich zu. Du hast an Deinem heiligen Glauben eine Richtschnur, die nie sich krümmt, eine Leuchte, die nie erlischt: Du mußt in Deiner Ehe das himmlische Element zur Geltung bringen."

„Schweig', ich bitte Dich, schweige, Doralice! wenn ich Dich höre, möchte ich lieber Roderich allein abreisen lassen .... und das ist nun doch nicht mehr möglich!" rief Celestine.

„Nein, das ist nicht mehr möglich! Du bist an Roderich gebunden und mußt ihm folgen bis zu Deinem

letzten Athemzug durch alle Leiden und Freuden des Lebens," entgegnete Doralice. „Aber das muß und wird Dir mit Gottes Gnade möglich sein: Dich zu heiligen und Roderich zu heiligen; denn das ist der letzte Zweck der Ehe — und hältst Du ihn nicht höher als alles Glück, als jede Wohlfahrt, als sämmtliche Güter, welche Dir zufallen könnten: so hättest Du Deine Bestimmung verfehlt. Und darum bitte ich Dich, vergiß nicht, daß Du Deine Reise durch die Blumenhaine, die Wüsten, die Ungewitter des Lebens unter dem Schutz des Engels Raphael beginnst; und was er damals gesprochen hat, laß Dir täglich und stündlich gesagt sein; dann bist Du geborgen, geliebte Celestine."

Die Schwestern umarmten sich zärtlich. Eulalie, die aufmerksam zugehört hatte, legte Beiden scherzend ihre Arme um den Nacken und sagte:

„Tragt Euer Joch! ich bleibe frei! . . . . Das ist ja eine formidabel ernste Begebenheit . . . die Ehe! ich aber will fröhlich sein."

„O, Celestine wird sehr fröhlich sein!" rief Doralice. „Nichts macht so froh und so glücklich, als eine Bürde, die Gott uns auflegt. Das ist dermaßen wahr, daß alle Menschen sich nach irgend einer edlen Bürde sehnen und daß die, welche sich nicht die ihre in Gestalt der Pflicht, von Gottes Hand auflegen lassen — sich selbst eine schaffen und sie edel zu nennen suchen, in Gestalt irgend einer Leidenschaft. Nein, meine Schwestern,

wer fröhlich sein will, muß sein tüchtiges Tagewerk zu verrichten haben! Müssiggänger sind stets entweder grämlich oder launenhaft."

Celestine trocknete ihre Thränen; aber sie brachen wieder aus, denn Frau von Derthal trat ein; die Scheidestunde war da. Ihr Mutterherz zerschmolz in Wehmuth, da jetzt die vierte Tochter das Schirmdach des Hauses verließ, das ihre Jugend behütet hatte. Wie harmlos, wie hoffnungsvoll, wie unbefangen war dies Kind, das sie der Welt gab — und wie wird ihr die Welt dies Kind zurückgeben? — Sie dachte an Susanne, an Blanca, an Doralice. Was hatten sie gefunden?.... in verschiedener Form — ein Grab des Glückes. All' ihre kleinen Pläne und Combinationen kamen ihr in diesem Augenblick nichtig vor, denn wiederum zog ein Kind aus zur Eroberung dieses, ach! so ungewissen Glückes. Sie und Fräulein Crescenze nahmen im Schlößchen Abschied von Celestine; Doralice und Eulalie aber, mit Lord Henry und Conrad, gaben dem jungen Paar das Geleit bis zur Nachenstation am Rhein. Es war so recht ein stiller, milder, lautloser Herbsttag: kein Vogel sang, kein Lüftchen regte sich; die gelben Blätter zitterten an den Aesten, nicht vom Winde, nur vom Hauch des Todes, der sie verzehrte. Die Sonne stand als purpurfarbener, strahlenloser Glutball in den bläulichen Nebeln des Westens. Der mächtige Strom rieselte leise wie ein Bach, mit sanft gekräuselter Oberfläche, in sei-

nem weiten Bett dahin. Niemand sprach; sogar Roderich schwieg. Sie gingen rasch; dennoch rief ihnen der Schiffmann schon von Ferne zu, sie möchten eilen, es sei keine Zeit übrig. Das war gut, es kürzte den Abschied. Eine Umarmung, ein Händedruck — und Roderich stand im Nachen und half Celestinen hinein. Der Schiffmann stieß ab, sie glitten dahin, den Strom durchschneidend dem Dampfschiff zu. Immer undeutlicher wurden ihre Gestalten. Die am Ufer wußten: sie sind es; aber sie erkannten sie nicht mehr. Jeder Ruderschlag machte die Trennung größer, anschaulicher — und als das Dampfschiff anhielt, um sie aufzunehmen, gewahrte man nur noch eine unbestimmte Bewegung. Doralice hatte sich am Ufer niedergesetzt. Nun stand sie auf, nahm Eulaliens Arm und sagte gefaßt:

„So! jetzt muß sie sich auf Gott verlassen! denn auf einen Menschen — das ist zu wenig! Wir aber wollen nach Mariathal gehen, Eulalie."

Frohlockend rief diese: „Das ist mir recht! ach ja.... solch ein stiller ausruhender Gang am schönen Herbstabend nach dem lieben Mariathal, der thut gut nach all' den Thränen und Gemüthsbewegungen."

„Ich gehe mit, denn es wird finstere Nacht, bis Sie heimkehren," sagte Lord Henry.

„O nein, wir haben Vollmond," erwiederte Doralice. „Machen Sie das, wie Sie wollen, aber zählen Sie nicht auf unser Gespräch, Henry," setzte sie hinzu, „denn

Eulalie und ich . . . . wir wissen, was wir zu thun haben. Und was den Schutz betrifft, so ist ja Cerberus da."

„Sie wollen doch nicht während des ganzen Weges weinen!" rief er bestürzt.

„Gewiß nicht! wir wollen aber den Rosenkranz zusammen beten für unsere liebe Celestine," sagte sie sanft.

Lord Henry schlug entsetzt die Hände über dem Kopf zusammen und rief:

„Doralice, ist's möglich! Sie sind ja eine kluge Frau, eine charmante Frau, eine gebildete Frau, und Sie beten den Rosenkranz, wie die Bauern und die alten Spittelweiber!"

„Ja!" sagte sie gleichmüthig.

„Und mit Eulalie wollen Sie ihn laut beten?"

„Ja, in Pausen, aber laut."

„Nun, dann muß ich Sie Ihrem Schicksal überlassen!"

„Adieu," sagte sie freundlich und schlug mit Eulalie, da sich eben hier die Wege trennten, den Pfad nach Mariathal ein.

Mit großen Schritten ging Lord Henry dem Schlößchen zu. Conrad folgte ihm langsam und verstimmt; er hätte den Spaziergang mitgemacht, wenn sich Henry angeschlossen hätte; er allein . . . . wagte es nicht. Plötzlich blieb Henry stehen und rief:

„Was meinen Sie, Herr von Friedingen, wäre es nicht artiger, die Damen zu begleiten."

„Mylord," entgegnete Conrad, „Sie sind eben so wenig artig gegen Gräfin Doralice gewesen, daß ihr die Begleitung nicht sehr genehm sein dürfte."

„Das ist wahr! aber sie treibt es darnach. Muß man nicht außer sich gerathen über solche . . . . Unbegreiflichkeiten."

„Durchaus nicht! man kann außer sich gerathen über Dinge, die man begreift, denn man hat einen Maßstab für sie. Aber das, was man nicht begreift, läßt man auf sich beruhen, wenn es in so edler Form, wie bei Gräfin Doralice, uns entgegen tritt."

Lord Henry sah wohl ein, daß dies höflicher und verständiger gewesen wäre. Da Conrad ihm aber nicht den Rath gab, den er zu hören wünschte, nämlich den: umzukehren und Doralice zu begleiten, so schwieg er, bis Beide im Schlößchen anlangten und bei Frau von Derthal Bericht abstatteten, was aus ihren Töchtern geworden sei.

Doralice und Eulalie kehrten nach einigen Stunden im schönsten Mondschein von ihrem Spaziergang zurück. Man ging aber an diesem Abend früher als gewöhnlich auseinander, denn die Damen waren sämmtlich ermüdet von den wechselnden Gemüthsbewegungen des Tages. Doralice sehnte sich nach der Ruhe und Einsamkeit des Schweizerhäuschens.

Sie hatte bereits ihr Kammermädchen entlassen und war noch einmal, nach ihrer Gewohnheit, bei Henry's

Kindern gewesen, um Auge und Herz an dem Schlaf der Unschuld zu laben. Mit einer Lampe in der Hand ging sie durch den Salon ihrem Schlafzimmer zu — da fiel das Lampenlicht hell auf ihren Schreibtisch und sie sah zwei Briefe auf demselben liegen. Der eine war von Blanca; der andere fiel ihr auf, weil ihr die Schrift nicht bekannt war. Sie erbrach ihn zuerst und las: „Geliebte Doralice! Wenn mir Dein edles Herz nicht bekannt wäre, so würde ich nicht wagen, diese Zeilen an Dich zu richten und Dir meine Bitte vorzutragen: ich wünsche Dich in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen. Nur deshalb bin ich hier. Wenn Du bis morgen Mittag nicht hier bist, so schließe ich daraus, daß ich zu Dir kommen soll. Richte es also ein, wie es Dir genehm ist — aber sprechen muß ich Dich. Vergib meine Zudringlichkeit! Ach, Du hast mir ja schon unendlich viel mehr vergeben! Sieh, theure Doralice, so fest zähle ich auf Dein Herz, um das vorauszusetzen! O, es kann jetzt noch Alles gut werden, ja, besser als zuvor. Komme nur bald in die Arme Deiner Sarolta. — — Wiesbaden, in den vier Jahreszeiten, am 24. October, 1858."

Sarolta . . . . war Ghioray's Schwester. Doralice hatte am Schreibtisch stehend dies kurze, hastige, stürmische Briefchen gelesen. Als sie zu Ende war, zitterte sie bis in die Fußspitzen hinein und sank auf ein Sopha. Was bedeuteten diese Zeilen? handelte es sich um

Sarolta? . . . . aber was konnte sie für Sarolta thun? Oder um Ghioray? . . . . für ihn noch weniger! — Er war auch gar nicht genannt. Es kann Alles gut werden, schrieb Sarolta. Mein Gott . . . . wenn er todt wäre . . . . Ah! — rief sie mit herzzerschneidendem Schmerz und verbarg ihr Antlitz in ihren eiskalten, bebenden Händen; — denn wie ein Blitz war es durch ihre Gedanken geflogen: Dann wärest du frei! . . . . und dieser Blitz riß den Vorhang vor einem Abgrund in ihrem eigenen Herzen hinweg: sie wünschte frei zu sein. Ja! sie wünschte es! und weshalb? Sie glitt vom Sopha herab auf ihre Kniee und drückte ihre gefalteten Hände vor die Brust und betete halb laut mit gebrochener Stimme: Herr, erbarme dich meiner . . . . geh' nicht in's Gericht mit mir! ich will nicht frei sein! ich will, was du willst! . . . . ich will, was deine Hand mir schickt! ich will die Freiheit der Kinder Gottes! . . . ich will lieben, wen du willst! . . . ich will dich lieben! . . . o laß mich dich lieben. — — Und lautlos setzte sie ihr Seelengespräch mit Gott fort, das aus der Tiefe eines Herzens quoll, welches sich einer furchtbaren Gefahr nahe fühlt, sie redlich in's Auge faßt und fest entschlossen ist, sich gegen sie zu vertheidigen — möge der Kampf auch noch so heiß werden. Und er wurde es! — — —

Die zwiefache Stille der Nacht und der Abgeschiedenheit umgab sie. Alle Jalousien waren geschlossen, alle Vorhänge zugezogen, kein Licht, kein Laut von Außen

drang in dies Zimmer; es war wie aus der Welt heraus geschnitten und auf irgend einen fernen Stern versetzt — oder auf eine Insel, an deren Gestade die Wogen des Lebensmeeres verrieseln. Der Pendelschlag der Uhr, das Knistern des erlöschenden Feuers im Camin gaben doch dieser Stille etwas Trauliches. Die Lampe verbreitete ihr mildes Licht durch den ganzen Raum und goß ihren milden Schein auf Doralice selbst, die vor dem Sopha kniete, ihr Arme auf das Polster, ihre Stirne auf ihre gefalteten Hände gestützt hatte. In einem Peignoir von weißem Cachemir lag sie da wie ein Marmorbild, regungslos, nach Innen gesammelt, schöner, als je ein menschliches Auge sie gesehen hatte, eine stille Priesterin, die schweigend ihr Opfer für den Altar bereitet. — Und wenig Schritte von ihr, da waren die Ihren, die zärtliche Mutter, die Schwester, die sie anbetete, ein Mann, der sie liebte, ein Mann, der von ihr träumte. Aber sie wußten nichts, sie ahnten nichts. Sie waren ihr fern wie auf tausend Meilen. O Nichtigkeit menschlicher Liebe. — Aber ein solches Bild des stummen energischen Kampfes um die himmlische Liebe, das tröstet die Engel, die ihre Geisteraugen von so vielen Bildern des Verderbens, an denen die arme Erde so reich ist, traurig abwenden — und wer sie tröstet, den trösten sie.

Endlich erhob sich Doralice. Sie schien noch größer geworden, größer und tiefer ihr schönes Auge. Es hatte innerlich über die Zeit hinweg geschaut und auf das

Ende hin, da . . . . wo die Seele allein bleibt mit Gott. Davon kann der Mensch wohl größer werden! Als sie sich aufrichtete und ihr Haar aus der Stirn strich, fiel ihr Blick auf die Muttergottes-Statuette, die blendend-weiß aus dem Schatten und dem Blumenhintergrund auftauchte. „Ave, maris stella!" sagte Doralice und warf ihr mit einer Geberde voll unaussprechlicher Zärtlichkeit einen leichten Kuß zu; — „die Wellen gehen hoch! halte Du mein Herz höher als sie." Dann nahm sie die Lampe und ging in ihr Schlafzimmer. Aber noch lange kniete sie dort auf ihrem Betstuhl vor ihrem Cruzifix, um dessen Füße ein Rosenkranz von Corallen geschlungen war, die wie Blutstropfen aus heißen Wunden herab-perlten. Sie vergaß Sarolta; sie vergaß alle Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, die sich aus einem solchen Brief combiniren ließen. Sie dachte nur das Eine: Herr, Dein bin ich! hilf mir!

Jeden Morgen ging Doralice in die heilige Messe, und blieb dann zuweilen den halben oder ganzen Vormittag aus, um die Dienstmägde Christi, und mit ihnen verlassene Kranke und Arme zu besuchen, oder sonst wie Liebeswerke mit ihnen zu theilen. Dies gehörte nun einmal zu ihrer Lebensweise; und wenn Vormittags Jemand von der Familie sie nicht im Schweizerhäuschen traf, so wußte man, wo sie war.

Am nächsten Morgen besuchte Doralice aber nicht die Dienstmägde Christi. Sie ging nach der heiligen Messe

zur Eisenbahn, die bei jeder größeren Ortschaft im Rheingau eine Station hat und den Verkehr unglaublich leicht macht, und fuhr nach Wiesbaden. Sarolta war kaum aufgestanden, als ihr alter Kammerdiener mit freudestrahlendem Gesicht eintrat und Doralice meldete. Sie folgte ihm auf dem Fuß und eilte mit offenen Armen Sarolta entgegen.

„Seh' ich Dich einmal wieder!" rief sie zärtlich; „o wie freut mich das!"

Sarolta aber fand vor Thränen kaum Worte und fragte nur immer:

„Hast Du mir vergeben?"

„O laß das!" sagte Doralice mit gepreßter Stimme. „Wir müssen ja Alle tausendmal bitten: Vergib uns unsere Schuld. Was führt Dich her? sage mir, was ich für Dich thun kann."

„Kehre zurück zu Franz! Julia ist todt!" rief Sarolta.

„O mein Gott!" seufzte Doralice, einer Ohnmacht nahe; das hatte sie nicht erwartet!

„Der Tod und Leiden aller Art haben in unserem Hause gewüthet," sagte Sarolta traurig. „Mit Dir, Du guter Engel, ist das Glück entflohen — weil wir Dich nicht zu schätzen wußten."

Doralice machte eine Bewegung mit der Hand, um alles Lob abzuwehren, und sagte tonlos:

„Sprich, Sarolta . . . . erzähle mir Alles."

„Zuerst starb unsere Mutter. Sie ging aus der

Welt, bevor meines Bruders erstes Kind auf die Welt kam. Sie erlebte nicht die Freude, nach der sie sich übermäßig gesehnt hatte. Meine Lage wurde dadurch sehr verändert. Du weißt, daß ich fast immer mit meinen Kindern bei ihr lebte, weil mein Mann unsere Vermögensverhältnisse sehr zerrüttet hatte und ich — ach, ich muß es gestehen! sehr wenig die Einschränkung liebte. Franz hätte mir gewiß gestattet, auf dem Schloß zu bleiben, das der Wittwensitz unserer Mutter gewesen war. Doch Julia wollte es nicht, und ihr Wille beherrschte den seinen. O, es rächt sich jede Schuld! Julia fürchtete meinen Einfluß auf Franz. Sie wußte sehr gut, daß ich viel dazu beigetragen hatte, sie zur Gräfin Ghioray zu machen, indem ich Franz gegen Dich, geliebte Doralice, aufregte und verstimmte. Das drückte sie. Auch schien es ihrem immensen Egoismus zu viel, daß ich fortan mit den Kindern auf Kosten meines Bruders leben sollte, denn sie betrachtete sein ungeheures Vermögen als ihr persönliches Eigenthum. Der arme Franz ließ mich mit schwerem Herzen ziehen; aber er that es. Du weißt, wie er ist! Nun, es hat so sein sollen, um mich zur Erkenntniß zu bringen. Das Leben mit Julia, das ich mir so recht angenehm vorgestellt hatte, weil ich von ganz besonderer Sympathie zwischen ihr und mir träumte — ging also für mich in einer großen Enttäuschung auseinander, und kein Jahr war seit Deiner Abreise verstrichen, so befand ich mich schon tief

im Banat, in sehr beschränkten Umständen und meinem Mann sehr wenig willkommen. Ich will Dich nicht ermüden mit Allem, was ich bei ihm durchzumachen hatte! Das leichteste von dem Schweren war seine lange Krankheit, die eine aufreibende Pflege erheischte. Aber auch das war eine Fügung Gottes, denn diese Krankheit brachte uns näher und versöhnte uns — und als er starb, konnte ich ihn aufrichtig beweinen. Aber meine Gesundheit hatte ganz außerordentlich gelitten und eine böse Nervenschwäche warf sich auf meine Augen. Die Aerzte fürchteten Erblindung. In diesem hilflosen und kränklichen Zustand, mit drei unerzogenen Kindern und unter den Trümmern eines furchtbar zerrütteten Vermögens, sah ich mich genöthigt, mich an Franz zu wenden, und ihn zu bitten, mir meine frühere Zufluchtsstätte wenigstens so lange zu eröffnen, bis das Vermögen etwas geordnet und meine Gesundheit etwas gebessert sei. Er ging recht freundlich, nur etwas verlegen darauf ein: Julia wollte uns nicht haben. Das legte sie auch an den Tag, als wir kamen, und ihr Empfang war nicht sehr liebreich. Sie fürchtete jede Verpflichtung, die eine Rücksicht von ihr verlangt hätte. Sie floh Alles, wodurch sie einen Augenblick im Genuß ihres Glücks gestört worden wäre. Sie stand so recht auf der Sonnenhöhe ihres Lebens, war schöner denn je, war Mutter eines prächtigen Kindes und erwartete ein zweites. Es schien mir wohl, als ob Franz nicht immer ganz einverstanden

mit ihrem tumultuarischen Thun und Treiben gewesen wäre; aber Julia war nicht bloß die Herrin, sie war Herr. Wir sahen uns wenig; ich lebte in meiner Wittwentrauer still mit meinen Kindern, und suchte meine Gesundheit und meine Geschäfte herzustellen.

„Die Geburt eines zweiten Sohnes machte Julia unbeschreiblich glücklich. Nur ein Sohn — das war ein Angstkind! sie wollte sicher sein, und es schien, als ob ihr Wille die Ereignisse beherrsche. Aber siehe da! nach einigen Tagen bekam der älteste Knabe die Bräune und starb nach sechsunddreißig qualvollen Stunden an dieser furchtbaren Krankheit. Julia aber, die nicht zu bewegen war, einige Rücksicht auf ihren eigenen leidenden Zustand zu nehmen, hielt es in ihrer leidenschaftlichen Zärtlichkeit für unmöglich, daß ihr Kind sterben könne, wenn sie selbst es pflege. Sie stand auf, sie ließ mit nervöser Angst kaum ihren Mann an das Bett des Kindes treten, sie wollte Alles selbst besorgen, sie durchwachte eine Nacht am Krankenlager. Vergebens flehten Franz, der Arzt, ich, alle Leute sie an, sich zu mäßigen in ihrer entsetzlichen Aufregung. Sie hörte und sah nichts. Als das arme Kind dennoch starb, war sie schon in einem so heftigen Fieberparoxismus, daß sie bewußtlos auf ihr Bett getragen wurde. Die Gehirnentzündung stellte sich alsbald heraus, und ohne wieder zum Bewußtsein zu kommen, war die schöne, stolze, glückliche Julia nach drei Tagen eine Leiche. Die Catastrophe war so

entsetzlich, so unerwartet, so überwältigend, daß wir Alle ganz stumm und stumpf waren und wie betäubt umhergingen. Das arme, kleine Bübchen, das bei seinem Eintritt in's Leben mit solchem Jubel bewillkommt war, wurde kaum mit dem Nothwendigsten versorgt. Es ging ich weiß nicht was für eine Entmuthigung, ein Schauer durch das Schloß.

„Dies Alles ereignete sich Ende Mai, vor fünf Monaten. Ich blieb bei Franz, weil er es wünschte. Aus der ersten dumpfen Erschütterung erhob er sich, um in eine quälende Besorglichkeit wegen des Kindes zu verfallen. Er schwebte in beständiger Furcht vor irgend einer Vernachlässigung, die das zarte Lebensflämmchen auslöschen könne, und es war ihm ein Trost, das Kind in meiner Oberaufsicht zu wissen. Aber das konnte nicht so fortgehen. Ich mußte für die Erziehung meiner Kinder sorgen, für die beiden Knaben Institute wählen, wegen meiner Geschäfte mich zuweilen in Pesth aufhalten oder nach Wien gehen. Ueberdas ist Franz nicht ein Mann, dem es in seinem Hause wohl ist, ohne Hausfrau. Er bedarf Jemand, der ihm sein Leben angenehm macht, und wie wichtig es ist, wer diesem Bedürfniß entgegenkomme — ach, das weißt Du aus Erfahrung. Ich bemerkte, daß er keineswegs in seinem Innern ruhig war, daß er alle Schicksalsschläge, die ihn getroffen hatten, als eine Art von Strafe für früheres Unrecht betrachtete. Ich freute mich darüber, denn bei

solcher Gesinnung lag das Verlangen nicht fern, die Schuld zu sühnen, und ich bestärkte ihn in jener Gesinnung, weil ich es nach meinem Gewissen thun mußte. Endlich einmal nannte ich Deinen Namen. Er sagte niedergeschlagen, als ob er etwas Unmögliches ausspräche: „Ja, Doralice!" — Aber ich stellte ihm vor, daß von Doralice das scheinbar Unmögliche zu erwarten sei, und daß ihre erhabene Auffassung von der Ehe seiner Reue günstig sei. Du hattest ihm ja öfters gesagt und geschrieben, daß seine Verbindung mit Julia freilich vor dem bürgerlichen Gesetz als gültig anerkannt werde; daß Du aber, treu der Lehre Deiner Kirche, nur eine schwere Verletzung des rechtmäßigen Ehebundes darin wahrnehmen könntest. Es war demnach zu hoffen, daß eine Wiedervereinigung und Versöhnung stattfinden könne, wenn Du Gnade vor Recht gehen lassen — und ihm verzeihen wolltest. Immer häufiger wurden unsere Gespräche über diesen Punkt. Immer dringender stellte ich meinem Bruder die Nothwendigkeit vor, einen würdigen Abschluß in sein Leben zu bringen, zu Deinen Füßen, Du Tiefgekränkte, um Vergebung zu bitten, und nicht in einer Trennung zu verharren, die ihn Gott weiß auf welche Abwege und in welche Verhältnisse führen konnte. Wie die Männer denn sind, so war auch Franz! sie wollen uns gegenüber nie Unrecht haben! sie wollen es allenfalls — im Herzen recht sehr, und auch wohl durch eine That aner-

kennen, daß das Recht auf unserer Seite ist; nur nicht sich demüthigen! und daher halten sie es auch für unmöglich, daß sich eine Frau eine Demüthigung gefallen lasse. Franz also blieb dabei, Du fühltest Dich ganz gewiß allzu tief beleidigt, um ihm wieder Vertrauen und Glauben zu schenken. „Aber wünschest Du es?" fragte ich. „Ob ich es wünsche!" rief er; „Doralice ist die beste Frau, die ich je gekannt habe .... und ich möchte wünschen, daß ich nie eine andere gekannt hätte." — „Soll ich ihr das sagen?" fragte ich. „Ah, Sarolta! wenn Du das thun wolltest! Du hast auch viel an ihr verschuldet und gut zu machen!" rief er. „Das weiß ich," antwortete ich ihm, „und deshalb wäre es mir eine wahre Genugthuung, wenn ich es in der Weise, die ihr gebührt, gut machen könnte." Genug, meine Reise zu Dir, geliebte Doralice, wurde beschlossen und mit einer Reise nach Heidelberg verbunden, wo ich einen berühmten Arzt zu Rath ziehen will. Gestern kam ich hier an und schrieb Dir gleich. Nun weißt Du Alles... nun sprich und entscheide Du."

Doralice hatte aufmerksam Sarolta's Bericht angehört. Kein Wort war ihr entgangen. Aber wie in einem doppelten Leben hatte ihr geistiges Ohr mit derselben Genauigkeit noch andere Worte vernommen — und zwar die, welche sie selbst gestern an Celestine gerichtet hatte. Jedes derselben paßte heute für sie! jedes derselben trat wie ein klingender Hammerschlag, ohne daß sie es wollte,

klar und bestimmt in ihr Gedächtniß! Jedes derselben war gleichsam eine höhere Beglaubigung für Sarolta's Sendung und Botschaft.

„Wir sind Kinder der Heiligen, Sarolta, und demgemäß müssen wir handeln," sagte sie sanft. „Ich glaube, es ist der Wille Gottes und zu seiner Ehre, daß Franz und ich uns wieder vereinigen. Allein Du mußt mir ein wenig Zeit lassen, um mich zu besinnen, zu sammeln, zu fassen. Ich muß mich ein wenig mit dem Gedanken vertraut machen, daß die schauerliche Kluft, die zwischen Franz und mir gerissen ward, nun plötzlich geschlossen sein soll. Sieh, liebe Sarolta, jene Kluft hat so viele feine Fäden zerrissen, daß es meiner Armseligkeit nicht möglich scheint, sie auf der Stelle wieder anzuknüpfen."

„O ich begreife das!" rief Sarolta. „Es gibt Verletzungen des Gefühls, die vielleicht nie ganz ausheilen. Aber ich habe auch nicht gemeint, Dir etwas Leichtes und Alltägliches vorzuschlagen. Nein, Du sollst ein Opfer bringen! Und deshalb bitte ich Dich, zögere nicht! Du wirst gerade jetzt einen sehr heilsamen Einfluß auf Franz üben können, weil er Dir unsäglich dankbar sein, und Deine Rückkehr in sein Haus als ein großes Glück betrachten wird. Ein solcher Einfluß ist ihm aber gerade jetzt recht nöthig. Unser Land vibrirt immer in einer gewissen politischen Aufregung. Daß Franz vor zehn Jahren sehr weit darin gegangen war, weißt Du. Ich fürchte, er könne sich auch jetzt wieder umspinnen und

fortreißen lassen aus Mangel an Energie, aus Langeweile .... was weiß ich! und wohin kann das führen? Man wird seine pecuniäre Unterstützung der Agitation auf's Aeußerste in Anspruch nehmen, während er nie etwas Anderes, als ein Werkzeug in fremder Hand sein wird.... denn eine politische Capacität ist er nicht. Es steht also nichts Anderes zu erwarten, als daß er von jener Partei gewonnen, compromitirt und vielleicht ruinirt wird — nicht sowohl aus Interesse für diese Sache, sondern weil er kein anderes Interesse hat, womit er Widerstand leisten könnte. Du aber wirst ihm als Schutzengel zur Seite stehen und böse Einflüsse fern halten."

„Habe ich es früher gekonnt?" fragte Doralice traurig.

„Die Verhältnisse haben sich seitdem gründlich verändert!" rief Sarolta. „Die feindlichen Elemente, welche Dir gegenüber standen, sind untergegangen und Du hast an Erfahrung und Menschenkenntniß gewonnen."

„Das ist richtig!" rief Doralice. „Ich habe mich selbst besser kennen gelernt. Aber eben darum, Sarolta, bleibe ich bei meinem Entschluß: ich muß meine Seele vor Gott in Ordnung bringen und mir klar machen, was Gott von mir verlangt. Jetzt, in diesem Sturm der Ueberraschung darf ich mich nicht entscheiden. Gehe inzwischen nach Heidelberg. In einigen Tagen schreibe ich Dir;... und jetzt laß das ruhen und erzähle mir

von Deinen Kindern, von Deinen Lebensplänen, von Allem, was Dich und sie betrifft."

Einige Stunden vergingen in traulichen Gesprächen; dann trennten sie sich, und während Sarolta gen Heidelberg fuhr, kehrte Doralice in ihr Schweizerhäuschen zurück. Wie in einem schweren Traum, durch dessen wogende Bilder zuweilen ein Strahl von Bewußtsein blitzt, hatte sie den Weg, in eine Ecke des einsamen Waggons gedrückt, mit geschlossenen Augen gemacht. Dieser Blitz war der Gedanke: Gott will es! Gott fügt es! ich muß zurückkehren! — Aber ihr war zu Sinn, als werde ihr das Herz in der Brust zerknickt. Nie hatte zwischen ihr und ihrem Mann eine jener tiefen und großen Sympathien bestanden, welche zwei Herzen gemeinsam zu den Höhen des Lebens erhebt, wo das Opfer über Alles geliebt und die Tugend über Alles erstrebt wird. Nie hatten sich ihre Seelen in dem reinen Aether der großen Gedanken, der heiligen Freuden, der überirdischen Aspirationen zusammen gefunden! . . . Nie die Region betreten, in der zwei Menschen durch die Zartheit und den Adel ihrer Empfindungen sich ihrer himmlischen Abkunft und ihrer Anwartschaft auf eine ewige Liebe bewußt bleiben. Nie! o nie! Diese sympathische Begegnung zweier Herzen in ihrer Bewegung nach einem hohen Ziel, das Gott wohlgefällig ist, und das die Kirche heiligt, ist vielleicht, nächst der Liebe zu Gott, die seltenste Liebe, die man auf Erden findet — denn der Staub der

Erde kommt ihr leicht allzu nah. Aber sie ist der Jugendtraum der reinen Herzen. Doralice hatte ihn wohl geträumt im Anfang ihrer Ehe — doch er hatte sich in Wolken und Nebeln aufgelöst; dann war ein kurzer Sturm eingetreten, und nach einigen Kämpfen und einiger Unruhe hatte sie sich in die friedliche Stille der Entsagung geflüchtet und niedergelassen, hoffend, daß ihre Hütte dort geborgen sei. Doch die Entsagung ist nicht eine so leichte Sache, wie man im Anfang wähnt, wenn die Gnade dem guten Willen geholfen hat, den Fuß auf die erste Stufe zu stellen. Das Menschenherz hat eine unläugbare Aehnlichkeit mit einem sehr häßlichen Thier — mit der Spinne. Es spinnt unermüdlich feine, feine Fädchen aus sich selbst heraus und an ferne Gegenstände hinan, um sich ein Haus zu weben, worin es sich behaglich fühlt, und wenn diese Fädchen nicht wieder und immer wieder zerrissen werden, so setzt sich das Herz in seinem Gewebe zurecht.... und vergißt die Entsagung.

So stand es mit Doralice. Sie hatte sich eingewohnt in ihr zufriedenes Stillleben, das ihr, gerade in der letzten Zeit, als ein äußerst glückliches und angenehmes erschien; und am fernen Horizont ihres Herzens dämmerte der alte, halbvergessene Jugendtraum von Sympathie mit einem anderen Herzen auf — mit einem Herzen, von dem sie ahnte, daß es eines hohen Aufschwunges fähig sei, wenn es vom Morgenlicht der Wahrheit berührt, die Todtengruft des Unglaubens sprengen und zum Leben

der Seele und zur Sonne der Geister, zum Glauben sich erheben werde. Und gerade jetzt sollte sie zu ihrem Mann zurückkehren, den sie nicht liebte, und in ein Haus, dem sie entfremdet war! Die namenlose Wucht dieses Verhältnisses sank wie ein Grabstein auf ihre Brust. Aber Gott wollte es — und Dank jenem Blick, den die Gnade den Herzen gibt, die guten Willens sind: das Alles erkannte Doralice. Und Dank jener Kraft, der die Gnade dem reinen Willen noch nie versagt hat, sie schloß keinen feigen Compromiß mit ihrer Erkenntniß ab. Sie sah, daß Gott gerade diese unerwartete Wendung ihres Schicksals zu ihrer Rettung sende — und sie wollte sich retten. Bei der unsäglichen Hinfälligkeit der menschlichen Natur darf man sich nie verwundern, wenn auch ein edles Herz momentan erschüttert wird und wankt. Bleibt es aber in der Wahrheit, so wird es Gott zu Hülfe rufen, und dann mit dem Apostel sprechen: „Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark."

Als Doralice über den Kiesweg ging, blieb sie eine Minute vor ihrem Häuschen stehen, betrachtete es von der Schwelle bis zum Giebel und seufzte: Du bist meine Heimath nicht mehr! — So entschieden war sie! und wenn sie sich von Sarolta eine Frist erbeten hatte, so war das nicht, um zu überlegen, was sie thun solle, sondern um sich zu sammeln, damit sie es auch in gottgefälliger Weise thue. — Als sie nun in das Haus trat — ach, wie traulich sprach es sie an. Jedes Zimmer, die Aussicht aus jedem Fenster, jedes Möbel — Alles kam

ihr unvergleichlich angenehm, ja, wie ein Theilchen ihres inneren Lebens vor. Lord Henry's Kinder sprangen ihr fröhlich entgegen, Cerberus empfing und geleitete sie bis zur Thüre des Salons, der ihm verboten war. Sie hätte weinen mögen; aber sie weinte nicht. Es gibt Thränen, die die Schwäche des Herzens verrathen oder es schwach machen. Sie fürchtete Beides. Blanca's Brief lag noch uneröffnet auf ihrem Schreibtisch. Sie setzte sich und las ihn. Vielleicht gab er ihren Gedanken eine etwas andere Richtung! Blanca schrieb aus Bukarest ausführlich über den Tod ihres Mannes, ihre Geschäfte, ihre Reise, ihren Sohn; zum Schluß sagte sie: „Es „liegt jetzt ein großer Abschnitt meines Lebens hinter „mir, in welchem ich, trotz alles äußeren Glanzes und „aller inneren Resignation sehr wenig glücklich gewesen „bin, weil ich sehr wenig glücklich machen konnte. Es „bestand nun einmal zwischen mir und dem armen Spi„ridion kein Verständniß, keine Harmonie. Fand ich sie „aber dennoch, so konnten sie nicht anders, als sehr „durchkreuzt, sehr getrübt sein und durften nie in den Vor„dergrund meines Lebens treten. Standen Spiridion „und ich uns auch frei gegenüber, so widersprachen doch „Verhältnisse und Rücksichten dieser Freiheit. Du be„greifst, theure Doralice, daß ich, je mehr ich mich von „der ersten Erschütterung erhole, nicht anders kann, als „in diesem traurigen Ereigniß das Morgenroth meiner „Befreiung aus der Sklaverei einer unglücklichen Ehe zu

„sehen. Ich weiß, daß ich das vor der Welt nicht aus„sprechen darf, obschon die Welt sehr gut le dessons des „cartes kennt und Tausende von Frauen besitzt, die mit „mir in demselben Fall sind und verzweiflungsvoll ihre „Ketten tragen. Wenn man das weiß, so wundert man „sich, weshalb nicht überall die Ehescheidung nach pro„testantischer Art eingeführt wird. Eine Menge Men„schen wären dann doch nicht dazu verdammt, ihr Leben„lang elend zu sein, weil sie in jugendlicher Unerfahren„heit eine Verbindung eingingen, von deren Umfang und „Verpflichtungen sie damals nur eine ganz unbestimmte „Vorstellung hatten. Wie dem nun sei, theure Doralice, „mein Leben nimmt fortan eine andere Wendung. Das „Herz tritt in seine Rechte ein, und um so mehr, als es „sie bis jetzt unterdrücken mußte. In nächster Zukunft „sage ich Dir mehr &c. &c.“

Starr vor Entsetzen über diesen kaltblütigen Cynismus des Herzens — wenn man noch Herz sagen kann! — las Doralice diese Zeilen. Nichts hätte sie mehr in ihrer Richtung bestärken können, als Blanca's Brief. Mit tiefer Trauer um die Schwester verhüllte Doralice ihr Antlitz, und was sie gestern zu Celestine gesagt hatte, trat abermals mit Flammenschrift vor ihr geistiges Auge: „Die Welt ist die Stätte der ungeordneten Liebe! .... Wir aber sind Kinder der Heiligen.“

Ein Sommertraum.

Man war am Nachmittag bei Frau von Derthal versammelt. Lord Henry trat ein, hielt eine Remontante in der Hand und sagte, indem er sie an Doralice gab:

„Dies ist die letzte Rose im ganzen Garten; — sie flüchtet sich zu ihrer Königin.“

„Sie werden poetisch,“ erwiederte sie lächelnd.

„Ihre Schuld!“ sagte er trocken. „Um aber Ihr Werk an mir zu krönen, müssen Sie mir Tom Moore's Lied singen: 'Tis the last rose of the summer; — das versetzt in die höchste Region der Poesie, dahin . . . . wo das Herz von seiner letzten, verwelkten Freude scheidet.“

Doralice fühlte ihr Herz erzittern, aber sie sagte ruhig:

„Sie müssen warten bis zur Dämmerung, lieber Henry; ich habe dies Altartuch fertig zu machen . . . . und eben, als Sie eintraten, sprachen wir davon: ich will es morgen nach Bornhofen bringen.“

„Schon wieder nach Ihrem Bornhofen!" rief er unmuthig; „Sie bringen Ihr halbes Leben dort zu."

„Diese Anschauung vom Leben, um mit Herr von Friedingen zu sprechen!" rief Eulalie scherzend, „ist einzig! im Juli war Doralice da."

„Ja, am Tage nach meiner Ankunft," sagte Conrad.

Lord Henry fuhr fort, ohne diese Berichtigungen zu beachten:

„Wenn ich nur einsehen könnte, wozu diese Gewissensräthe, diese Seelenführer .... oder wie sie heißen mögen! nöthig sind! Man hat ja seine Freunde, die stets bereit sind, guten Rath zu geben. Man hat ja auch seine eigene gesunde Vernunft: ziehe man die doch zu Rath."

„Lieber Henry," sagte Fräulein Crescenze, „wir verschmähen weder das eine noch das andere; allein der Priester ist der Stellvertreter Gottes als guter Hirt der Lämmer Christi — der Seelen! er kennt genau die Stätten, wo sie weiden sollen, und den Pfad, der dahin führt. Unsere gesunde Vernunft ist zuweilen recht krank durch unseren verkehrten Willen, der sie seinen Leidenschaften und Neigungen dienstbar macht; und unsere Freunde sind freilich recht oft bereit, doch nicht oft im Stande, uns guten Rath zu geben, weil sie mit uns auf derselben Stufe stehen und von persönlichen Interessen und Rücksichten nur allzu oft bewegt werden. Da ist es denn ebenso beruhigend als tröstlich, wenn Jemand,

der nichts im Auge hat, als das Heil unserer Seele für die Ewigkeit, uns von diesem Gesichtspunkt aus Rathschläge und Anleitung gibt."

„Beste Tante, da Sie sehr gescheut sind, so nehmen Sie es mir gewiß nicht übel, wenn ich sage: ich staune über Ihre himmlische Einfalt, die einem Priester, bona fide, einen so erhabenen Standpunkt anweist."

„Bona fide! gut getroffen, lieber Henry! ja, im guten Glauben an Christus, der gesagt hat: Wer euch höret, der höret mich."

„Das galt nur für die Apostel!" rief Miß Dundee.

„Wenn das nur für die Apostel galt, so hätte die christliche Lehre mit den Aposteln aufhören müssen," entgegnete gelassen Fräulein Crescenze, und Eulalie rief neckend:

„Denn Ihre Bibel reicht nicht bis zu den Aposteln hinauf, gute Miß! und die armen Apostel so wie ihre Schüler genossen nicht die bequeme, neumodische Erfindung, durch Bibeln das Christenthum zu verbreiten. Sie mußten das Evangelium lehren durch Wort und That — wie ihr göttlicher Meister."

Lord Henry wüthete innerlich über sein elendes Schicksal, beständig Miß Dundee zur Bundesgenossin zu haben. Er rief:

„Gut also! Ihr Priester bezieht jenen Ausspruch auf sich und lehrt Sie, es ebenfalls zu thun. Warum

wenden Sie Sich aber dann nicht an den, welchen Sie zunächst haben?"

„Der Eine thut es, der Andere nicht, bester Henry. Warum treffen Sie eine Wahl zwischen Aerzten und Rechtsgelehrten? Warum nehmen Sie nicht den ersten besten Steuermann für Ihr Schiff?"

„Weil nicht Alle gleich geschickt sind; oder weil ich mehr Vertrauen zu diesem als zu jenem habe."

„Das ist auch unser bestimmender Grund."

Lord Henry hatte schon den Mund zu einem neuen Aber geöffnet, als Doralice sagte:

„Liebe Tante, gib Dir keine Mühe, Henry gründlich zu widerlegen! es ist ihm nicht um Belehrung zu thun; er will nur kreuz und quer scharmützeln und nimmt immer Reißaus, wenn ihm die Wahrheit zu nahe kommt. Uebrigens kann wirklich auch nur der die Institutionen der Kirche richtig verstehen, welcher sie selbst für eine göttliche Institution hält und ihre Einzelheiten im einen, untheilbaren Lichte der ewigen Wahrheit betrachtet, das von dem göttlichen Stifter ausgeht."

„Ich halte aber die christliche Kirche für eine göttliche Institution!" rief Lord Henry eifrig.

„O Mylord! Mylord!" wehklagte Miß Dundee; „das kann nicht sein! Christus hat auf Erden keine Kirche gegründet. Eine sichtbare Kirche ist papistisch-römische Lehre! Er hat uns aber den heiligen Geist zugesagt und geschickt, der Jeden innerlich, ohne Kirche,

über die Wege des Heils und der Seelen Seligkeit belehrt.“ –

„Nonsens, Miß Dundee! baarer Nonsens! ächte Sectirerlehre! ächter Conventikelsaame! die Sorte von heiligem Geist hat sprechende Aehnlichkeit mit dem unheiligen, den jeder Schwärmer sich selbst vindicirt, um — statt den lieben Gott, sein liebes Ich, seine Ideen, seine Neigungen, seine Leidenschaften anzubeten. Eine solche Verdrehung seiner Wirksamkeit muß sich der heilige Geist recht sehr verbitten.“

„Nicht mehr als die seltsame Rolle, zu der Sie ihn verdammen, wenn er sich im fünften Jahrhundert von der, wie Sie selbst sagen, göttlichen Institution der christlichen Kirche getrennt hätte,“ entgegnete Doralice. „Setzen Sie aber nur Ihren Streit mit Miß Dundee fort, lieber Henry; mit uns geht es nicht! Sie wissen ja, nach edler Ritterart wurden den Kämpfern die Vor- und Nachtheile von Sonne, Wind und Boden gleichmäßig zugetheilt. Das ist unmöglich zwischen Ihnen und uns: Sie stehen auf Flugsand, wir auf dem Felsen; Sie im Wirbelwind, wir .... über den Stürmen, Sie stoßen sich viel mehr an Ihre eigenen Widersprüche, Lücken und Breschen, als an den wundervoll klaren, abgeschlossenen Bau unserer Gottesstadt. Je mehr Sie durch Miß Dundee die religiöse Sectirerei kennen lernen, desto mehr werden Sie nach der Einheit, die jeden Widerspruch befriedigend löst und keine Lücken kennt,

verlangen, und das wird Ihnen sehr heilsam sein. Also . . . morgen gehe ich nach Bornhofen."

„Und ich denke mit Eulalie unserem jungen Ehepaar einen kleinen Besuch zu machen," sagte Frau von Derthal.

Sie hoffte, Conrad werde sie begleiten. Er hatte aber von dem Augenblick an, da Doralice von Bornhofen sprach, in aller Stille seinen Plan gemacht, und der entsprach freilich nicht Frau von Derthal's Erwartung. Er sagte:

„Ich will denn auch einen längst beabsichtigten Ausflug machen und in's Nahethal nach Kreuznach und nach Franz von Sickingen's Ebernburg gehen."

„Wenn Alle in alle vier Winde fliegen," sagte Lord Henry, „so will ich mich in Frankfurt bei meinem Banquier nach dem Cours der Sovereigns umschauen. Mir däucht, er ist sehr schlecht."

Doch gleich wieder in seine kriegerische Stimmung zurückfallend, rief er: „Aber Doralice, warum verschwenden Sie die kostbare Brüßler Spitze an solch' Altartuch?"

„Gehören auch Sie zu den Leuten, die es nicht vertragen können, daß die Magdalene ihre Alabasterschaale zerbrach und die Narden über die Füße des göttlichen Heilandes goß?" fragte Doralice ernst.

„Zu den Leuten? — das heißt . . . zu Judas!" rief Lord Henry. „Sie gehen barbarisch mit mir um, Doralice!"

„Gerade so, wie Sie selbst es Sich zuziehen," antwortete sie gelassen und freundlich. — —

In der Dämmerung sang Doralice zu Lord Henry's Wonne „des Sommers letzte Rose." Hätte er geahnt, wie nahe ihn das anging, würde es seine Stimmung sehr gedämpft haben. Doralice zitterte wohl einen Augenblick bei der Intonation; allein ihr tapferes Herz besiegte die schwankende Stimme. — Nur wenn sie allein war und den Blick auf ihre Zukunft fallen ließ, meinte sie, ihr Herz müsse still stehen. Es hatte sich mit seinen feinsten Fibern und Fasern hineingerankt in das Leben und Weben der Kirche, und aus diesem unerschöpflichen Born täglich, stündlich Kraft, Trost, Licht, Freudigkeit, Genügen — ach, Alles geschöpft, was den Entmuthigungen der irdischen Pilgerfahrt die Waage hält. Und gerade jetzt sollte sie diesen täglichen Trost entbehren, jetzt, wo eine so schwierige Stellung sie erwartete; denn Sarolta mochte sagen, was sie wollte, Doralice kannte Ghioray genug, um zu wissen, daß seine Rückkehr zu ihr nicht aus dem tiefen Bewußtsein und Drang, ein Unrecht zu sühnen, hervorging. Sein Leben war nicht auf wahren Prinzipien gegründet, folglich war sie immer seiner schwankenden Stimmung Preis gegeben. Sie wußte, daß die Kirche in einem Fall, wie der ihre war, die lebenslängliche Trennung beider Ehegatten aussprechen kann. Aber trotz ihrer Entmuthigungen fiel es ihr nicht ein, diese Trennung zu beanspruchen. Den geraden

Herzen, die aufrichtig den Willen Gottes umfassen, bleiben viele Schwankungen erspart. Sie leiden, aber wie Helden, die den Schmerz nicht fürchten; nicht wie Feiglinge, die ihm zu entfliehen suchen. Ihr Weg lag klar vor ihrem inneren Auge. Ihr Gefühl sträubte sich, ihn einzuschlagen; ihr Wille nicht: das war ihr Kampf.

Am anderen Nachmittag fuhr Frau von Derthal mit ihren beiden Töchtern den Rhein hinab, und während Doralice bei Camp, der Nachenstation von Bornhofen, das Dampfboot verließ, setzte sie mit Eulalie ihren Weg fort. Ein tobender Sturm peitschte den Strom in Wellen auf, jagte die Wolken in schweren Massen zusammen, schüttelte die Bäume, daß sie von den Aesten bis in die Wurzel hinein erkrachten, und fegte die Blätter, die wie Regen von den Zweigen fielen, in wüthenden Staubwirbeln am Boden fort. Etwas Feindliches, Drohendes war in der ganzen Natur. Doralice gedachte jenes herrlichen Juliabends, da sie unter Rosenwolken und Sternenschimmer die Fahrt gemacht hatte. Der Umschwung in der Natur war nicht größer, als der in ihren Verhältnissen. Grau, unruhig, kühl wie dieser Herbstabend, lag der neue Abschnitt ihres Lebens vor ihr. Der Nachen, der sie an's Ufer führte, tanzte und schwankte auf der stürmisch bewegten Flut. Sie beachtete es nicht: der innere Sturm war heftiger. Kaum gelandet, ging sie zur alten Wallfahrtskirche der schmerzhaften Mutter Gottes von Bornhofen.

Am Fuß eines schroffen Felsens, der sich in zwei Spitzen zerklüftet, welche in die zwei trotzig aufgegipfelten Burgruinen Sternberg und Liebenstein auslaufen, liegt das ehemalige Kapuzinerkloster Bornhofen mit der Wallfahrtskirche, durch den Fahrweg vom Rhein getrennt. Wie lange hier eine Kapelle gestanden, in welcher es Gott gefiel, an die Anrufung der schmerzhaften Mutter große und wunderbare Gebetserhörungen zu knüpfen: das verliert sich im Dunkel der Vorzeit. Weil es eine Gnadenstätte war, zu welcher viele Tausende von Wallfahrern alljährlich pilgerten, und mit solcher Liebe und Andacht, daß sie auf einem gewissen Punkt, wo man dieselbe zuerst gewahr wird, und den man noch jetzt kennt, niederknieten vor Dank und Freude: darum erbaute der fromme Ritter Johannes Brömser von Rüdesheim dort statt der engen Kapelle im Jahr 1435 eine Kirche. Er selbst mochte in den vielen und heftigen Kämpfen, welche er um seine Schlösser Sternberg und Liebenstein zu bestehen hatte, den Schutz der Gottesmutter erfahren haben. Gewiß ist es, daß er nach der Besiegung seiner mächtigen Gegner nicht bloß diese Kirche, sondern auch noch die Pfarrkirche zu Rüdesheim und die Kirche des Gnadenbildes unseres blutschwitzenden Heilandes, Noth Gottes genannt, im Rüdesheimer Walde baute. So lebhaft war damals das Bewußtsein schuldiger Dankbarkeit für Gottes Segen und Beistand, und so aufrichtig das demüthige Bewußtsein, dieser Pflicht nicht genü-

gen zu können, daß man Kirchen und Klöster, Stätten des Opfers und des Gebetes errichtete, um durch sie tausend und tausend Seelen für ewige Zeiten zum Lob und Preis Gottes aufzumuntern und anzuregen, und um in dieser Weise Hülfstruppen der Dankbarkeit zu sammeln. Der Klostersturm des neunzehnten Jahrhunderts, den die Geschichte der Zukunft erst mit dem gebührenden Licht beleuchten wird, traf auch Bornhofen. Im Jahre 1813 wurde nicht bloß das Kloster aufgehoben, die Gebäude verkauft, der Kapuzinerconvent, welcher den Seelsorgsdienst der Wallfahrer besorgte, zerstreut: sondern man schloß die Kirche selbst, und während acht Jahren durfte weder Gottesdienst noch öffentliche Wallfahrt gehalten werden. Das war die Zeit, in welcher die Fürsten in der vollen Glorie der heiligen Alliance selbstbewußt thronten; — wozu brauchte da das Volk Gott und seine Heiligen? — Es sollte sogar das Gnadenbild weggeschleppt und in irgend eine Rumpelkammer oder Alterthumssammlung begraben werden; der Nachen war bereit, auch die Leute, um es fortzuschaffen. Aber — so wird erzählt — es gelang den Leuten nicht, das Bild vom Altar zu heben. Genug, es blieb in der verödeten Kirche. Und weil es blieb, so kamen auch immer noch einzelne Pilger, schauten durch die Spalte eines Seitenthürchens in die Kirche und auf das verehrte Bild und verrichteten, außerhalb knieend, andächtig ihre Gebete. Nach acht Jahren wurde das

Interdict wieder von Bornhofen genommen und der Gottesdienst gestattet. Sogleich belebte sich die fromme Wallfahrt und die gemeinsamen Processionen setzten sich in Bewegung, unter ihnen auch die aus Coblenz, die bereits seit dem Jahre 1610 jährlich im Juli nach alter Sitte ihre Wachskerze darbringt. Aber lange Jahre verstrichen und die Gnadenstätte entbehrte noch immer das, was das Hauptbedürfniß der Pilger ist: eine stehende Seelsorge. Erst im Jahre 1850 bezog die Congregation des allerheiligsten Erlösers einen Flügel, den dritten Theil des alten Klosters, und übernahm die Seelsorge der Pilger, so daß jetzt die alte Wallfahrtskirche wieder ist, was sie früher war: ein Zufluchtsort für reuige Sünder, ein Segensquell für kummervolle, hülfsbedürftige Gemüther, ein Teich Bethesda für kranke, schwache, wunde Seelen.

Das Klostergebäude sieht verwittert und verfallen aus, wie das immer der Fall ist, wenn solche Häuser ihrer ersten Bestimmung entfremdet und in profane Hände gekommen sind: sie machen stets den Eindruck eines entweihten Heiligthums. In der Kirche ist die Spur einer langen Verwahrlosung noch nicht verwischt: sie ist von ärmlicher Einfachheit. Ihr Bau hat eine Eigenthümlichkeit, durch welche sie vielleicht einzig in ihrer Art ist: sie besteht aus zwei Schiffen. Die Pfeiler, welche die Gewölbe tragen, stehen in der Mitte des inneren Raumes, von der großen Eingangsthür bis zum

Chor, so daß der Blick des Eintretenden durch sie gebrochen und der Hochaltar verdeckt wird. Ein Ausbau am Schiff zur linken Hand, durch eine Marmor-Brustwehr abgetrennt, bildet die Gnadenkapelle, in welcher sich über dem Altar das verehrte Bild befindet. Es stellt in Holz geschnitten die Mutter Gottes mit dem heiligen Leichnam auf dem Schoß vor: eine Pietà in der Kunstsprache; ein Vesperbild in alter Sprache des Volkes.

Doralice hatte eine Viertelstunde durch die Flur zu gehen, die in der schönen Jahreszeit ein äußerst freundliches Gemisch von Gärten und Feldern, mit Obst- und Nußbäumen bestreut darbietet, auf der einen Seite zu Rebenhügeln sich hinanwellt, die sich an schroffe Felsen lehnen; auf der anderen zum Rhein hinabsteigt. Hier ist er nicht breit, so daß das entgegengesetzte Ufer noch mit in den Rahmen des Landschaftsbildes hineintritt: drüben ist der Raum für die Chaussee und die Eisenbahn von den Felsen des Hundsrück abgesprengt und die Nachtigallen in dessen Ginstergebüschen mögen wohl bald entsetzt verstummen vor dem Getöse der vorüber donnernden Züge. Wo die Berge vom Fluß zurücktreten, liegt ein Dorf versteckt in Obstbaumhainen, über welche der Kirchthurm beschirmend sich erhebt.

Jetzt lag ein bleiernes Grau auf dem Strom, auf der Flur, auf den Bergen, auf dem Himmel. Alle

Linien waren verwischt, alle Gegenstände gedrückt und eingeschrumpft; kein Licht erhob — kein Schatten vertiefte — kein Farbenwechsel belebte sie. Die ganze Landschaft trug einen unaussprechlich melancholischen Character. In ihren grauen Schäferplaid eingewickelt glitt Doralice, selbst wie ein Schatten, durch diese Schattenwelt, zuweilen mühsam fortschreitend, wenn der Sturm einen neuen Anlauf nahm. So ist das Menschenleben! sprach sie zu sich selbst; Staub und Asche sind wir, durch Staub und Asche gehen wir, mit Stürmen kämpfen wir — aber die Gnade steht uns bei, unsere himmlische Bestimmung zu erreichen, und mit ihr strebt das armselige Staubesgebilde der Glorie zu. O das Leben ist wohl sehr dunkel in der Zeit, aber wunderbar herrlich im Widerschein des Lichtes, das von den heiteren Bergen der Ewigkeit glänzt. — Vor der Kirche stehen zwei mächtige uralte Linden, die schon manche Generation der Menschen kommen und gehen sahen. Im Sommer breiteten sie ihren grünen Schatten vor dem Eingang aus, der Wohlgeruch ihrer Blüthen durchzog die Lüfte wie Weihrauch, die Bienen schwärmten summend um diese kleinen Kelche voll Honig, und das Sonnenlicht zerfloß in spielenden Blitzen, Flittern und Funken in dem kräftigen, smaragdfarbenen Laube. Nun standen sie da wie beraubte Könige und streckten die dürren Aeste mit dem entfärbten, welken, spärlichen, raschelnden Laube, finster drohend in den Sturm hinein. Doralice betrat die

Kirche mit dem Gefühl, einen heimlichen Hafen erreicht zu haben. Vor der Gnadenkapelle sank sie auf die Kniee. — —

Und jetzt, da die Spannung und die Erregtheit der Ueberraschung nachließ, da der Augenblick der unwiederruflichen Entscheidung gekommen war, da Vernunft und Ueberlegung ihren Platz einnahmen und ihnen gegenüber das Herz sein Recht zu vertheidigen suchte — ach, jetzt trat ihr das Opfer, das sie zu bringen hatte, in seinem ganzen Umfang, mit seiner vollen Wucht, in seinen tausendfachen Beziehungen vor die Seele und nicht anders war ihr zu Muth, als ob sie das Kreuz aufrichten sähe, an welches sie sich selbst mit eigener Hand annageln sollte. Auch unter den glücklichsten Verhältnissen ist es ein Schritt, vor dem das Herz des Weibes erzittert: seine Freiheit in die unwiederrufliche Abhängigkeit von einem Mann zu geben. Sei er noch so edel, gewähren sein Character, seine Grundsätze die gediegenste Bürgschaft, daß er nicht seine Stellung als Herr und Haupt der Familie mißbrauchen — und eben sowohl, daß er nicht unter derselben bleiben werde, sondern seiner hohen Aufgabe gewachsen sei: dennoch zieht der Verlust ihrer Freiheit für die Frau eine Kette von unscheinbaren und unzähligen Opfern nach sich, welche freilich die erfahrungslose erste Jugend nur unbestimmt ahnt. Aber Doralice kannte sie. Doralice blickte mit wissendem Auge in ihre Zukunft. Für sie war keine Illusion möglich.

Für sie war die Wirklichkeit nicht von jenem Goldschaum überhüllt, der den jugendlichen Blick schmeichelnd blendet. Für sie gab es nicht jenes Morgenroth von Liebe, das, wenn die Sonne des Lebens auch später nur umwölkt und der Himmel trübe erscheint, dennoch die Erinnerung an eine liebliche Aurora, oft für's ganze Leben, in der Seele zurückläßt. Es war keine Liebe zwischen ihr und Ghioray! Er hatte sie verstoßen um eines anderen Weibes willen; und sie hatte sich gewöhnt, ihr ganzes Leben mit allen Interessen und in jeder Richtung als abgelöst von dem seinen zu betrachten und sich zufrieden zu fühlen im gottgefälligen Gebrauch ihrer Freiheit. Ach! nur frei zu sein, das erschien ihr jetzt als das höchste Gut. Sie wollte ja Allem entsagen, jedem Glück, jeder Freude, jeder Liebe, jedem Trost! .... nur frei sein! nur nicht in die schauerliche Gefangenschaft dieser Ehe gerathen. Aber dann erwachte ihr Gewissen und stellte sie vor ihr geheimes Gericht und fragte sie, ob diese Wendung ihres Schicksals ihr vor drei Monaten nicht ein willkommenes Ereigniß gewesen wäre? — ob es ein unegoistischer Grund sei, der diese Veränderung ihrer Ansicht hervorrufe? — ob ihr Sträuben zur Ehre Gottes sei? — ob sie sicher sei, ihre Freiheit nie zu mißbrauchen? — ob nicht die göttliche Barmherzigkeit dies Mittel anwende, um sie aus großer Gefahr zu retten? — ob sich ihr Herz nicht etwa schon in unheilvoller menschlicher Schwäche dem Wege des Verderbens, der

in die ewigen Abgründe führt, zugewendet und deshalb diese Schickung als eine heilsame Buße, als ein irdisches Purgatorium anzunehmen habe? Doralice erschauerte, wenn nur der Schatten einer Beleidigung Gottes ihr Herz streifte. Konnte sie sich auch keiner anderen Schuld anklagen — an heiliger Wachsamkeit hatte sie es doch fehlen lassen, und die Agonie ihres Herzens, das zwischen Hingebung an den Willen Gottes und an die eigene Neigung, zwischen Unterwerfung und Empörung den unblutigen Kampf kämpfte, der schwerer ist als mancher blutige — ach! diese furchtbare Agonie zeigte ihr mehr als alles Andere, daß dies Opfer ihre Rettung sei. O du elendes Herz! seufzte sie; du weißt, daß es zur Ehre Gottes und zum Heil deiner Seele ist — und du schwankst, du zauderst, du sträubst dich! ist denn die himmlische Liebe nicht groß und schön genug, um dich zu erfüllen? mußt du der irdischen dich zuneigen? .... Nun, so kämpfe nur fort, du thörichtes Herz, und sei versichert, daß ich bis zu meinem letzten Athemzuge dich kreuzigen werde! . . .

Wie Wellen sich heben und senken, fluthete bald Entmuthigung und Verzagtheit, bald Entschlossenheit und Opferfreude, bald ein Grauen ohne Grenzen und eine Angst ohne Namen durch ihre Brust. Zuweilen nahm dieses Grauen auch den Character richtiger Vorsicht an und sie fragte sich, ob sie auch nicht eine allzu schwere Bürde auf sich lade und ob es nicht Vermessenheit und

Selbstüberschätzung sei, in ein Verhältniß zurückzutreten, welches sogar die Kirche, die doch ihre Kinder zu hohen Dingen anleitet, für so pein- und qualvoll anerkennt, daß sie die äußere Trennung der Ehe gestattet und ein gemeinsames Leben nicht gebietet. Aber ach! nach kurzem Besinnen mußte sich Doralice die Antwort geben, daß für diesen besonderen Fall Ansicht und Rath der Kirche nicht zu bezweifeln sei, und daß von vermessener Selbstüberschätzung keine Rede bei ihr sein könne, da sie ja nur im Vertrauen auf Gott und im Gehorsam ihrer Pflicht den schweren Schritt thun werde. Unter solchen Umständen aber sei es nicht fromme Demuth, sondern menschlicher Kleinmuth und Glaubensschwäche, auf die Fülle des Gnadenbeistandes nicht mit heiliger Zuversicht zu zählen. Welche Ausflüchte ihr Herz nehmen, zu welchem Vorwand es greifen wollte, ach! überall wurde es unerbittlich zurechtgewiesen und entlarvt. Regungslos lag sie da, wie gebrochen von dem inneren Sturm, dem heftigsten ihres Lebens. Sie dachte nichts mehr, sie fühlte nichts mehr; sie litt nur. Kann der Kelch nicht vorübergehen? . . . sollen mir die sieben Schwerter wirklich das Herz zerschneiden? . . . ist dies Kreuz unwiderruflich mein Antheil? . . . Wie Du willst, mein Gott, nicht wie ich will! — —

Keine menschliche Seele war in dem dämmerigen, sturmumtobten Gotteshause zu gewahren. Conrad war freilich da. Er wollte Bornhofen sehen . . . . und Do-

ralice! aber stören wollte er sie nicht, nur sie beobachten, wie damals in Mariathal, zwischen Himmel und Erde, als er sie noch nicht kannte. Schon am Vormittag war er hinab gefahren und hatte sich die Wege und Stege, Kirche und Gnadenbild in Augenschein genommen. Niemand störte ihn. Es besucht ja nicht bloß der Andächtige, sondern auch mancher Neugierige die Gotteshäuser. Er wußte, wann Doralice ankommen — und setzte voraus, daß sie sogleich zur gnadenreichen Mutter eilen werde. Er hatte einen Platz ausfindig gemacht, von wo er die ganze Kirche übersehen konnte: es war ein kleines Oratorium neben der Gnadenkapelle, mit einem Fenster, das auf den Altar und zugleich auf die große Eingangsthüre sah. Da wickelte er sich bis zu den Augen in seinen Mantel, setzte sich auf einen Betstuhl und wartete. Aber nicht lange! er hatte gut gerechnet: Doralice kam pünktlich. Als sie eintrat, klopfte sein Herz beklommen, und ohne daran zu denken, daß sie ihn im dunkeln Oratorium und hinter dem Fenster nicht gewahr werden konnte, vermummte er sich noch tiefer. Doch bald sah er, daß Doralice nicht daran dachte, um sich zu schauen. Sie lag still auf den Knien, verbarg ihr Antlitz in ihren Händen und hob es zuweilen zum Gnadenbilde auf. Es lag eine Ruhe, ein Friede auf dieser einsamen Beterin in der einsamen Kirche, während draußen der Sturm heulte, daß nach und nach etwas von diesem Frieden auf Conrad überging. Welch ein

wunderbarer und edler Glaube das ist! sprach er in seinen Gedanken: der Sohn Gottes wird in geheimnißvoller Weise der Sohn der Jungfrau, um die menschliche Natur mit der Gottheit zu vereinigen und durch sein gottmenschliches Leben und Leiden die Sühne für die alte Erbschuld zu leisten und die hingesunkene Menschheit in seinem Blut zu reinigen, zu heiligen! . . . O ein himmlischer Glaube, der vollkommen der Doppelrichtung unseres Wesens entspricht: es ist einerseits gelähmt durch den Druck der sündigen Natur . . . . und muß erlöst werden. Und es hat andererseits ein Flügelpaar, das sich immer entfalten möchte zum Aufschwung in Regionen des ewigen Glücks, der ewigen Liebe . . . . des ewigen Seins! . . . . dazu muß es vollkommen werden . . . . geheiligt werden im Blut des ewigen Opfers, das in tausend Gnadenströmen fort und fort seine göttliche Kraft in der siechen Menschheit bewährt. O ein ganz himmlischer Glaube, der dem Menschen das gibt, was ihm Noth thut und was wiederum seiner Doppelrichtung entspricht: Demuth und Starkmuth. Da . . . liegt alle Größe des Menschen . . . . und diese Größe schöpft er aus Systemen, Problemen und Philosophemen nicht; sie ist das Eigenthümliche des Christenthums . . . . sie lebt vom Arom des Opfers. Dem hingeopferten Gott opfert sich das demüthige, starke Herz. Wahrlich . . . . ein Glaube, der große Ideen erzeugt und den Menschen mächtig antreibt, nicht in Theorien und Ab-

stractionen zu verweilen, sondern sie practisch auszuführen. Und warum ist das nicht mein Glaube? .... warum ist dieser wunderbar liebende Gott ..., nicht mein Gott? — warum ist diese wunderbare Mutter des Gottmenschen, die Ihn der Menschheit gegeben hat ... nicht auch meine Mutter? .... Ach, warum mußte meine Wiege unter dem frostigen Gestirn des Rationalismus stehen, und warum mußte nur ein Strahl .... aber nicht die Sonne des Christenthums auf sie fallen! .... — Aber man kann sich ja zum Christenthum bekehren .... der Türke, der Jude, der Heide kann es... weshalb nicht auch der Glaubenslose, der Rationalist? — O eine Hand! .... eine hülfreiche Hand! — O eine Stimme, die mir von Oben herab zuriefe: Dies ist die ewige Wahrheit! nur dies! — Die katholische Kirche, sagt *sie*, sei diese Hand .... sei diese Stimme. Aber alle Religionsgesellschaften nehmen, wenn sie überhaupt noch diesen Namen verdienen, eine Offenbarung der ewigen Wahrheit als ihren Kern, ihren Lebenskern an. ... — — —

So wogten und wallten Sehnsucht und Zweifel, Lichtstrahlen und Wolkenmassen durch Conrads Seele und er bemerkte nicht den Flug der Zeit. Auch Doralice nicht! Es dauerte lange, lange, bis sie ihrer inneren Schwankungen und Gefühlsempörungen so weit Herr wurde, um endlich den unbesieglichen Entschluß zu fassen, komme was wolle an Trübsal und Prüfung über

sie — sie lege ihr gemartertes und beängstigtes Herz in die durchwundeten Hände ihres Heilands und an das schwertdurchbohrte Herz seiner trauernden Mutter: und sie bat um die Gnade, diese himmlische Zufluchtstätte, mitten im Gewühl der Welt, außerhalb und innerhalb ihres Herzens, nie zu verlassen: dann wolle sie ihr Kreuz annehmen und tragen nach dem Wohlgefallen Gottes. —

Als ein Laienbruder aus der Sacristei in die Kirche kam und das ewige Licht besorgte, trug Doralice ihm auf, ihren Beichtvater für den anderen Morgen in den Beichtstuhl zu bitten. Dann nahm sie wieder ihren Platz ein und blieb, bis die Kirche geschlossen wurde. Es war ihre Nacht am Oelberg. Conrad hatte sich schon zuvor leise entfernt, um nicht mit Doralice am Ausgang etwa zusammen zu treffen und um sie auf dem Heimgang von fern zu begleiten. Als sie unter die Vorhalle trat, die ein weites Schirmdach vor der Kirche bildet, rollte die volle Mondesscheibe zwischen zerrissenen Wolken über den Kamm der östlichen Berge und der Sturm fiel mehr und mehr, gleichsam ermüdet von seinen unnützen Anstrengungen, die keine Veränderung in dem geregelten Gang der Naturerscheinungen bewirkten. Er grollte noch und wühlte noch in den Wolken; aber seine Wuth war gebrochen. Der Mond goß sein Licht, von vorüberfliegendem Gewölk gedämpft, über die Landschaft und tuschte ein Netzwerk vom Schatten der Baumäste in

tausend Verschlingungen über den Weg. Auf dem Rhein aber schwebte ein beweglicher, röthlicher Stern, die Laterne an der Mastspitze eines Kohlenschiffes, das langsam stromauf gehend, eine ganze Reihe von Kähnen anführte. Aus dem Dorf Bornhofen, das seine wenigen ärmlichen Häuser in eine Felsenschlucht, die ein Bächlein durchrieselt, neben der Kirche einklemmt, kamen ein Paar Kinder und schlugen den Weg nach Camp ein. Doralice folgte ihnen; so war sie nicht allein! —

Mich braucht sie nicht! dachte Conrad unwillkürlich herabgestimmt. Er verließ seinen Wachposten in der Verschattung der Vorhalle und schlug seinerseits den Rückweg ein. Am nächsten Morgen wollte er dem Gottesdienst beiwohnen, und dann mit dem nächsten Dampfschiff nach Bingen gehen, um das Nahethal zu durchfliegen. Er war wohl manchmal in katholischen Kirchen während des Gottesdienstes gewesen, ja, vor wenig Tagen noch, bei Celestinens Brautmesse; aber er hatte der heiligen Handlung nie seine Theilnahme zugewendet. Die Bewegungen des Geistlichen, dessen Kleidung, oder die Musik, die Betenden, die Gemälde, den Styl und die Ausschmückung der Kirche — kurz, alles Aeußerliche hatte er in's Auge gefaßt und, merkwürdiger Weise! nie gefragt, was denn eigentlich am Altar vorgehe, um die Betenden auf ihre Knie herab zu ziehen. Die Katholiken knieten nun einmal in ihren Kirchen! das war so ihre

andächtige Gewohnheit. Er wollte aber diesmal der Handlung des Priesters folgen!

Die Dämmerung der frühen Morgenstunde wurde noch grauer durch einen dichten Nebel, über den wohl Niemand sich so freut, wie der Weinbauer; denn dieser Nebel hat die Eigenschaft, den Trauben ihre Weichheit zu geben, und deshalb heißt er mit seinem technischen Namen „Traubendrücker.“ Nicht zwanzig Schritte konnte Conrad vor sich sehen! er fürchtete immer Doralice unversehens einzuholen, wenn er schnell ging, und wenn er zögerte, von ihr überholt zu werden. Als er die Kirche erreicht und sein Auge sich an die darin herrschende Dunkelheit gewöhnt hatte, sah er Doralice auf ihrem gestrigen Platz knien. Es wurde eben eine Messe in der Gnadenkapelle gelesen. Die Kerzen, die dort auf dem Altar brannten und ein Paar Lichtstümpfchen, bei denen ein Paar Bauerfrauen aus dem Hundsrück in großen himmelblauen schwarzgestickten Hauben, aus ihren Gebetbüchern beteten, erhellten schwach die Kirche, in der sich nur jene Pilgerinnen und einige Leute aus dem Dorf Bornhofen befanden. Man behauptet, der Gottesdienst der Katholiken sei blendend und darauf berechnet, den Sinnen und der Phantasie zu schmeicheln, dachte Conrad und zog fröstelnd seinen Mantel zusammen; hier ist wahrhaftig keine Spur davon! Wer zu solcher Stunde herkommt, der muß beten wollen! . . . und wie sie da Alle beten, so still, so gottgefriedet trotz

Kummer und Sorgen! . . . . Aber du, was machst du hier? denkst du an Gott? bittest du ihn um Licht und Kraft? sehnst du dich nach seiner Erkenntniß? . . . . und wenn du danach verlangst — ist es wegen der Wahrheit . . . . oder wegen Doralice? . . . . Soll die Wahrheit die Brücke sein, welche dich zu Gott . . . . oder . . . . zu ihr führt? — Ach, zu ihr! zu ihr! Gott . . . wird sich dann schon finden lassen in seinem Himmel, wenn er mir den meinen geschenkt hat! . . . . So rankten sich seine Gedanken weit ab von dem unblutigen Golgatha des Altars und den Kopf auf die Armlehne der vor ihm stehenden Kniebank gestützt, saß er im Dunkel eines schirmenden Pfeilers, von Niemand gesehen. Da klang das Glöckchen zur Wandlung. Conrad schaute auf und nach der Gnadenkapelle. Der Priester fiel eben anbetend auf ein Knie, erhob sich dann und zeigte in hocherhobenen Händen die heilige Hostie. Die Betenden senkten noch tiefer das Haupt, klopften an die Brust — und ein Mann, der bis dahin gestanden hatte, kniete nieder. Das ist klar, dachte Conrad: ein Act der Anbetung ist's! doch man kann unmöglich diese Oblate anbeten! — Als derselbe Act sich bei der Elevation des Kelchs wiederholte, sprach Conrad zu sich selbst: Und den goldenen Becher werden diese Leute, dieser Priester, Doralice, doch ebenso wenig anbeten! . . . . Ob das in jeder Messe geschieht? — Es begann so eben eine andere am Hochaltar und als die Wandlung kam, erklang das Glöckchen,

bog der Priester das Knie und es folgte genau dieselbe Handlung. Was sie nur anbeten? dachte Conrad; es sind ja vernünftige Menschen .... sie werden mir zu antworten wissen. Ob ich in die Sacristei gehe und frage? —

Indem verließ Doralice ihren Platz, ging einem Beichtstuhl zu und kniete in demselben nieder. Das gab Conrads Gedanken eine andere Richtung. Ich will sie fragen, sprach er bei sich selbst; was sie sagt, ist mir immer einleuchtend! sie ist der Genius der Wahrheit. Ich warte bis morgen .... und vielleicht hat mir die gnadenreiche mater dolorosa diese Frage eingegeben. Ein großes Glaubensgeheimniß der katholischen Kirche muß es sein, da derselbe Act immer auf dieselbe Weise begangen wird .... und wer weiß, wie lange schon! bei ihr geht ja Alles in die tiefste Vergangenheit zurück. — — Der celebrirende Priester sagte eben: per omnia saecula saeculorum. Welch eine Zuversicht! dachte Conrad; sie muß einen göttlichen Grund haben. Und wie das großartig ist in diesem Dunkel, dieser Anmuth, dieser Weltabgeschiedenheit, vor einer Handvoll geringer Landleute und frommer Frauen so unerhört majestätisch zu sprechen. — —

Mehr und mehr wich die Dämmerung und der Nebel. Die Sonne war noch nicht über die Berge hinauf gestiegen; allein sie schickte ihr Licht voraus, das sich wie ein goldener Scepter auf den Nebel legte, und ihn von

den Bergesspitzen herunter und an die Abhänge drückte und immer tiefer und tiefer, bis er sich in Thau und in fliehendes Gewölk verwandelte. Auch in die Kirche brach allmählig das Licht ein. Zuerst hauchte es nur die Rippen der Gewölbe rosenfarben an, glitt dann weiter hinab, vergoldete Pfeiler und Wände und füllte endlich den ganzen Raum mit seinem Glanzstrom. Die Leute hatten sämmtlich die Kirche verlassen, um an ihr Tagewerk zu gehen. Conrad fühlte sich unbehaglich im hellen Morgenlicht auf seinem Lauscherposten, der ihn jetzt nur wenig den Augen entzog. Wenn Doralice ihn gewahrte, was mußte sie denken, ihn zu dieser Stunde auf dieser Stätte zu sehen! Mußte er ihr nicht wie ein Spion erscheinen, der heimlich ihr nachschlich? Und .... war er es nicht? — Leise stand er auf und verließ die Kirche mit einem gewissen freudigen Gefühl, an diesem Gnadenort — denn das war er für Doralice! — in ihrer Nähe gewesen zu sein. Vielleicht hatte er einen Platz in ihrem Gebet gehabt .... vielleicht hatte sie ihn der schmerzhaften Gottes-Mutter empfohlen! — O ja, das Alles war geschehen — nur anders, als er es hoffte. Uebrigens kam sie ihm immer so idealisch vor, daß sie ihm im Gebet vor Gott auf heiliger Stätte nicht edler erschien, als in ihrem Zimmer, zwischen den Menschen und in gewöhnlichen Gesprächen. Wo sie ging und stand — er sah sie immer in einer Glorie. — Kaum

war er nach Camp zurückgekehrt, so kam ein Dampfschiff stromauf, mit dem er nach Bingen fuhr.

Doralice blieb noch lange in der einsamen Kirche. Sie wußte ja, wenn sie fortging, so kam sie so bald nicht wieder .... vielleicht nie wieder! mit dem ersten Schritt über diese Schwelle stellte sie ihren Fuß auf das Rad eines neuen Lebens und es rollte dahin. Aber es galt kein Zagen und kein Zögern mehr. Die göttliche Barmherzigkeit war ihr ja so nahe, so treu, hatte eben wieder ihr Herz — über dessen leiseste Regung sie selbst unerbittlich Gericht gehalten — in den Strom der Gnaden untergetaucht und gestählt. War es denn nun so schwer, dies mit Gott vereinte Herz nun auch an sein Kreuz zu heften? — Wohl der Seele und Heil ihr, die sich wenigstens diese Frage stellt! Doralice beantwortete sie sich selbst mit dem Ausruf des heil. Augustinus: „Gib mir Kraft, o Herr, zu thun, was Du gebietest und dann gebiete, was du willst." — Sie ging in das Sprachzimmer des Klosters, um von dem Pater Abschied zu nehmen, der seit jener unvergeßlichen Mission der Rathgeber ihrer Seele geblieben war. Sie theilte ihm den plötzlichen, unerwarteten Wechsel ihres Schicksals, ihren Entschluß, ihre Aengste mit.

„Wo Gott viel begehrt, da gibt er viel Gnade und endlich großen Lohn," antwortete er. „Sie sollen so vollkommen werden, daß der liebe Gott einem so guten Kinde nichts abschlagen kann, am wenigsten die Beleh-

rung Ihres Gemahls. Das Schlößchen und das Schweizerhäuschen sind auf die Dauer gar kein Platz für Sie. Es war nur die erste Station Ihres Marsches — und die ist leicht erreicht und führt nicht weit. Wer hat denn je unter so vielen Blumen den Himmel erstürmt! Unter Dornen ist es viel leichter, allerdings dem natürlichen Menschen minder angenehm, was abermals ein großer Vortheil ist. Kurz, der liebe Gott meint es sehr gut mit Ihnen, indem er Ihnen Gelegenheit gibt, zu seiner Ehre zu leiden, zu wirken und zu handeln Drei Jahre haben Sie sich passiv gehalten und recht brav; aber in der Passivität kann man leicht einschlafen und man merkt es kaum. Also muthig hinaus auf den Platz, der Ihr eigentlicher Platz ist. Und besinnen Sie sich nicht lange, gehen Sie bereitwillig lieber heute als morgen. Nicht Graf Ghioray — Gott ruft Sie! das haben Sie ja auch sehr gut verstanden, als Sie gleich mit sich selbst im Reinen waren."

„Ja," sagte Doralice, „Gott ruft mich: das ist mein Trost; denn es ist nun seine Sache, mich weiter zu führen."

Nachdem sie noch einige Zeit mit dem Pater ihre Verhältnisse besprochen hatte, bat sie ihn um seinen priesterlichen Segen und sein Gebet und verließ den Gnadenort. Im Schlößchen fand sie am Nachmittag noch Niemand von den anderen Reisenden; Fräulein Crescenze war allein. Aber Doralice, eingedenk der Mahnung des Paters,

ihren Entschluß bald auszuführen, theilte der Tante sogleich Alles mit und diese sagte bewegt:

„Wie schwer es mir auch werden möge Dich zu entbehren, es ist besser, so wie Gott es fügt. Er segnet vielleicht das Fünkchen von Reue, welches in Ghioray's Herz erwacht ist, durch große Gnaden, deren Werkzeug Du sein sollst."

Unwillkürlich dachte Doralice, daß ihre Mutter ihr einmal dasselbe in Bezug auf Conrad — und Eulalie in Bezug auf Henry gesagt hatte. Wie leicht sprechen sich solche Hoffnungen aus! wie unendlich schwer erfüllten sie sich! welch eine ungeheure Erschütterung des ganzen inneren Menschen gehörte dazu, um ihn in seinem tiefsten Wesen aus den Fugen zu heben, so daß auch auf ihn jenes Wort paßt, das der Bischof St. Remigius zum bekehrten Frankenkönig Clodwig sprach: „Beuge dein Haupt, stolzer Sicambrer! Bete an, was du verachtet, und verachte, was du angebetet hast." Denn das ist unzertrennlich von jeder aufrichtigen Bekehrung. — Doralice besprach schon Vorbereitungen zu ihrer Abreise mit der Tante, als Frau von Derthal und Eulalie heimkehrten — erstere ganz entzückt von dem dreitägigen Eheglück Celestinens und von der großen Harmonie des jungen Paares. Doralice sah die Mutter an mit einem eigenthümlichen Schimmer in ihrem Auge, von dem man nicht wußte, ob es Freude, ob es eine Thräne war, und sagte zärtlich:

„Sieh, wie gut ist Gott! zu dem Trost, Celestine zufrieden zu wissen, kommt ein anderer: Franz hat sich mit mir versöhnt. Sarolta ist hier; die arme Julia ist in der Ewigkeit."

Sprachlos vor Freude umarmte Frau von Derthal Doralice, die sanft weinend hinzusetzte:

„Liebe Mutter, wie bin ich glücklich, Dir nach dem vielen Kummer, den ich Dir gemacht habe, diesen Trost zu bringen."

Eulalie aber brach in Thränen aus und rief, stürmisch die Schwester umschlingend:

„O! geh doch nicht zu dem Mann zurück, der eine andere Frau lieber gehabt hat als Dich. Beibe bei uns! Hier . . . . bist Du die Geliebteste!"

„Ein Grund mehr, um nicht hier zu bleiben: Ihr verwöhnt mich!" sagte Doralice liebevoll.

„Eulalie, das verstehst Du nicht!" rief Frau von Derthal. „Wir Alle werden Doralice schmerzlich vermissen, weil wir sie lieben. Doch eben deshalb müssen wir frohlocken, daß es gerade so kommen mußte! — Nun sprich, wie sich Alles gemacht hat!"

Doralice berichtete genau ihre überraschende Zusammenkunft mit Sarolta und setzte hinzu:

„Ich war so erschüttert, daß ich mich vor Gott besinnen und sammeln mußte; darum schwieg ich bis heute, liebe Mutter. Nun kann ich Dir auch gleich sagen, daß

es meine Absicht ist, morgen zu Sarolta zu gehen und bei ihr Franz zu erwarten."

Trotz ihrer Zufriedenheit mit dieser Wendung der Dinge wünschte Frau von Derthal dennoch in unverfänglicher Weise Doralice festzuhalten.

„Süße Tochter," sagte sie schmeichelnd, „Du bist immer sublim, aber diesmal doch allzu großmüthig. Franz ist Dir wohl die Genugthuung schuldig, daß er hierher komme — nicht wahr?"

„Die beste Genugthuung, die er mir geben kann, ist die, daß er sich mit mir versöhnt," entgegnete Doralice. „Es wäre eine tödtliche Verlegenheit und Demüthigung für ihn, wenn er hierher kommen müßte."

„Gerade deshalb!" rief Eulalie und klopfte rachgierig mit ihrem zierlichen Finger auf den Tisch. „Er soll sich demüthigen!"

„Thörichtes Kind!" sagte Doralice sanft; „fühlst Du denn nicht, daß ich das nicht ertragen könnte?"

„Aber, süße Tochter," wendete Frau von Derthal ein, „wir würden Franz ja Alle mit offenen Armen aufnehmen."

„Ich gewiß nicht!" sagte Eulalie.

„Liebe Mutter," entgegnete Doralice mild und ernst, „ich glaube es wird für Franz und mich am leichtesten sein, manche Wunde zu heilen, an der unser Verhältniß leidet, wenn wir in der ersten Zeit mit einander allein

bleiben. Hat sich das ausgeglichen — bin ich selbst wieder im vollen Gleichgewicht mit meiner Stellung, die mir entfremdet ist: so werden wir gewiß zu Dir eilen. Wie man zu Zeiten das Bedürfniß hat, ein wenig allein zu sein, so ist es jetzt nothwendig, daß wir zu Zweien allein sind."

Dieser klaren Ruhe gegenüber mußten freilich Frau von Derthals unruhige Wünsche verstummen. Doralice hatte sich schon einen vollständigen Plan entworfen: das Schweizerhäuschen sollte vor der Hand ganz eingerichtet bleiben; sie ließ all ihre Sachen da, weil Henry vielleicht Lust hätte, den Winter in Deutschland zu bleiben; sie wollte es ihm und den Kindern zur Verfügung stellen und später anderweitige Bestimmungen treffen. Es war ihr Wunsch und sie hoffte, Ghioray werde darauf eingehen, den Winter im Ausland zuzubringen; Julia's Verwandte hätten sich verletzt fühlen können, deren Platz so schnell von ihr eingenommen zu sehen. Sie benahm sich, als ob es an ihr sei, alle Rücksichten zu nehmen und alle Gemüther zu schonen.

Sie war am Abend bereits nach dem Schweizerhäuschen gegangen; aber Frau von Derthal und Fräulein Crescenze saßen noch im Salon beisammen und besprachen dies Ereigniß, während Eulalie es beweinte; da wurde die Glocke am Hofthor gezogen und Eulalie rief:

„Henry kommt! . . . Nun — was der sagen wird . . . . das soll mich wundern!“

Sie eilte ihm in's Vorzimmer entgegen und sagte trostlos in Ton und Geberde:

„Ach Henry! was ist hier geschehen!“

„Die Kinder! . . . . Doralice!“ . . . . rief er entsetzt.

„Ja, Doralice!“ klagte Eulalie. „Denken Sie nur . . . . sie reist morgen zu ihrem Mann.“

Ein Schleier legte sich über Lord Henry's Augen. Ihm war zu Sinn, als hätte er lieber ihren Tod vernommen. Er lehnte sich an die Wand und sah Eulalie starr an. Frau von Derthal rief aus dem Salon:

„Aber, Eulalie, wie kannst Du nur so egoistisch winseln über das Glück Deiner Schwester! . . . Kommen Sie doch herein, Henry!“

Er trat verstört und leichenblaß in den Salon und sagte mühsam gefaßt:

„Eulalie hat eine Art, die Sachen vorzutragen, daß man ganz nervenschwach davon wird . . . . besonders wenn man so wüthende Kopfschmerzen hat wie ich.“

„Wollen Sie noch Thee nehmen?“ sagte Frau von Derthal. „Das beruhigt die Nerven.“

„Nein, ich danke. Mir schlägt ein Hammer im Kopf. Ich muß mich gleich zurückziehen. — Morgen, beste Mama, morgen!“ setzte er hastig hinzu, als Frau von Derthal Miene machte zu sprechen. „Morgen werde

ich mit Freuden diese wundersame Begebenheit hören! heute . . . . ist es mir unmöglich."

„Siehst Du, Mama," sagte Eulalie, nachdem Lord Henry den Salon verlassen hatte, „es ist ihm ebenso schmerzlich als mir, daß Doralice unter die Barbaren geht."

Wohl war es ihm schmerzlich — und mehr als das! nie war diese Möglichkeit in den Kreis seiner Gedanken hinein getreten! nie war es ihm eingefallen, daß Ghioray je wünschen könne, sich wieder mit Doralice zu vereinigen — und noch viel weniger, daß sie einwilligen werde! nie hatte sie anders als frei, und zwar in edler, berechtigter Freiheit, vor seiner Seele gestanden! . . . und jetzt urplötzlich dieser Wechsel . . . . dieser furchtbare! — Drei Stunden lang ging er in seinem Zimmer auf und nieder mit der Unruhe der stolzen Herzen, wenn sie in großer Spannung und Erwartung sind; und er konnte kaum den Augenblick erwarten, um mit Doralice zu sprechen . . . . was? — das wußte er selbst nicht. Am liebsten hätte er den Erdball in seine Hände genommen und nach der andern Seite umgedreht! Von nun an ging ja doch Alles verkehrt! —

Als sein Diener am andern Morgen bei ihm eintrat, war er bereits angekleidet; und dessen Botschaft: die Frau Gräfin lasse Mylord so bald wie möglich zu sich bitten, entsprach ganz seinem Wunsch. Er ging nach

dem Schweizerhäuschen mit einer Empfindung, als habe ein Erdbeben über Nacht den Rheingau verwüstet und unkenntlich gemacht.

Auch Doralice hatte die halbe Nacht durchwacht — aber nur, um besonnen und umsichtig ihre Geschäfte zu ordnen. Sie hatte ihr Gethsemane durchgemacht und darin die Kraft gefunden, mit Fassung ihren Kreuzesweg anzutreten. Das übernatürliche Element des von der Gnade getragenen Willens erfüllte ihre Seele mit einem stillen, lichten Aether, unter dessen Einfluß auch die natürliche Neigung ihre Kraft nach Oben wendete! In den Niederungen des Menschenwesens sind die Wolken heimisch, unter deren trüber Schwüle die Leidenschaften gedeihen; da wogt die Gefühlswelt und die Phantasie, unbestimmt, sehnsuchtsvoll, träumerisch, regenbogenfarbig, sehr fesselnd, sehr verführerisch, sehr bezaubernd. Das ist kein Boden und keine Luft, um große Seelen, Opfer und Tugend zu entwickeln. Das geschieht in anderer Region, auf klarer Höhe des Menschenwesens, zu welcher der Wille, der die reine Absicht auf Gott richtet, emporstrebt. Da wollte Doralice wandeln; da faßte sie ihr ewiges Ziel in's Auge; von der Gegenwart und der Vergangenheit wendete sie den Blick ab. Der ewigen Liebe wollte sie liebend, nicht sklavisch, ihr Opfer bringen — das Höchste, das der Mensch bringen kann: ihr ganzes Herz. Durch Henry's Seele aber stürmte eine Welt von Leidenschaft,

die hoch aufbrauste, als er bei ihr eintrat und sie am Schreibtisch sitzend fand, wo sie verschiedene Geldpäckchen versiegelte und an arme Leute adressirte. Der Winter war ja vor der Thüre! sie vergaß nichts und Niemand. Ihre ruhige Haltung und ihr prosaisches Geschäft versetzte Lord Henry in eine Art von Wuth. Er blieb mit untergeschlagenen Armen vor ihr stehen und sagte in einem Ton, als ob er Rechenschaft über Leben und Sterben von ihr fordere:

„Was fällt Ihnen ein, Doralice! Sie wollen fort? .... fort — zu Graf Ghioray? .... was kann Graf Ghioray Ihnen sein? .... Nichts! gar nichts! ein fremder Mann!" —

Er schwieg zitternd vor dem Uebermaß innerer Bewegung. Doralice sah ihn klar und fest an und sagte liebreich:

„Das verstehen Sie nicht, bester Henry! Sie haben darüber andere Principien."

„Gott sei Dank — ja! Principien des Zartgefühls .... des Ehrgefühls! — Graf Ghioray verstößt Sie von seiner Seite, aus seinem Hause .... wegen einer andern Frau, löst das Eheband mit Ihnen, läßt Sie über drei Jahre bei Ihrer Familie leben — und plötzlich kommt ihm die Laune, der andern Frau überdrüssig zu sein, Sie zurück zu rufen .... und Sie gehen!! — Nein, Doralice .... das ist empörend!"

„Besänftigt es Sie zu erfahren, daß die arme Julia nicht mehr unter den Lebenden ist?"

„Gar nicht! . . . daß Sie zu dem Mann zurückgehen, der Sie gleichsam mit Füßen getreten hat . . . . das ist empörend — das ist wider alles Zart- und Ehrgefühl."

„Und selbst wenn es das wäre, lieber Henry, so gibt es eine Rücksicht, die höher stände."

„Das kann nicht sein . . . . und es darf nicht sein! ist die Empfindung des Weibes einmal so tödtlich verletzt, daß es im vollen Umfang die bittere Erfahrung der Treulosigkeit des Mannes machte" . . . . —

„So kann das Herz tief verletzt sein," unterbrach ihn Doralice; „aber ihre Pflicht, Demjenigen zu verzeihen, der seinen Fehler nicht bloß erkennt, sondern gut machen will, ist nicht aufgehoben; sie steht unendlich viel höher als ein Zartgefühl, das einen starken Beigeschmack von Empfindlichkeit hat. Wenn Sie wüßten, was das ist: die Beleidigung Gottes durch Verletzung seiner Gebote, so würden Sie gewiß erkennen, wie innig wir die Pflicht lieben müssen, die eine solche Verletzung zu heilen gebietet."

„Gott behüte uns vor Menschen, die nichts so lieben, als ihre Pflicht!" brach Lord Henry aus. „Das sind Mumien . . . . sind Automaten . . . . sind Heuchler."

„Unsere Pflicht, lieber Henry, ist die Vorschrift, die Gott jedem von uns gibt, um unsere Bestimmung zu erreichen und die geht weit hinaus über unser kleines Leben hienieden. Diese Vorschrift ist der Ausdruck der Liebe Gottes zu seinem Geschöpf; warum sollen wir den nicht über Alles lieben? — Unsere Pflicht ist gleichsam unsere Signatur für die Ewigkeit. Nach ihr wird bemessen, ob wir „treue Knechte" und über „Wenigem getreu" waren. Wer seine Pflicht sehr liebt, hat also ein großes Verlangen Gott zu dienen als treuer Knecht. Ich weiß nicht, ob das die Sache der Heuchler ist."

Ueberwältigt — nicht sowohl durch das, was sie sagte, als wie sie es sagte, überwältigt durch das Himmlische, das in ihr war und aus ihr ihn anstrahlte, brach all sein Groll, sein Trotz, sein Schmerz und seine Liebe in dem einen Worte aus:

„Doralice!" .... —

Es war aber ganz genug, denn sein Ton und sein Blick sagten mehr.

„Ah!" rief Doralice halb laut und legte mit lebhafter Geberde den Finger auf ihre Lippen, so daß Lord Henry vor ihrem feierlichen Ernst verstummte, denn ihr blaues Auge schien schwarz zu werden. Dann sagte sie wieder mit ihrer gewohnten freundlichen Ruhe: „Ich habe Sie zu mir bitten lassen, um Ihnen dies Häuschen zur Verfügung zu stellen, im Fall Sie diesen

Winter hier zu bleiben — und mit den Kindern Ihr eignes Dach zu haben wünschten. Die brave Person, welche meinem kleinen Hauswesen vorgestanden hat, wird es dann für Sie thun, denn sie bleibt vor der Hand als Aufseherin meines lieben Schweizerhäuschens hier. Mein Kammermädchen und mein Diener begleiten mich natürlich, also haben Sie Platz für Sich, für die Kinder und Ihre Leute. Haben Sie also Lust, meinen Vorschlag anzunehmen, so freut es mich sehr."

Lord Henry machte eine verneinende Geberde und verbeugte sich stumm. Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort, während ihr Auge wieder einen tief ernsten Ausdruck annahm:

„Wir sind ja gute Freunde und immer habe ich Sie als einen guten Bruder betrachtet, der Nachsicht mit meinen Schwächen hat und von mir dasselbe für sich verlangt! ich bitte Sie, stören Sie dies nicht durch eine verkehrte Auffassung meiner Verhältnisse. Freuen Sie sich vielmehr, daß Gott mir die Veranlassung bietet, mich in der wahren Würde des Menschen, in der Selbstverläugnung, zu üben."

„Also lieben Sie Graf Ghioray nicht?" rief er.

„Es wird uns Menschen immer schwer, irgend eine Demüthigung zu verschmerzen, wenn uns auch eine herzliche Liebe den Willen dazu gibt. Sein Sie jedoch fest überzeugt, daß ich die Liebe für Ghioray habe, die einer christlichen Frau geziemt."

„Sie handeln wie eine zweite Griseldis und reden wie eine zweite Cordelia," sagte er schneidend.

„Nun, das sind gute Vorbilder," entgegnete sie gleichmüthig.

„Die Kinder .... die Edith, hätte ich katholisch werden lassen, wenn Sie .... wenn" ....

Da er stockte, so ergänzte es Doralice in ihrer Weise und sagte:

„Wenn ich hier geblieben wäre! Täuschen Sie sich nur nicht. Es ist vielleicht nur ein Einfall des Augenblicks."

Da sie vollkommen Recht hatte, wurde Lord Henry noch bitterer und rief:

„Wie Sie gleichgültig geworden sind gegen die Kinder — Susannens Kinder! ... die Ihnen noch vor drei Tagen so am Herzen lagen, daß Sie sie gern behalten und erzogen hätten."

„Dürfte ich hoffen, daß Sie mir die Kinder anvertrauten — ach! mit welcher Freude behielte ich sie."

„Unter diesen Verhältnissen kann davon nicht die Rede sein!" rief er immer heftiger. „In Ihre wilde Pusta verbanne ich sie nicht, die armen Kinder, hauptsächlich aber deshalb nicht .... weil ich Sie nicht mehr achten kann."

„Vielleicht ist mir das sehr heilsam," sagte sie sanft.

„O!" rief er ganz außer sich, „Sie waren für mich der Inbegriff weiblicher Vollkommenheit; aber ich habe

mich furchtbar getäuscht: Sie sind eine ganz gewöhnliche Frau."

„Lieber Henry, die Ueberzeugung steht bei mir viel fester als bei Ihnen," antwortete Doralice mit einem lieblichen Lächeln.

Da flog die Thüre auf und die Kinder stürmten herein jammernd und weinend, denn Eulalie hatte ihnen so eben gesagt, daß Doralice abreisen werde.

„Wie macht Ihr mir Alle den Abschied so schwer," sagte Doralice traurig.

„Mama läßt Dich bitten, bei ihr zu frühstücken," sagte Eulalie.

„Sehr gern," entgegnete Doralice, verließ den Salon, gab ihren Leuten einige Aufträge und ging dann mit Henry, Eulalie und den Kindern nach dem Schlößchen. Man setzte sich zwar an den Frühstückstisch, doch Niemand frühstückte. Lord Henry war fassungslos, Eulalie ließ ihren Thränen freien Lauf, Fräulein Crescenze bekämpfte die ihren, die Kinder weinten, von der allgemeinen Betrübniß angesteckt, Frau von Derthal war ungewöhnlich bewegt: sie blieb ja nun allein mit der jüngsten Tochter! Doralice behielt ihre Fassung und bat, daß all die verschiedenen Päckchen auf ihrem Tisch je nach der Adresse abgegeben würden.

„Es ist auch ein Albumblatt für Herr von Friedingen dabei," sagte sie.

„Mein Gott!" rief Eulalie, „der streift jetzt ahnungs-

los im Nahethal umher . . . . und sieht Dich vielleicht nie wieder."

Da fuhr ein Wagen vor.

„Ist er es?" rief Eulalie, an's Fenster eilend.

„Nein," sagte Doralice, „die Ponies sind es . . . . ich fahre jetzt."

„Bestes Kind! Du wolltest ja am Nachmittag fort!" rief Frau von Derthal erschreckt.

„Liebe Mutter, es ist mir unmöglich, noch länger all diese traurigen Gesichter zu sehen," erwiederte Doralice und ein leichtes Zittern flog über ihr Antlitz; „ich liefe Gefahr, am Ende auch traurig zu werden . . . . und das will ich nicht. Ich gehe, weil Gott mich ruft und wohin er mich ruft . . . . und deshalb will ich freudig gehen.

„Nun so geh! . . . Du Tochter Gottes," sagte Fräulein Crescenze und zerdrückte ihre Thränen. „Dein Wandel ist im Himmel! o bleibe darin."

Es folgte ein kurzer stürmischer Abschied. Als Doralice im Wagen saß und mit ihren schimmernden Augen noch ein Mal sie Alle ansah und dann so rasch ihren Blicken entschwand, da war ihnen Allen, als hätten sie ein Element ihres Lebens verloren. — —

Gegen Mittag kam Conrad nach seiner Gewohnheit, um den Rest des Tages im Schlößchen zuzubringen. Nach der kurzen Abwesenheit kam er noch froher als sonst. Niemand war im Salon als Eulalie. Ganz verweint, mit gerötheten und geschwollenen Augenliedern

saß sie da und betrachtete ein Blatt, das sie in der Hand hielt. Als Conrad eintrat, reichte sie es ihm und sagte mit bebender Stimme:

„Dies hat Doralice für Sie zurückgelassen."

„Zurückgelassen?" sagte er wie ein Echo.

„Ja! sie ist fort! ihr gräulicher Mann hat gewünscht, daß sie wieder zu ihm käme .... und da ist sie gleich abgereist."

Er verstummte und sah gedankenlos das Albumblatt an, das eine Bleistiftzeichnung, ein kleines Kunstwerk von leichter und feiner Ausführung war. Aus unruhig bewegten Wellen stieg eine Felsenklippe auf, gegen welche die Brandung anstürmte. Auf dem Felsen lag eine Kirche, deren schlanker, gothischer, himmelanstrebender Bau auf höchster Spitze das Kreuz trug, während aus einer weiten Brunnenschaale vor der Kirche sieben Wasserstrahlen aufstiegen und in ein noch weiteres Becken zurückfielen. Um den Rand des Blattes lief eine Arabeske von den kirchlich symbolischen Pflanzen der Dornen und Lilien, der Aehren und Trauben, zwischen denen sich Spruchbänder hinschlängelten, auf denen geschrieben stand: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen." In der Mitte der Arabeske und gerade oberhalb des Kreuzes schwebte eine Taube.

Conrad betrachtete das Blatt mit einer Aufmerksamkeit, als wolle er jedes Strichlein erkennen; aber es floß ihm Alles in ein unbestimmtes Grau zusammen.

„Nun was sagen Sie dazu?“ fragte Eulalie niedergeschlagen.

„Es ist die Perle meines Albums,“ entgegnete Conrad, mit dem Blatt in der Hand und dem Blick auf das Blatt. Aber heimlich seufzte er: Sommertraum, lebe wohl! — —

Vier Schwestern.

Ein Jahr war vorüber — und welch ein Jahr! Es wird dereinst die Weltgeschichte mit Fingern auf dieses Jahr zeigen, welches im öffentlichen Leben Europa's den furchtbaren Bankerott an Ehre und an Rechtsbewußtsein eröffnet hat, so daß der Sieg der Arglist frohlockend begrüßt — der Empörung und dem Verrath wüthender Beifall geklatscht, Alles, was in einer gesitteten Menschheit Geltung hat: das historische Recht, die Kraft der Verträge, die Tradition, die Autorität, die Freiheit der Völker, mit Füßen getreten — und die Revolution gegen jede rechtmäßig bestehende Ordnung, als das neue Grundgesetz der civilisirten und intelligenten europäischen Menschheit anerkannt wurde. Also: — war es das Jahr 1859!

In Venedig war es, im Spätherbst, in einem der Marmorpaläste, die, wie auf den Wink einer Meerfee, gleich kristallisirten Meeresblumen aus der Lagune aufgestiegen sind. Sie haben ihren eigenthümlichen Bau-

styl, der mit keinem anderen zu vergleichen ist. Er ist eben venetianisch, ist hervorgegangen aus Venedigs Lage, Verhältnisse und Geschichte: die stille Lagune, der tiefe Ernst der alten Republik, ein Anhauch des Orients, aus Pera's Cypressen- und Candia's Palmenhainen — haben ihn erzeugt. Es sind nicht die riesenhaften Dimensionen der römischen Paläste, nicht die bewehrten und behelmten Burgen der kriegerischen Florentiner, nicht Genua's überstolze Prachtbauten. Es sind Häuser der Nobile, deren Keiner allzu weit das Maß überschreiten durfte, das den Söhnen der Republik ziemte. Die geringere Ausdehnung war der Ausschmückung günstig. In den zierlichsten Säulen, Bogen und Rosetten sind die Façaden ausgeschnitten, und Tafeln und Kugeln von Porphyr und Verde antico in den Marmorstein eingelassen. Gemälde von Gian Bellin, Palma vecchio, Titian, Giorgione, Tintoretto — lauter Söhne der Republik — in denen ich weiß nicht was für eine tragische Gluth der Leidenschaft hinter einer bezaubernden Schönheit sich verschleiert — schmückten die inneren Gemächer und haben sich jetzt freilich meistens in öffentliche Sammlungen geflüchtet. Doch findet man noch immer einzelne Gemälde dieser an Farbenschmelz und lebendiger Composition unvergleichlichen venetianischen Schule im Privatbesitz. Die untere Halle dieser Paläste ist eine Grotte voll Wasser. Die Gondel schwimmt aus den Canälen in sie hinein und legt an der Treppe an, die mit breiten Stu-

fen in die oberen Räume führt. Je nach der Ebbe und Fluth sinkt und steigt das Wasser auf der Treppe, so daß man dies geheimnißvolle Phänomen der Natur in seinem eigenen Hause beobachten kann.

Am Canal grande, der Kirche Maria del Salute gegenüber, lag ein Palast, der sich durch ungemein anmuthige Verhältnisse und ein sehr gut erhaltenes Ansehen — was nicht alle haben — auszeichnete. Er war neuerdings restaurirt, aber so vorsichtig und geschmackvoll, daß er nichts von seiner Eigenthümlichkeit verloren hatte. Seine innere Einrichtung entsprach seinem Baustyl; sie war so zu sagen von stiller Pracht. Nichts fiel in die Augen, nichts Blankes, nichts Grelles, nichts Spielerisches. Ein gewisser Grundton von edler Würde legte sich über das Ganze. In einem dieser stattlichen und doch sehr behaglichen Zimmer saßen zwei Frauen, d. h. die eine lag auf einer Chaise longue, welche neben dem breiten Fenster stand, das die Aussicht über den Canal grande auf den blendendweißen Marmordom von Maria Salute bot; und die andere saß ihr gegenüber auf einem alterthümlichen Stuhl, dessen hohe geschnitzte Lehne ihren Kopf überragte, hatte den Arm auf einen kleinen Tisch von Boule gestützt und hielt ein Buch in der Hand, aus dem sie vorlas. Es war als ob ein Gemälde von Palma oder Giorgione aus dem Rahmen getreten und lebendig geworden sei. Die Vorleserin war in violette Seide gekleidet, eine Farbe, die ungemein harmonisch mit ihrem

lieblich ernsten, von reichen blonden Haaren eingerahmten, geistig schönen Antlitz paßte: das war Doralice Ghioray. Die Dame auf der Chaise longue war ihr ähnlich — dasselbe Haar, dieselben zarten und blühenden Farben, dasselbe tiefblaue Auge — allein der Ausdruck ihrer ganzen Erscheinung war so gründlich anders, daß die Verschiedenheit der beiden Schwestern mehr auffiel, als ihre Aehnlichkeit: so himmlisch die Eine, so irdisch die Andere. Blanca war es, die Fürstin Zoula. Sie sah etwas mißmuthig, etwas trotzig, etwas phantastisch, aber ganz und gar reizend aus, wie sie da lag, in ihren eleganten Schlafrock von grünem Sammt eingewickelt, aus dessen reichen breiten Falten ihr schöner Kopf sich erhob. Sie glich einer vollen Moosrose. Der Blick ihres Auges war träumerisch und unruhig; aber jetzt heftete sie ihn aufmerksam auf Doralice, denn diese las:

„Betrachte vor allen Dingen, wie der unendlich „große Gott in unendlicher Liebe aus der Untiefe des „Nichts dich in's Dasein rief, und nach seinem Bilde „und zu seiner Aehnlichkeit dich erschuf. Oeffne die „Augen! schau' an deine Würde! Nicht nur einzelne, „leichte Züge des Schöpfers erglänzen in dir, wie in „anderen, in vernunftlosen Gebilden, sondern sein Eben„bild bist du: ein geistiges Wesen, gleich ihm. Wie er, „hast du Erkenntniß und freien Willen; und diese „Gleichförmigkeit an Dasein, Leben und freiem Wirken „ward dir verliehen, damit du ein lebendiges Bildniß

„seiner endlosen Schöne würdest. — Und damit diese „Glorie nicht vorübergehe und mit der Zeit verschwinde, „wollte er ewiges Dasein dir verleihen, damit du ewig „glücklich und seiner endlosen Ewigkeit fähig würdest. „Die übrigen Geschöpfe erscheinen, zeigen sich und ver„schwinden; du aber trittst nimmermehr in den Abgrund „des Nichts zurück: ein wahres, ewiges Leben ist dir „bestimmt. — Und scheint dir dies gering, so steige „hinab in dein Inneres und lerne deine eigene Würde „kennen. Hältst du es etwa für gering, daß deine Seele „so edel und von so großer Fassungskraft ist, daß nichts „Erschaffenes sie zu ersättigen vermag, und nur die Er„habenheit und Unermeßlichkeit Gottes ihr heißes Ver„langen erfüllen kann! Hältst du für gering die uner„meßlichen Räume deines Herzens, welche weder Himmel „noch Erde — welche die endlose Ewigkeit nur auszu„füllen vermag? — Dieser hohe Vorzug zeigt dir, was „du bist und weshalb du erschaffen wurdest; was du „suchen und wohin du streben sollst: Gott allein kann „dich ersättigen; alles Andere kann dich beschäftigen — „nimmermehr dir genügen. Gott ist dein Antheil und „du bist der seine [1])."

Mit der leichten und weichen Bewegung eines Kätz-

---

[1]) Büchlein von der Liebe Gottes, von Ludwig von Granada, Dominicanerordens, geb. zu Granada 1504, gest. zu Lissabon 1588.

chens stand Blanca auf, legte ihre Hand auf das Buch und sagte, als Doralice fragend die Augen aufschlug:

„Das klingt zu erhaben für mich! ich kann nicht glauben, daß der Mensch ein so göttliches Wesen sei.“

„Sein soll!“ berichtigte Doralice. „Wenn Du das aber nicht glaubst — wofür lebst Du?“

„Um zu leiden!“ entgegnete Blanca mit einem tiefen Seufzer. „Ach, es ist nicht zu sagen, wie unglücklich ich bin!“

Und Thränen, Klagen, Ausbrüche von Zorn und Unwillen, gänzliche Rath- und Muthlosigkeit wechselten bei ihr ab, und enthüllten das traurige Bild einer Seele, welche unter die Botmäßigkeit ihrer Leidenschaften gerathen war.

Der öde Glanz ihres Lebens an Spiridions Seite hatte Blanca nicht befriedigt. Die Kraft, ihre Wünsche, ihre Ansprüche, ihre Forderungen an das Glück zu beschränken und Dasjenige zu entwickeln und zu pflegen, was ihre Lage ihr bot — hatte sie nicht; denn diese Kraft geht nur aus einer ächten Frömmigkeit hervor, welche Leben, Bestimmung und Ziel mit dem Auge des Glaubens betrachtet und demgemäß einrichtet. Das Etwas in der Menschenseele, das durch nichts Irdisches befriedigt werden kann, weil es einen überirdischen Ursprung und Ziel hat — und das unerbittlich einen Gegenstand begehrt, dem es zustreben könne, suchte, ohne den Wegweiser religiöser Grundsätze und ohne den

Zügel der Selbstverläugnung, irgendwo ein Genügen zu finden, oder vielmehr irgend eine Aufregung, die den Mangel an Genügen ersetze. Die Eitelkeit kam dazu: sie hatte ein hübsches musikalisches Talent. Sie versammelte Musiker und Virtuosen um sich, welche dies Talent ungemein bewunderten. Dafür wurde sie die Beschützerin — der Kunst minder, als der Künstler. Sie sang mit ihnen, sie spielte mit ihnen, sie gab Concerte und musikalische Feste, sie bildete ihr eigenes Genie aus und trug dazu bei, in Anderen den Genius zu entwickeln. Natürlich gerieth die gesunde Vernunft und das ächte Gefühl in Verfinsterung und Verwirrung bei diesem phantastischen, tumultuarischen, launenhaften Thun und Treiben. Sie fand es einen herrlichen Beruf, eine höhere Mission, das verkannte Genie — und diese Sorte von Genie ist immer verkannt! — der materialistischen Welt gegenüber hoch empor zu heben, und um die so oft traurig gesenkte Stirn des Künstlers, der aus Mangel an Theilnahme an sich selbst verzagt, die Kränze der Huldigung zu winden, welche ihm vielleicht gar nicht, oder gewiß nicht nach Gebühr gespendet wurden. Sie fand es ungemein poetisch und edel, daß sich eine Frau von den glänzenden Höhen des Lebens zu diesen von Welt und Glück verlassenen Vertretern und Organen einer idealischen Richtung herabneige und ihnen beschützend und ermuthigend die Wege bahne — und ihre Schützlinge fanden es natürlich noch viel poetischer und

edler. Berauscht von den unsinnigen Huldigungen, welche die eigene Eitelkeit und die fremde Eigensucht ihr darbrachten, hielt sich Blanca für ein höchst ausgezeichnetes und interessantes Wesen. Spiridion störte sie nicht in ihrem Wahn. Er ließ sie gewähren; wenn er nur nicht ihren Festen beizuwohnen und ihre genialische Umgebung zu bewundern brauchte, so gönnte er ihr gern ihre Freuden und ließ sie auch ohne Widerrede Unsummen verschwenden, die er doppelt und dreifach am grünen Tisch wieder zu gewinnen hoffte. Sein plötzlicher Tod gab ihr die Freiheit, nach welcher sich ihr schwaches Herz schon so lange gesehnt hatte. Aus einem Rausch in den anderen fallend, aus dieser Täuschung erwachend, um von jener umstrickt zu werden, spürte sie selbst zuweilen heimlich einen Schwindel, wenn sie den Abgrund maß, der ihr Leben in zerstäubenden Cataracten verschlang. Jetzt, als das Geschick sich für ihre Wünsche günstig wendete, konnte sie endlich mit dem vergeblichen Haschen nach falschem Glück brechen und das wahre ergreifen. Dies wahre Glück bestand nach ihrer Ansicht in einem Ehebund, den die Liebe schloß und bei dem jede andere Forderung der Vernunft und der Verhältnisse unberücksichtigt blieb. Diese trostlosen Rücksichten hatten ja ihre Ehe mit Spiridion geknüpft, waren ihr verhaßt und sollten nun durch den schlagendsten Gegensatz gleichsam gesühnt werden. Kaum sechs Monate nach Spiridion's Tod schloß sie eine heimliche Ehe mit einem dieser verkannten Genies, für den

sie sich fanatisirt hatte, weil er ein Meister auf dem Violoncell war. Sie führte ihn mit sich nach Interlaken und nach Bukarest, und er wußte sich ihr so unentbehrlich zu machen, und er spielte in solcher Vollkommenheit die Comödie des hoffnungslos Liebenden, der sich von ihr trennen und in irgend einem Winkel am Nord- oder Südpol aus ihrem Zauberkreise flüchten müsse, daß Blanca überglücklich ihrer Neigung folgte und sich auf ewig mit diesem treuen glühenden Herzen verband. Heimlich geschah es, um die Familie Zoula nicht zu kränken, bei der sie sich damals aufhielt. Sobald sie nach Paris zurückkehrte, wollte sie ihre Verbindung bekannt machen. Jetzt war kaum ein Jahr seitdem verstrichen, als sie sich gegen Doralice in jammernde Klagen ergoß!

„Du hast keinen Begriff von meinem Elend!" rief sie. „Amaury ist ein Mensch von ganz gemeiner Gesinnung, dem es nur um Geld und um Wohlleben zu thun ist. So wie er meiner sicher war, kam das zu Tage. Ich, meine Person, gelte ihm nichts! . . . nur mein Vermögen, und das äußert sich in der brutalsten Weise. Spiridion kränkte mich durch kalte Gleichgültigkeit, Amaury beleidigt mich durch seine freche Gleichgültigkeit, die eben nur ein ganz unerzogener Mensch haben kann. Und wie merkwürdig, daß auch er von Spiridions wahnwitziger Leidenschaft zum Spiel besessen ist!"

„Das ist die Leidenschaft der unerfahrenen oder der blasirten Menschen,“ sagte Doralice.

„Jetzt sitzt er in Baden-Baden und ich habe mich zu Dir geflüchtet, ob Du mir nicht einen guten Rath geben kannst, liebste Doralice! — Auch wegen meines Sohnes! . . . Es ist ganz eigenthümlich: früher hatte er Amaury recht gern; jetzt haßt er ihn förmlich und macht ihm Scenen, wo er nur kann. Sie sind engagirt, um mir Musikunterricht zu geben; warum thun Sie das nicht mehr? fragte der Kleine einmal mit blitzendem Zorn im Auge. Amaury antwortete ungeschickt genug: Ich halte Dir jetzt Lehrmeister. Da hättest Du den Knaben sehen sollen, mit welchem Stolz er seine kleine Gestalt in die Höhe reckte und sagte: Das thut meine Mutter, die Fürstin Zoula, nicht Sie! — Du kannst mir glauben, liebste Doralice, daß ich nicht den Muth habe, dem Kinde zu sagen, wie Amaury zu mir steht. Ach, Gott im Himmel! was fang' ich an.“

Sie knüpfte die Brüßler Spitze los, die über ihr Haar geworfen war, tauchte ihr Tuch in kölnisches Wasser, hielt es an ihre Stirn, machte ein Paar Gänge durch's Zimmer, ließ sich ganz matt auf die Chaise longue fallen und seufzte:

„Nicht wahr, Doralice, Du verstummst über mein Elend, weil Du es Dir nicht so groß gedacht hattest?“

„Nein, so groß nicht!“ entgegnete Doralice traurig. „Als Du mir im vorigen Winter das klägliche Geheim-

niß Deiner zweiten Ehe anvertrautest, hatte ich wohl sehr wenig Zuversicht zu Deinem geträumten Glück"....

„Und ich eine so tiefe Zuversicht!" rief Blanca. „Aber nach vier Wochen war sie schon erschüttert .... da entdeckte ich Amaury's Leidenschaft für das Spiel."

„Gewiß hättest Du sie viel früher entdecken können!"

„O ich wußte wohl, daß er spiele, allein ich glaubte, es sei nur ein Mittel, um seine Liebe zu mir zu betäuben. Gräßliche Täuschung! Mit größter Mühe brachte ich ihn aus Bukarest fort, wo ganz enorm gespielt wird. Ich dachte nun eine recht poetische Reise im Orient zu machen. Wir gingen die Donau hinab, nach Constantinopel und Smyrna. Abermalige Täuschung! von den Schwärmereien in der schönen Natur muß man sich ausruhen können im Comfort der Civilisation; und davon findet man im Orient keine Spur. Es sind nur gerade die Bedürfnisse eines halb wilden Lebens gedeckt. Die Schauspiele der Natur sind recht schön; allein die Schauspiele der Kunst sind doch viel interessanter. Was fang' ich an mit diesen ewig unveränderlichen Perspectiven auf Meere und Berge? die Perspectiven in die Abgründe des Herzens und in die Meereswogen der Leidenschaften sind viel fesselnder und durch ihren Wechsel auch unterhaltender. Genug, der Frühling in Smyrna und die lauen Lüfte des ewig heitern Himmels von Jonien, langweilten

Amaury und mich. Sehr abgekühlt gegen die Reize des Orients, die wir vergeblich in einer vierzehntägigen Villeggiatura in dem berühmten Burnabad bei Smyrna gesucht hatten, schifften wir uns nach Triest ein und gingen von da nach Baden-Baden. Wäre ich dort ohne Amaury gewesen, so könnte ich mir keinen angenehmeren Sommeraufenthalt wünschen: Comfort, Geselligkeit, Luxus, schöne Natur — Alles ist beisammen. Aber Amaury verbittert mir meine Existenz! Es versteht sich, daß ich nicht mehr daran denke, je meine jammervolle Ehe bekannt zu machen. Ich schäme mich ihrer zu sehr, liebste Doralice, ach! zu sehr! Ich bin und bleibe Fürstin Zoula! — Aber jetzt, da der Winter kommt und ich nach Paris zurückgehen will, jetzt mußt Du mir rathen, was ich mit Amaury anfangen soll. Ihm eine Pension geben, unter der Bedingung, daß er mein Haus nicht betritt — das wäre das beste, was ich erreichen könnte .... mein Gott! und wie habe ich ihn geliebt .... und wie auf seine Liebe gerechnet. Ach, hast Du nie eine solche Liebe empfunden, Doralice?"

„Nein, Gott Dank, nie!" sagte Doralice aus tiefster Seele.

„Du scheinst vortrefflich mit Deinem Mann zu leben; — und welche ungeheure Spaltung war zwischen Euch!.... Aber Ghioray ist ein Gentleman! mit einem solchen kann man freilich enorm viel ausstehen.... allein es ist doch eher eine Ausgleichung möglich, als mit sol-

chem.... Amaury! Ach, wie großes Unrecht habe ich dem armen Spiridion abzubitten! mit Amaury verglichen war er das Ideal eines Gatten."

Sie setzte sich zurecht wie ein Kind, das bereit ist eine Lection anzuhören, und sagte:

„So! nun sprich! was soll ich thun?"

„Dein Kreuz tragen," entgegnete Doralice mild.

„Ist das der einzige Rath, den Du mir geben kannst? — und ich hatte doch so sehr auf Deine Klugheit gerechnet!" klagte Blanca.

Es war ein erbärmlicher Anblick, dieser gänzliche Mangel an sittlicher Kraft, der aus dem Mangel an sittlicher Würde entsprang; diese gänzliche Rathlosigkeit, die da eintritt, wo Pflicht und Gewissen nie gefragt werden.

Seit sieben Jahren hatten sich die Schwestern nicht gesehen. Damals war Ghioray nach seiner Vermählung mit Doralice nach Paris zu Blanca gereist, die damals im ersten Rausch glänzender Weltfreuden und überglücklich durch ihren kleinen Sohn war. Jetzt sahen sie sich wieder in Venedig, die beiden Schwestern, nachdem jeder Schritt in diesen sieben Jahren die eine aufwärts zur edlen Freiheit der Kinder Gottes und die andere abwärts in die Sklaverei ihres Ichs geführt hatte. Das Credo, welches sie von ihrer Mutter lernten, reifte sich in ihnen zu zwei sehr verschiedenen Blüthen aus: in Doralice zur immerblühenden mystischen

Rose der Liebe Gottes, die aus den edlen Dornen des Kreuzes erblüht; in Blanca zur üppigen, schnell entblätterten Rose der Selbstliebe, die zwischen den Disteln der Welt gedeiht. Es war eine Ungeduld, eine Oberflächlichkeit, eine Unruhe, eine Kurzsicht in Blanca's Kummer, welche deutlich verriethen, daß sie ganz bereit sei, ihn abzuschütteln, sobald sich ihr eine unterstützende Hand dazu bot. Aber diese Hand reichte Doralice ihr nicht. Doralice erkannte den Weg zur Tiefe, auf den Blanca sich stürzte, und daß sie nur zu retten sei, wenn sie genau den entgegengesetzten Weg einschlage. Deshalb sprach sie mit ernster Liebe zu ihr und suchte ihr begreiflich zu machen, daß das Leben etwas Anderes sein solle, als eine Kette von egoistischen Genüssen. Das verstand Blanca gar nicht. Sie behauptete, da ihr ganzes Thun und Treiben nur darauf gerichtet sei, Andere glücklich zu machen: so könne sie unmöglich egoistisch sein. Doralice bewies ihr, daß sie ihr Beglückungssystem nach ihrer Laune und Neigung, doch gar nicht nach dem wahren Bedürfniß ihrer Schützlinge angewendet habe. Im Gegentheil! Amaury's Aufnahme in ihr Hause und in ihre Intimität sei entschieden sein Unheil gewesen und sie habe ihm gegenüber durchaus egoistisch gehandelt. Darauf entgegnete Blanca: sie habe sich allerdings Illusionen gemacht, wie das jedem menschlichen Wesen geschehen könne. Der Zusammenhang zwischen einem getrübten Urtheil des Verstandes

und einer getrübten Reinheit des Herzens war ihr nicht klar. Eine gewisse phantastische Unordnung war ihrem ganzen Sein, äußerlich und innerlich, aufgeprägt. Sie las kein Buch durch, sie brachte keine Arbeit zu Ende, sie hielt keine Stunde inne. Sie kleidete sich wie eine Sultanin oder eine Comödiantin; nicht wie eine vornehme Frau. Sie quälte ihre Umgebungen mit dem beständigen Wechsel ihrer Einfälle, Anordnungen und Aufträge. Sie haschte nach Zerstreuung und Unterhaltung, und wurde schnell derselben überdrüssig. Sie wühlte in ihren Diamanten, ihren Spitzen, ihren Modejournals, und war der Anzug ausgewählt, so gähnte sie, zog einen Schlafrock an, setzte ein Morgenhäubchen auf ihr fliegendes Haar und legte sich auf die Chaise longue. Heute aß sie mit ihrem Sohn um ein Uhr zu Mittag; gestern — um acht Uhr Abends; morgen — gar nicht! sie nimmt Gefrorenes, Confitüren, Früchte. Bald schenkt sie einem Vagabunden ein Goldstück, bald versagt sie einer dürftigen Familie eine Unterstützung. Ihr Herz, ihr Kopf, ihr Leben — Alles ist verwirrt und regellos, unzuverläßig bis in's Mark hinein. Drei Tage war sie erst bei Doralice und schon war das ganze Haus, namentlich Ghioray, ihres ermüdenden Besuches überdrüssig; nur nicht Doralice. Ohne Ermüdung für Andere zu leben und zu leiden, ist, nach dem heiligen Thomas von Aquin, eine der höchsten Stufen der wahren Liebe. So lebte Doralice.

Nachdem sie sich zu Sarolta nach Heidelberg begeben hatte, um dieser bei ihren Augenleiden zur Seite zu stehen, schrieb sie an Ghioray in ihrer einfachen edlen Weise, sie erkenne eine große Gnade Gottes, für welche sie nie dankbar genug sein könne, in ihrer Wiedervereinigung; sie freue sich herzlich, daß er nicht das Vertrauen zu ihr verloren habe, und sie verspreche ihm, seine gute Frau und eine gute Mutter des kleinen Julius zu sein. Zuletzt bat sie ihn, wo möglich den Winter in Venedig mit ihr zuzubringen, wo er ja, wie Sarolta ihr mitgetheilt habe, einen Palast besitze. — Ghioray war sehr gerührt und erfreut, und der Aufenthalt in Venedig war ihm höchst willkommen. Seine Mutter hatte dort Erleichterung ihrer Leiden gesucht, und um sich recht bequem einzurichten, einen Palast gekauft, den sie nach ihren Bedürfnissen ausbauen wollte. Aber der Tod rief sie schneller ab, als sie geahnt. Da hatte denn er den Palast restaurirt und eingerichtet, um einmal einige Zeit dort zu verleben. Jetzt war es ihm äußerst angenehm, Doralice in sein Haus und doch in die Fremde, wo Niemand seine Antecedentien kannte, zu führen. Es erleichterte Beiden ganz außerordentlich ihren Schritt, ihren gemeinsamen Rücktritt in die Welt.

Man ist geneigt anzunehmen, daß Welt- und Menschenkenntniß nur durch das Leben in der Welt erworben werden könne. Eine gewisse Erfahrung in der Behand-

lung gesellschaftlicher Verhältnisse und eine gewisse Glätte der Formen und Gewandtheit des Umganges gehen allerdings daraus hervor; aber eine wahre und gründliche Menschenkenntniß beruht auf der Kenntniß des eigenen Herzens. Wer „dies kleine Land, das man mit einer Hand bedecken kann," wie ich weiß nicht welcher Dichter sagt! gründlich durchforscht hat; wer es durchleuchtet hat in all' seinen Falten und Winkeln, Tiefen und Abgründen; wer diesem Gewirr von gemeinen und edlen Instincten, von niedriger Hinfälligkeit und hohem Schwung, von Liebe zur Wahrheit und Liebe zu Chimären, von Unmacht und Unersättlichkeit, von bitterer Reue und von geheimer Sehnsucht nach dem Bereuten; wer diesem Gemisch von Schwäche, Erbärmlichkeit, Verderbniß, und von Hingebung und Opferdrang, mit dem Lichte der christlichen Glaubens- und Sittenlehre in sich selbst nachgespürt hat: der kennt das Menschenwesen. Und doch kennt er damit den Menschen erst zur Hälfte! Er muß über diesem Wirrwarr und diesem Moder wie einen ätherischen Duft, wie eine aufleuchtende Naphthaflamme, das Element der Gnade wahrnehmen, welches den Elementen der Verwesung himmlische Blüthen und wunderbare Früchte entlockt: Selbstverläugnung, Opferwilligkeit, Liebe zum Leiden, Liebe zu Gott: dann kennt er den Menschen ganz, nach der Ordnung der Natur und nach der Ordnung der Gnade; dann weiß er, wie tief man fallen, aber auch

wie hoch man steigen kann und soll; dann kennt er den Christen.

Zu dieser Kenntniß war Doralice in jenen drei Jahren ihrer Weltabgeschiedenheit gelangt. Sie hatte einen viel schärferen und richtigeren Einblick in das wirkliche Menschenwesen gewonnen, als wenn sie diese Jahre in dem größten Tumult der größten Welthauptstadt zugebracht hätte. Sie kannte die betrügerische Natur und die feine List der Schlange und die immer wache Versuchung — und sie kannte die Macht der göttlichen Gnade .... an sich selbst. Daraus lernte sie großes Mißtrauen in sich und großes Vertrauen in Gott zu setzen; den vollkommensten Menschen nicht zu hoch zu stellen und den böseſten nicht zu niedrig; vor Allem aber .... von keinem Menschen ihr Glück zu erwarten und Jedem um Gottes willen nach dem Maßstab seiner Bedürftigkeit, so weit sie es vermochte, zu dienen. In diesem Sinne lebte sie auch mit ihrem Manne und für ihn. Den Traum ihrer Jugend: „Zwei Seelen — ein Gedanke! zwei Herzen — und ein Schlag!“ — legte sie ruhig bei Seite. Sie wollte zufrieden sein in freier Beschränkung. Welche Kämpfe sie dabei gegen ihr Herz zu bestehen — welche Entmuthigungen sie zu überwinden — aus welchen innern Desolationen sie sich wieder und immer wieder aufzuraffen hatte — ein Wort genügt, um es anzudeuten, und keines würde genügen, um es zu beschreiben: Ghioray war ein ganz unbedeutender

Mann! Das ist für ein Weib vom Character- und Seelenzuschnitt einer Doralice ein namenlos schwerer Druck. Denn je edler die Frau, um desto mehr wird sie wünschen, daß sich ihre Liebe zu ihrem Mann auf Verehrung und Vertrauen gründe — und gerade dies tiefste, edelste und natürlichste Bedürfniß des weiblichen Herzens bleibt ewig unbefriedigt bei einem oberflächlichen und unbedeutenden Gatten, der in keiner Beziehung und nach keiner Richtung hohe Achtung weckt und das Vertrauen rechtfertigt.

Ghioray war eine gutmüthige Natur; aber schwach — aus Eitelkeit. Wer ihm schmeichelte, gefiel ihm, und wer ihm gefiel, beherrschte ihn. Doralice beschloß, ihm nicht zu schmeicheln und ihm dennoch besser zu gefallen, als irgend Jemand, aber nicht damit er ihr Sklav, sondern damit er frei von jeder Sklaverei werde. Es wurde ihr leicht insofern, als sich Ghioray ganz ungemein durch ihre Rückkehr zu ihm geschmeichelt fühlte. Ihre hohen Beweggründe, ihren übernatürlichen Standpunkt kannte er nicht. Er nahm unbefangen an, daß Doralice eine außerordentlich große Neigung für ihn haben müsse, um so bereitwillig eine so schwere Kränkung zu vergessen und um, statt Vorwurf oder Klage, nichts zu äußern als Dankbarkeit und Freude. Daß sie bildschön war, äußerst angenehm im Umgang, von feinem Verstand, dabei eine so glänzende Erscheinung in der Gesellschaft, daß sich der Salon illuminirte, wenn sie ein-

trat, verdoppelte in seinen Augen den Werth, den er auf ihre Handlungsweise legte. Eine so liebenswürdige und liebevolle Frau gab ihm das Gefühl einer unaussprechlichen Selbstzufriedenheit. Was für ein Mann mußte er sein, um ihr Herz in einem solchen Grade gewonnen und gefesselt zu haben! Zuweilen wollte es ihm einleuchten, als sei das doch geradezu unmöglich und als müsse Doralice dabei irgendwas für hinterhaltige Gedanken haben; dann hatte er Anwandlungen von Mißtrauen, von Eifersucht — er wußte selbst nicht warum. Als er einmal einer solchen Verstimmung Worte gab, entgegnete Doralice:

„Lieber Franz, wir sind einander fremd geworden; wir müssen uns wieder zusammen einleben und kennen lernen. Dann wirst Du Dich gewiß überzeugen, daß ich keine andere Absicht habe, als mit Dir eine glückliche Ehe zu führen.“

Und wie sie sprach, so handelte sie. Sie ging mit der größten Theilnahme auf seine Neigungen, Liebhabereien und Ansichten ein — und diese Theilnahme war nicht erkünstelt, sondern ganz außerordentlich aufrichtig, denn nur dadurch, daß sie voll Interesse für ihn war und es ihm bewies, konnte sie nach und nach Einfluß genug gewinnen, um leise seine Welt- und Lebensanschauungen etwas zu berichtigen. Diese entbehrten gänzlich eine feste Grundlage, ein höheres leitendes Princip; und dies war nun freilich der Punkt, auf

welchem Doralice ihre Aufgabe schwer fand, ja, so schwer, daß ihr zuweilen der Muth sinken wollte. Denn — wie alle selbstzufriedenen Menschen, die gewöhnlich nicht viel Verstand haben — Ghioray war dermaßen von seinem Ich erfüllt, daß er einem steinigen Boden für das Samenkorn eines guten Einflusses glich. Es blieb auf der Oberfläche liegen; und wer es unternahm, diesen Boden zu durchackern, mußte sich mit heldenhafter Geduld an die Arbeit machen, — umsomehr, als er gar kein religiöses Bedürfniß, gar kein Verlangen hatte, die sichtbare und vergängliche Welt mit einer unsichtbaren und ewigen zu unterbauen und zu überwölben. Er war durchaus nicht Atheist im Princip, er sprach sogar zuweilen von Gott und der göttlichen Weltordnung, wenn er glaubte, seine politischen Ansichten bedürften eine gewisse Stütze. Aber im Grunde hatte er den lieben Gott in irgend einen unbekannten Winkel des Universums — und den lebendigen Gedanken an ihn — aus seiner Seele verbannt. Er war calvinisch, weil eben sein Haus calvinisch und weil die Confession ein Ingredienz der politischen Opposition war. Er hatte gar nichts gegen die Revolution, hatte sich auch im Jahre 1848 mit ihr eingelassen. Da er aber, ebenfalls wegen der Tradition in seiner Familie, ganz monarchisch war: so wollte er die Revolution nur insoweit angewendet wissen, als Ungarn durch sie zu seiner alten freien Verfassung gelange. Dann sollte sie nach seiner Ansicht

Halt machen und beileibe nicht ihren Weg zu ihrem eigentlichen Ziel in Europa: zur rothen Republik, fortsetzen. Seine natürliche Gutmüthigkeit, die nichts Böses, d. h. nicht Raub und Mord, nicht Diebstahl und Todtschlag im Sinne hatte, gab ihm das gedankenlose, unvorsichtige Vertrauen, welches die Oberflächlichen fast immer in die Menschen setzen. Er pflegte stets von „der edlen Menschheit" zu sprechen und vergaß nur, daß es der edlen Menschheit, wenn sie nicht unter der Herrschaft der göttlichen Wahrheit steht, genau so ging wie ihm: er war gutmüthig, so lange es ihn keine Ueberwindung kostete; wurden aber selbstsüchtige Leidenschaften angeregt, so schlug die Gutmüthigkeit in das Gegentheil um. Diesem Mangel an Einsicht hatte er es zu danken, daß er im Jahre 1848 von Leuten, die er für seine Gesinnungsgenossen hielt, viel weiter fortgerissen wurde, als seine Ueberzeugung ging, und daß ihm dasselbe Schicksal drohte, wenn er sich je wieder auf das Gebiet der politischen Opposition begeben sollte.

Doralice, mit ihrem durch und durch loyalen Character, dessen Grundzug — Treue der Pflicht ist: entsetzte sich vor dem Gedanken, ihren Mann in das wüste revolutionäre Treiben der Gegenwart verwickelt zu sehen, das schnurstracks der Pflichttreue und der Ehrenhaftigkeit zuwider läuft; und ihr ganzes Streben ging dahin, dieser Richtung in Ghioray nicht sowohl entgegen zu treten, als sie aus dem Sattel zu heben. Sie hatte

von je her Geschichtsstudien geliebt und war mit großer Theilnahme dem Gange der Menschheit in seinen Fluctuationen zwischen Ordnung, Recht und Gesetz auf der einen Seite, und Willkühr, Gewalt und Anarchie auf der anderen, gefolgt. Ueberall bei den Völkern und Nationen waren diejenigen Zeiten die aufsteigenden, wo bürgerliche Ordnung und politische Rechte im Schirm der Gesetze und des allgemeinen Bewußtseins sicher standen, so daß ihre Verletzung eine Ausnahme war und für strafwürdig anerkannt wurde. Immer waren es sinkende Zeiten, wenn die Verletzung von Ordnung und Recht im allgemeinen Bewußtsein Zustimmung fand und die Herrschaft des Gesetzes ohne Widerspruch hinter Anarchie und Despotie verschwand. Das wies Doralice ihrem Mann aus der Weltgeschichte nach und namentlich in Italien, für dessen Nationalitätsbestrebungen er große Sympathie äußerte. Jedes Land und jedes Volk hat, wie jeder Mensch, seinen Zug und seinen Beruf, die es erkennen und dann, innerhalb gewisser Schranken, welche allen Verhältnissen hienieden nun einmal gesetzt sind, verfolgen muß, um seine Bestimmung zu erreichen.

„Italien ist das Land der großen Individualitäten," sagte Doralice. „Daran ist es reicher und vielseitiger, als irgend ein Land und Volk in Europa. So wie die Civilisation aus den Ruinen des Barbarenthums, welches über den Ruinen des alten Römerreiches zusammenbrach, hervorging, zeigte sich diese individua-

lisirende Richtung, die aus einem ungemein lebhaften, beweglichen und reichen Volksgeist entsprang, in ganz Italien. Es zerfiel in unzählige Staaten, von denen manche nicht größer waren, als das Weichbild einer Stadt. Aber jeder dieser winzigen Staaten hat seine eigene und eigenthümliche Geschichte, seine besonderen Institutionen, seine glorreichen und harten Schicksale, seine großen Männer, seine Kunst — mit einem Wort, seine specielle Cultur und Physiognomie. Eine beständige Reibung mit den Nachbarn erzeugt einen ungeheuren Wetteifer und eine Entfaltung von Kräften und Talenten in diesen kleinen Staaten, von Energie und von Genie in den einzelnen Menschen, wovon in solcher Menge und in solcher Fülle kein zweites Beispiel in irgend einem Lande Europa's gefunden wird. Die Republik Venedig war zu ihrer Zeit eine europäische Großmacht und eine bewundernswürdige Bekämpferin des Türken, ohne daß sie in irgend einer Weise das Haupt oder der Mittelpunkt eines italienischen Einheitsstaates gewesen wäre."

„Die Strömung der Zeit geht dahin, den Völkern eine nationale Abrundung zu geben," sagte Ghioray, der sehr viel mit gewissen fertigen Redensarten zu sprechen pflegte. „War Italien in seiner Zersplitterung schon so groß, um wie viel größer wird es in seiner Einheit sein."

„Ich weiß nicht, ob die Folgerung sich als richtig erweisen würde," entgegnete Doralice. „Bedenke, in

welcher vibrirenden Spannung und mit welchem nebenbuhlerischen Eifer all diese Staaten: Venedig, Genua, Florenz, Pisa, Lucca, Siena und viele andere, sich wachsam gegenüber standen, damit keiner von des anderen Macht und Ansehen überflügelt werde. Dieser Sporn fällt weg in dem modernen, büreaukratisch centralisirten Einheitsstaat."

„Es gibt edlere Motive der Entwickelung eines Volkes, als Neid und Scheelsucht," erwiederte Ghioray. „Der Gemeinsinn und das Nationalbewußtsein darf nicht auf die Grenzen eines Stadtgebietes beschränkt bleiben; es muß das ganze Ländergebiet italienischer Zunge umfassen."

„Es muß!" sagte Doralice lächelnd. „O lieber Franz, hüte Dich vor diesem Wort! es ist verrätherisch. Es verräth die große Comödie, welche der heuchlerische Liberalismus mit der sogenannten Freiheit der Völker spielt: was er der Welt als Freiheit octroyirt, mit Feuer und Schwert, durch Lug und Trug, das muß sie annehmen, sonst geht es ihr schlimm. Die wahre Freiheit aber kennt kein Muß. Ewig heiligen Gesetzen gegenüber kennt sie ein: „ich soll;" und von dem Recht der Selbstbestimmung Gebrauch machend, spricht sie: „ich will." Aber — „ich muß!" seufzt nur der Sklave hassend und zähneknirschend, denn nur sein tyrannischer Despot ruft ihm zu: „Du mußt!" — Ein solcher Despot ist der Liberalismus unserer Tage. Ihm ist Volk, Nationalität, Freiheit und jedes andere beliebte

Stichwort, das die Menge blendet und gängelt — in tiefster Seele gleichgültig. Er hat seine Schablone gemacht und in sie muß sich die Welt hinein drangsalen, hinein lügen, hinein zwingen, hinein ängstigen lassen. Der Grund seiner revolutionären Bestrebungen ist — ein unauslöschlicher Haß gegen jedes historische Recht; und sein Ziel ist kein anderes, als auf dessen Trümmern in ganz Europa blutige Siegesorgien zu feiern."

„Liebste Doralice, Du thust uns ein himmelschreiendes Unrecht!" rief Ghioray. „Wir wollen ja nur den Sieg unseres historisch begründeten Rechts."

„Sprichst Du von Dir und in Bezug auf Ungarn, so glaube ich Dir," antwortete Doralice. „Aber warum wünschest Du denn, daß das ebenfalls historisch begründete Recht in Italien vor dem durchaus unvolksthümlichen und unhistorischen Phantom nationaler Einheit weiche? Sieh, lieber Franz, das ist nicht consequent; und aus diesem Widerspruch mit Dir selbst geht das ungeheure Unglück hervor, daß Männer wie Du und wie Deine Gesinnungsgenossen, die Ihr das historische Recht vertheidigen wollt, dennoch durch Eure Sympathie mit der Revolution es untergraben helft. Man hat Euch vorgespiegelt, Ihr würdet zu Eurem Recht gelangen, wenn die Throne erschüttert würden. O seht Euch vor! ich glaube Ihr steht und fallt mit ihnen .... und was ich glaube, das wissen die Männer des Umsturzes sehr genau. Ihr sollt ihnen helfen Revolution gegen das historische Recht der

Throne zu machen. Geht Ihr darauf ein, so habt Ihr Euch Euer eigenes Grab gegraben: die Revolution geht weiter — und verschlingt Euch. Die Vertheidigung des Rechts ist etwas so Edles und Großes, daß es eine solidarische Verpflichtung auferlegt. Wir dürfen sie nicht auf die Grenze unserer Heimath beschränken und jenseits derselben über dessen Untergang frohlocken."

„Aber, bestes Kind, was denkst Du von mir!" rief Ghioray. „Ich bin monarchisch, ein guter Royalist, der die Krone des heiligen Stephan und die Legitimität in hohen Ehren hält. Niemand haßt mehr als ich diejenigen revolutionären Bewegungen, welche auf die rothe Republik hinarbeiten. Doch muß ich aus tiefster Ueberzeugung in meinem Lande zur Opposition gehören und ich hoffe damit eine sehr loyale Gesinnung zu verbinden. Das wirst Du doch nicht für unmöglich halten?"

„Gewiß nicht!" rief Doralice lebhaft, „und am wenigsten, wenn Du nur Dich und diesen und jenen Einzelnen dabei im Auge hast. Allein ich meine, in gährenden, fieberkranken Zeiten, wie die unsere, muß sich die politische Opposition mit großer Würde, Besonnenheit und Umsicht benehmen, um die tiefe Kluft vor der ganzen Welt offen zu halten, durch welche sie von der Revolution getrennt ist . . . . und es bleiben will. Und was der Masse obliegt, geziemt sich auch für den Einzelnen."

„Damit bin ich ganz einverstanden," sagte Ghioray.

„Dennoch behalte ich meine Sympathie für Italiens Einheit.“

„Und ich, lieber Franz,“ entgegnete Doralice, „erlaube mir ein einziges Wörtchen aus Deiner Erklärung zu streichen, und bin dann in schönster Harmonie mit Dir.“

„Was wird das sein?“ fragte er lächelnd.

„Ich behalte meine Sympathie für Italien,“ sagte Doralice. „Ich glaube nicht, daß es nur eine Form der Institutionen gibt, innerhalb welcher sich die Völker entwickeln könnten. Man muß ihren Geist, ihre Richtung, ihre Neigungen berücksichtigen. Seit mehr als tausend Jahren zeigt uns die Geschichte Italien ohne Sinn für nationale Einheit und ohne Fähigkeit für dieselbe, in beständigen Kämpfen und Fehden, Staat gegen Staat, Städte gegen Städte, und innerhalb der Mauern Partei gegen Partei, Zunft gegen Zunft, Familie gegen Familie. Ist man endlich des Streites müde, so wendet man sich, um Ruhe zu erhalten, nach Außen und wählt einen fremden Podesta, dem sich beide feindliche Parteien unterwerfen; gegen den eingeborenen würde man stets mißtrauisch gewesen sein. Ja, als die Unruhen in Italien auf's Höchste gestiegen waren, sahen zwei der größten und berühmtesten Männer, Dante und Petrarca, Italiens Heil und Rückkehr zur Gesetzlichkeit und Ruhe darin, daß die deutsch-römischen Kaiser über die Alpen kämen und unter ihrer Schirmherrschaft Friede stifteten. Sehnsüchtig und mit feurigen

Bitten wendet sich Dante an Heinrich VII., Petrarca an Carl IV.; wie Gesandte Gottes sollten sie empfangen werden! Einem italienischen Fürsten diese Schirmherrschaft anzutragen, fiel ihnen nicht ein; sie kannten den eifersüchtigen und mißtrauischen Geist ihres Volkes. Jetzt — ist decretirt worden, daß dem anders sei; daß Italien nach Vereinigung unter dem Scepter eines italienischen Fürsten schmachte. Man verläugnet die eigene Geschichte, die eigene Vergangenheit, die eigene Größe, den eigenen Ruhm — die alle eng zusammen hängen. Das thut aber nichts! um die colossale Lücke zu schließen, hat man ein majestätisches Wort bei der Hand: Italiens Wiedergeburt. Ich fürchte, wir erleben, daß es eine Mißgeburt gibt."

Hielt Ghioray nun auch fest an seiner Sympathie, so warf doch die seiner Frau ein Gegengewicht in die Schaale, und als sie bei dem Ausbruch des lombardischen Krieges Venedig verließen und nach Ungarn gingen, fand Sarolta seine Stimmung schon sehr günstig verändert und in ein milderes Stadium der politischen Opposition übergegangen. Dazu trug allerdings auch der traurige Ausgang des Krieges bei. Nur der brutale Egoismus findet in dem Unglück einen Grund zur Unzufriedenheit oder Erbitterung. Brutal war Ghioray nicht. Der schwere Schlag schmerzte ihn tief. Ueberdies hatte er großes Mitleid mit Doralice, die sich kaum zu fassen vermochte.

„Es ist ja nicht der unglückliche Feldzug allein, den

ich beweine," sagte sie. „Er ist gemacht für eine gerechte und ehrenhafte Sache, und für den Augenblick haben Ungerechtigkeit und Lüge gesiegt: das ist beides nicht so selten, daß man nicht wüßte, wie sich die Geschicke wenden — und oft sehr schnell. Mein Gram betrifft viel mehr das arme Deutschland. Seit mehreren Generationen hat es endlich einmal einen frischen, gesunden, kräftigen Aufschwung von Nationalbewußtsein, fühlt sich als Volk berufen und berechtigt, dem Brudervolk beizustehen, berufen und berechtigt, mit dem Schwert in all das Lügengewebe drein zu schlagen und thatsächlichen Protest zu Gunsten der Wahrheit und der gesunden Vernunft, der Heiligkeit der Verträge und des Völkerrechts abzulegen — und wird gelähmt! O Gott! zum ersten Mal seit einem halben Jahrhundert eine große gemeinsame Bewegung für das Edelste, was es auf Erden gibt: Vertheidigung des Rechts — und wird gelähmt! .... Die Cabinette der Großmächte, die Partei des falschen Liberalismus, die im geheimen Bunde mit der Revolution in Deutschlands Schwäche einen Fortschritt — zum Umsturz .... dem ersehnten! sieht — ach! sie erdrücken und bethören das deutsche Volk, und lassen das Gefühl der Einheit, das in ihm erwachte, nicht zur That sich ausleben. O du liebes, armes, deutsches Volk, wie bist du verrathen in deinen heiligsten Interessen und beleidigt an deiner Ehre!"

Sie lebten den ganzen Sommer auf dem Lande,

ziemlich still, wie eben die Zeitverhältnisse da smit sich brachten. Doralice war damit sehr zufrieden; sie hatte übergenug der Beschäftigung im Kreise der Mildthätigkeit — ein Fach, welches Julia wenig gepflegt hatte. Ueberdas sah Ghioray es gern, wenn sie sich sehr viel mit ihm und mit seinen Interessen beschäftigte, politische Broschüren, Flugschriften, Zeitungen las und von ihm sich vorlesen ließ, um sie dann mit ihm zu besprechen. Nie war er sich seiner Bildung und seines Verstandes so bewußt geworden, als jetzt ihr gegenüber. Sie hatte in frühern Jahren etwas Anderes von ihm erwartet, als er leisten konnte, und daher nicht verstanden, ihm das Gefühl zu geben, daß zwischen ihnen Uebereinstimmung und Harmonie bestehe. Jetzt ließ sie ganz sich selbst bei Seite und nahm nur auf ihn Rücksicht, wie er eben war; und das machte auf ihn der Eindruck von großer Harmonie. Er fand daher, daß Doralice sich ganz enorm zu ihrem Vortheil verändert und sehr glücklich entwickelt habe. Ihre große Zärtlichkeit für den kleinen Julius rührte sein Herz. Mit inniger Liebe und treuer Sorgfalt, wie die beste Mutter, nahm Doralice das Kind einer Frau auf, durch welche sie tödtlich beleidigt war. Ghioray mochte eine noch so hohe Meinung von sich haben, dennoch mußte er sich gestehen, daß dies Edelsinn sei. Doralice aber liebte in dem Kinde — das Kind Gottes, das himmlische Kleinod, welches er ihr für die Zeit durch so wunderbare Fügung an's Herz gelegt hatte, damit sie es ihm für die Ewigkeit erziehe.

Jeden Sonntag fuhr Doralice zur nächsten katholischen Kirche, die ein Paar Stunden entfernt war. Bis zu ihrer Rückkehr ging der ganze Vormittag hin.

„Könnte ich Dir nicht hier im Schloß eine Privatkapelle einrichten,“ sagte Ghioray einmal, als sie in der größten Glut der ungarischen Julisonne um ein Uhr Mittags zurückkam. „Diese Sonntagsfahrten sind ja grenzenlos unbequem und ermüdend für Dich.“

Doralice blickte ihn mit so unsäglicher Dankbarkeit an, daß er hinzu setzte:

„Wenn es Dich freut, soll es gewiß geschehen.“

„Ach, lieber Franz,“ entgegnete Doralice, „es fehlt die Hauptsache für die Kapelle: der Geistliche.“

„Nun, es wird einer bei der Kapelle angestellt! das ist ja keine große Sache.“

„Nicht für Deine Güte und Liebe! aber einen Geistlichen zu finden, der ohne irgend eine andere priesterliche Thätigkeit, als täglich für mich und meine beiden katholischen Dienstboten die Messe zu lesen, hier aushielte: das ist in unserer priesterarmen Zeit eine sehr schwere Sache.“

„Diese Stelle wäre doch eine vortreffliche Sinecure.“

„Lieber Franz,“ erwiederte Doralice ernst, „einen Priester, der sich nach einer Sinecure sehnt, könnte ich nur in dem Fall unter unserem Dach zu beherbergen wünschen, daß seine schlechte Gesundheit ihn zur Unthätigkeit zwinge.“

„Das sehe ich wahrhaftig nicht ein! Er kann ja seine ganze Muße zu fleißigen Studien verwenden.“

„Dazu fehlen ihm die Hülfsmittel, lieber Franz, eine Bibliothek sowohl als die neuen Werke seiner Wissenschaft. Ueberdas ist es nicht der Beruf des Priesters, und er findet nicht sein Genügen darin, nur zu studieren. Seine Bestimmung ist die apostolische: das göttliche Evangelium zu verkündigen, sei es als Lehrer — in wissenschaftlicher Form auf dem Catheder; sei es als Prediger — in christlich erbauender Form, auf der Kanzel; sei es endlich als Seelsorger in der Verwaltung der Sacramente. Das fehlt ihm hier, und er würde sich unbehaglich fühlen wie ein Fisch außerhalb des Wassers.“

„Aber zum Besuch auf Wochen oder Monate — ließe sich da nicht einer finden?“

„Ja, lieber Franz, das wäre möglich — und wenn Du mir erlaubst, Schritte zu thun, die das bezweckten — wie glücklich machst Du mich!“

„Für diesen Sommer ist es aber leider nicht mehr zu bewerkstelligen! — Sprich .... könntest Du da nicht lieber in die protestantische Kirche gehen, statt die weite ermüdende Fahrt zu machen?“

„Um der Feier der heiligsten Geheimnisse beizuwohnen ertrage ich mit Freuden die geringe Ermüdung,“ entgegnete Doralice ausweichend; „vorausgesetzt, daß Du mir immer den Urlaub dazu gibst.“

„Mein Gott, das versteht sich ja ein für alle Mal von selbst!“ rief Ghioray. „Ich wünschte nur, Du hättest hier, wie in Venedig, eine Maria Salute dem Hause gegenüber!“

„Du bist gut!“ sagte sie dankbar. „Glaube mir, Franz, unter solchen Verhältnissen ist es süß, auch etwas zu entbehren.“

Auf religiöse Erörterungen ließ sie sich nie mit ihm ein. Ghioray sagte einmal zu Sarolta, die den Sommer bei ihnen zubrachte:

„Sprich! woher nahmst Du früher den Einfall, daß Doralice fanatisch für ihre Kirche sei?“

„Ach, bester Franz,“ erwiederte sie niedergeschlagen, „woher nimmt man seine Vorurtheile? man greift sie aus der Luft! — Unsere arme Mutter fand es „fanatisch,“ daß die Stipulation für eine katholische Erziehung der Kinder gemacht worden sei. Das sprach ich ihr nach! — Doralice ist sehr tolerant! Bei einer ganz felsenfesten Ueberzeugung von der Alleinberechtigung ihrer Kirche in Glaubenssachen, duldet sie mild die Andersgläubigen und sucht nie irgend Einem ihre Ansicht aufzudrängen.“

„Man muß gestehen, daß auch ich äußerst tolerant bin,“ sagte Ghioray selbstzufrieden.

„Es ist richtig, daß Du Deine religiösen Ansichten Keinem aufdrängst und Doralice nicht beschränkst, bester Franz. Aber hast Du ihre heilige Zuversicht,

daß Deine Kirche allein die göttliche Wahrheit im vollen Umfang besitze und daher auch allein deren Organ sei?"

„Nein! ich bekenne Dir um so aufrichtiger, daß ich nicht so exclusiv bin, weil ich annehme, daß auch Du es nicht bist."

„Nun sieh!" entgegnete Sarolta seufzend, „dann dürfen wir auch gar nicht mit unserer Toleranz prahlen! Wir, lieber Franz, und überhaupt alle Confessionen außerhalb der katholischen — sind Einwanderer in die uralte christliche Kirche, deren Eingeborene aber sind die Katholiken. Sie dulden uns, die Fremdlinge, von denen anderthalb Jahrtausende des Christenthums nichts gewußt haben. Sie waren immer; wir sind von gestern und wir .... wir prahlen mit Toleranz, wenn wir die Eingeborenen des Hauses nicht verfolgen!"

„Bist Du katholisch, Sarolta?" fragte er gespannt.

„Nein," sagte sie; „aber ich habe drei Kinder zu erziehen für eine Welt, in welcher ich vor nichts Respect habe, als vor der katholischen Kirche und ihren Principien, und wo ich nichts, gar nichts sehe, was Dauer hätte oder Dauer verspräche, als sie allein und das, was in ihr wurzelt; das gibt mir allerlei Gedanken!... Würdest Du die Stipulation Deines Ehecontracts erfüllen, Franz?"

„Gewiß!" rief er. „Wie hält sie das Wort, das sie mir gab .... wie! — ich würde das meine halten."

Als die Rede auf den nächsten Winteraufenthalt kam und Ghioray Doralice nach ihren Wünschen fragte, antwortete sie:

„Ich bin für Venedig; da sind wir ja ansässig.... und sind im Lande Deiner Sympathien, lieber Franz. Ueberdas ist die weiche Luft der Lagune ein Correctiv der heißen, trockenen Luft der Pusta, welche mir die Brust ausdorrt und auch für Julius nicht heilsam ist."

Ghioray war ganz damit einverstanden. Es gab in Ungarn eine Partei der Aufregung, von der er sich gern möglichst fern hielt. Sie machten einen Umweg bei der Reise nach Venedig und gingen auf einige Wochen zu Frau von Derthal. Groß war die Freude im Schlößchen, Doralice wieder zu sehen und s o wieder zu sehen — so versöhnend, so versöhnt, so gefriedigt in einem Verhältniß, das unheilbar zerrissen schien. Eulalie sogar wurde freundlich gegen Ghioray, als sie sah, wie er den Werth seiner Frau anerkannte und sie auf Händen trug. Aber dies unbestimmte Gefühl von Eifersucht, nicht auf diesen oder jenen Gegenstand, sondern im Allgemeinen auf Alles, was Doralice sehr beschäftigte, regte sich gerade hier heftig in Ghioray. Diese Freude, mit ihrer Familie in ihrer Heimath zu sein — diese lebendige Theilnahme für ihre ganze Umgebung, für die Natur, für die Menschen, für diese und jene theure Stätte — erschien ihm wie eine Beraubung, die er durch sie erlitt

und verstimmte ihn. Doralice mußte lernen, dies unschuldige und so ganz in der Wahrheit begründete Freudengefühl zu mäßigen und abzutödten, und Alles, was sie beglückte, der Rücksicht auf seine Zufriedenheit unterzuordnen. Sie sollte eben lernen, mehr und mehr ein übernatürliches Leben zu führen, das ganz geordnet war nach dem Licht, welches der Glaube ihr gab — und das nur ein ungetrübtes Glück ihr ließ: den Willen Gottes zu erfüllen.

Von Lord Henry hörte sie, daß er jedes Vierteljahr einen ausführlichen Bericht über seine Kinder an Frau von Derthal sende. Weiter wußte man nichts von ihm zu sagen. Von Conrad Friedingen noch weniger! Er war im vorigen Spätjahr, fast zu gleicher Zeit mit Lord Henry, der Eine nach Grünau, der Andere nach Enisdale-Castle abgereist. Roderich, der mit Celestine auch nach dem Schlößchen kam, gab die gute Nachricht von seinem Bruder, daß sich dessen Gesundheit durchaus gebessert habe. Er selbst führte mit seiner Celestine eine Ehe, die so glücklich war, als es sich nach ihrer beiderseitigen Eigenthümlichkeit erwarten ließ: wo kein hohes Streben ist, wird die Befriedigung in der Alltäglichkeit gesucht. Die Seele ihres Mannes für Gott zu gewinnen, für himmlische Dinge empfänglich zu machen — ach nein! das fiel der guten Celestine nicht im Traum ein.

„Mir liegen die practischen Dinge vor der Hand

viel näher," gab sie unbefangen Doralice zur Antwort; „Roderich muß rechnen lernen, damit er nicht mehr Geld ausgibt, als er hat, und muß Ordnung und Pünktlichkeit lernen, damit das Hauswesen nicht durch ihn leidet. Uebrigens ist er eine Seele von einem Mann und wir leben wie die Engel im Himmel."

Sie sagte dies Alles mit der größten Gemüthsruhe, ahnungslos, daß man etwas mehr oder etwas Anderes wünschen könne. Da Roderich sich in derselben Weise aussprach: so hatten ja Beide das, was sie für die Erde bedurften.

Einige Tage vor der Abreise fragte Ghioray, als er mit Doralice allein war:

„Sage mir, hast Du früher das Schweizerhäuschen Deiner Mutter abgekauft?"

„Nein, lieber Franz, ich habe es nur zurecht gebaut und eingerichtet."

„Ich möchte es kaufen."

„Lieber Franz, wozu die Verschwendung? wenn wir die Mutter besuchen, wohnen wir ja bei ihr."

„Ich kaufe es, Doralice! erstens, weil ich es lieb habe . . . . denn Du hast es bewohnt; und zweitens, um es den Dienstmägden Christi zu schenken, die Du so gern hast . . . . und die darin Kranke oder Kinder oder Arme oder wen sie wollen, aufnehmen können."

Doralice war tief gerührt durch eine so zarte Auf-

merksamkeit ihres Mannes und Beide gingen zu Frau von Derthal, um ihr diesen Vorschlag zu machen. Doch Frau von Derthal lehnte ihn ab.

„Ich würdige ihn ganz," sagte sie. „Ich freue mich über Ihre Großmuth, bester Ghioray, und noch viel mehr über das feine und edle Gefühl, welches ihr zum Grunde liegt; .... aber es geht nicht."

„Liebe Mutter," sagte Doralice flehend, „bedenke doch: ein Protestant will für Katholiken dies Werk der Barmherzigkeit thun" .... —

„Für eine Katholikin; — nämlich für Dich!" unterbrach er sie lachend.

„Aber es kommt doch Vielen zu gut!" rief sie; — „und Du, liebe Mutter, Du, die Katholikin! Du könntest es ablehnen?"

„Ja, süße Tochter, mit gutem Gewissen, denn einen beständigen Verkehr zwischen den frommen Schwestern und Eulalie kann ich nicht dulden — weil sie eine große Vorliebe für diesen Beruf an den Tag legt."

„Wohlan, Mama," sagte Ghioray gelassen, „wir wollen unseren Handel abschließen, wenn Eulalie im Brautkranz vor Ihnen steht."

„Ja," sagte Frau von Derthal; „dann mit Freuden, doch jetzt nicht. Ich will ihr etwas die Welt zeigen und diesen Winter mit ihr nach Paris gehen."

„Nach Paris!" riefen Doralice und Ghioray aus einem Munde.

„Ja, zu Blanca!“ sagte Frau von Derthal. „Eulalie wird zu ernst hier, ganz allein mit der Tante und mir. Natürlich soll sie in Paris nur das sehen, was sich für eine so junge Person schickt .... einige Kunstwerke, einige Menschen. Dann soll sie Musikunterricht nehmen und französisch sprechen lernen. Blanca freut sich sehr, daß wir zu ihr kommen.“

„Und Eulalie?“ fragte Doralice.

„Eulalie weiß nichts von meinem Plan. Sie würde Einwendungen machen .... und die will ich ihr und mir ersparen.“

Doralice schwieg, denn sie durfte ja nichts über Blanca's zweite Ehe, von der sie allein Kunde hatte, äußern; aber sie war trostlos über den Plan ihrer Mutter. Wie gern hätte sie ihr Venedig zum Winteraufenthalt vorgeschlagen. Aber damit wäre Ghioray durchaus nicht einverstanden gewesen! Ob Eulalie wirklich die Neigung hatte, die Frau von Derthal so sehr fürchtete, konnte Doralice nicht beurtheilen, da sich Eulalie nicht gegen sie darüber geäußert hatte und ganz das frühere muntere und fröhliche Kind war. Als sie aber am Tage vor ihrer Abreise mit Eulalie in aller Frühe nach Mariathal pilgerte, um sich dem Schutz der heiligen Gottes-Mutter zu empfehlen, da ging Eulaliens Herz auf und sie sagte:

„Doralice, heute vor einem Jahr war Celestinen's Hochzeitstag.“

„Und der Tag, an dem ich Sarolta's Brief erhielt, der mich zu Franz zurückrief," sagte Doralice.

„Der Engel Raphael hat Euch geführt? nicht wahr, Doralice?"

„Mich gewiß!" sagte Doralice mit der tiefen Zuversicht, die der Glaube ihr gab und die sie über all' die heimlichen Dornen ihres Lebens wandeln ließ, als ob sie auf Rosen gehe.

„Mich führt er zu den Mägden Christi," sagte Eulalie ruhig.

„Keine Thorheit, Eulalie!" rief Doralice.

„Thorheit? — ich handle verständiger als Ihr Alle! — Glaubst Du denn, daß ich Zeuge des Schicksals meiner vier Schwestern sein konnte, ohne gründlich zu überlegen, was das ist — Glück im Sinn der Welt? — Es ist etwas sehr Vergängliches oder sehr Unvollkommenes. Susanne war außerordentlich glücklich .... sagt man. Nun, sie starb nach wenigen Jahren. Blanca? .... war sie glücklich, war sie unglücklich? — betrauert sie Spiridion, betrauert sie ihn nicht? — ich weiß es nicht! genug, nach einigen Jahren ist sie Wittwe. Celestine? .... ich gestehe Dir, daß diese kleine Sorte von hausbackenem Glück mir eine Art von Widerwillen einflößt. Du? .... ja, Du bist glücklich, weil Du Dich mit Deinem großen schönen Herzen an das Herz Gottes geflüchtet und alle Tugenden geübt und alle Opfer gebracht hast, die eine Frau bringen kann. Aber

etwas Aehnliches kann ich mir nicht wünschen, weil ich nicht weiß, ob ich in solchen Prüfungen siegen oder unterliegen würde. Das Alles habe ich wohl erwogen und darum entsage ich dem Allen — und rette meine Seele, indem ich unserem lieben Heiland in seinen leidenden Gliedern diene."

„O Kind!" rief Doralice, „wähne doch nicht, daß es Deinen Schwestern unmöglich wäre Gott zu dienen und ihre Seele zu retten! und glaube mir: das ist eine Aufgabe, die, ganz unabhängig von unseren äußeren Verhältnissen, immer und überall gelöst werden soll, und die mit dem, was die Welt Glück und Unglück nennt, gar nichts zu thun hat. Susanne mit ihrer innigen gegenseitigen Liebe — Celestine in ihrer kleinen friedlich prosaischen Häuslichkeit — Blanca in ihrem tumultuarischen Weltleben — ich auf dem Wege meiner Bestimmung — wir Alle sollen und können unsere Seele retten, indem wir die Pflichten gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen uns selbst, die allgemein gültigen sowohl, als die besondern, welche aus den verschiedenen Lagen und Verhältnissen hervorgehen, liebend erfüllen. Das nennt man: Gott dienen; und seine Barmherzigkeit hat es so eingerichtet, daß wir, wenn wir alle Gnadenmittel anwenden, die er uns verleiht, um beharrlich zu sein, in diesem Dienst die Anwartschaft auf das ewige selige Leben erlangen."

„Das Alles weiß ich!" entgegnete Eulalie. „Es

fällt mir nicht ein, es zu bezweifeln oder zu unterschätzen. Doch nie wirst Du mich überreden, daß Du! Doralice! den besonderen Beruf, zu welchem die evangelischen Räthe auffordern, als Thorheit betrachtest."

„Ich müßte eine ganz schlechte Christin sein, wenn ich das thäte!" rief Doralice. „Die evangelischen Räthe sind ja die höchste, edelste Blüthe der Aussprüche des Evangeliums. „„Selig sind die Armen im Geist! — Selig sind die reinen Herzen! — Selig sind die Sanftmüthigen und die Friedfertigen."" Diese wenigen Worte bilden die unzerstörbare Grundlage des Ordensstandes. Armuth, Keuschheit, Gehorsam, im vollsten Umfang und von freier Selbstbestimmung geübt, sind der königliche Weg, der sicher zur verheißenen Seligkeit führt. Aber der Fuß, der diesen Pfad betritt, muß fest sein. Ist das der Deine? Du bist erst im siebzehnten Jahre und unsere gute Mutter wird Alles thun, um Dich zurückzuhalten. Beginne also nicht den Kampf, bevor Du ganz sicher bist, ihn siegreich durchzuführen, und rufe keine unnütze Verstimmungen und peinliche Stürme wach."

„Was soll ich thun! ich will treu Deinen Rath befolgen!" rief Eulalie.

„Gib Deinen Willen in Gottes Vaterhand. Habe Geduld, schweige .... und bete viel," sagte Doralice. „Und rufe den Engel Raphael recht eifrig an," setzte sie

lächelnd hinzu, „daß er Dir den Pfad Deiner Lebensreise bahne." — —

Tags darauf reiste sie mit ihrem Mann nach Venedig — und einige Wochen später traf Blanca bei ihr ein.

Venezia la bella.

Das Dampfschiff flog durch die unruhigen Wellen der Adria. Die Nacht war sehr stürmisch. Einige zaghafte und der Seefahrt unkundige Reisende, denen es auf einen Tag früher oder später nicht ankam, verschoben sogar ihre Abreise und blieben in Triest. Aber die Fahrt ging sehr gut. Das Schiff krachte und ächzte freilich, als ob es bersten müsse, und schwankte dergestalt, daß in den Cabinen Alles durcheinander fiel, was nicht niet- und nagelfest war; und die Wellen stürzten prasselnd über dem Verdeck zusammen, während der heulende Sturm sie immer wieder aufwühlte und in die Höhe peitschte, so daß sie gleichsam verzweiflungsvoll sich bäumten und überschlugen; aber das Alles sind nur Scherze und Spiele der Windsbraut mit den Tritonen — und der Dampfer fliegt über die Adria, den Lagunen zu. Sämmtliche Passagiere hatten sich denn aber doch vor diesen etwas gefährlichen Spielen in die Cabinen geflüchtet — bis auf einen Mann, der die ganze Nacht

auf dem Verdeck zubrachte, und sich überall, wo er ging oder stand, in jenem unglaublichen Seemannsgleichgewicht hielt, das nur durch lange Uebung erworben wird. Eben so wenig wie die schaukelnde Bewegung des Schiffes, schienen ihn die überstürzenden Wellen zu belästigen, die seinen waterproof = Capot nicht durchdrangen. Zuweilen ging er nach einer Separatcabine. Da lag auf dem schmalen Sopha ein kleines Mädchen und auf dem Bett ein Knabe — und beide schliefen so ruhig, als ob es weder Stürme noch Meeresabgründe gäbe, während die Bonne auf einer Matratze am Boden liegend, wo man die Schwankungen am wenigsten spürt, die Ruhe ihrer Pfleglinge nicht theilte und jedesmal, wenn sich die Thür öffnete, seufzend fragte, ob man denn noch nicht bald in die Lagune einliefe, worauf Lord Henry regelmäßig erwiederte:

„Ganz bald."

Gegen Morgen ließ der Sturm, wie ein müder Riesenvogel, mehr und mehr seine Flügel fallen, die er so wild zwischen Himmel und See geschwungen hatte. Die Wellen gingen noch hoch; doch je näher man der Lagune kam, desto ruhiger wurden sie, und als die Sonne aufging, konnten die Reisenden dem Sturm sehr dankbar sein, denn er hatte finstere Wolken und unfreundliches Wetter verjagt und ein zauberschönes Bild heraufgeführt. Wogende Morgennebel schwebten wie wehende Schleier auf dem Meer und verhüllten die Ferne. Hinter

ihnen aber, im Osten, schossen Lichtstrahlen, von der großen Sonnenfackel ausgehend, in die wallenden Nebelschleier hinein und zerrissen sie, wie mit goldenen Lanzen — und um sie herum flog der Morgenwind und trieb sie mit seinen frischen, rauschenden Schwingen vor sich her, und jagte sie da hin und dort hin, nicht ungestüm, nur fröhlich gaukelnd, um dem Sonnenlicht Bahn zu brechen. Da senkten sich denn allmälig die Nebel, langsam, leise, und lagerten sich wie ein Streif von Silberschaum über der Küste, und aus ihnen empor tauchte hier eine glänzende Kuppel und dort ein blendender Palast und da ein schlanker Thurm, — und nach und nach phantastisch zusammengefügte Gruppen, Mastbäume zwischen den Gebäuden und schwimmende Kirchen — und die Sonne warf ihre glühendrothen Frühstrahlen auf diese eigenthümlichen Gebilde, und wie eine Feenstadt von Perlen und rosenfarbenem Alabaster auf einer Basis von Opal und Perlenmutter lag sie da — Venezia, la bella, die Königin der Lagune. Und keine irdische Umgebung — nicht Fluren, nicht Hügel, nicht Bäume, nichts, was von der Erde stammt oder an sie erinnert, störte dies Zauberbild. Nur im fernen Norden ragte am Horizont eine Riesenmauer von weißem Marmor auf, der ewige Schnee der Alpenkette.

Alle Reisenden hatten sich allmälig auf dem Verdeck eingefunden, um dies Wunderbild, dessen Schönheit nicht zu beschreiben und nicht zu vergessen ist, in's Auge

zu fassen — und Niemand hatte Lust und Zeit, sich um seine Reisegesellschaft zu bekümmern. Endlich, als die erste Schaulust befriedigt war, der Dampfer in die Lagune und zwischen deren Inseln tiefer hinein fuhr und nun alle Einzelheiten dieser merkwürdigen Oertlichkeit sich deutlich entwickelten, da dachte Jeder daran, die Seinigen oder sein Gepäck zu sammeln, um so schnell wie möglich, wenn das Schiff vor Anker ging, die vor Anker liegende Stadt zu betreten. Und so kam es denn, daß zwei alte Bekannte die ganze Fahrt von Triest nach Venedig zusammen gemacht hatten und doch erst auf einander stießen, als sie das Dampfschiff verließen. Lord Henry und Conrad Friedingen begrüßten sich viel freundlicher, als das je sonst geschehen war. Lord Henry hatte nur Zeit nach dem Gasthof zu fragen, wo Conrad wohnen werde; dann trieb der Wirrwarr der Ankunft den Einen rechts und den Anderen links fort.

Doralice wußte, daß Lord Henry kommen werde. Bald nach ihrer Abreise vom Schlößchen war er zu Frau von Derthal's froher Ueberraschung dort eingetroffen und hatte an Doralice geschrieben, er wolle den Winter in Rom zubringen und auf der Hinreise sie besuchen. Eines Theils freute sie sich sehr. Er war ein Mann so ganz ohne Falsch, so ganz guten, geraden Herzens, daß sie ihn sehr gern hatte und ihm seine Rechthaberei und seine kleinen Wunderlichkeiten — zu denen sie auch die Abschiedsscene rechnete — um so leichter verzieh,

als er es sich ja stets gefallen ließ, wenn sie ihm lachend den Kopf zurecht setzte. Aber anderen Theils war ihr etwas bange, wie die beiden Schwäger sich gefallen, und welchen Eindruck Henry's Controversen auf Ghioray machen würden. Sie sah ganz klar, daß noch nicht der Augenblick gekommen, wo Ghioray empfänglich sei für Glaubensfragen. Diese Richtung des Geistes will gepflegt werden, so gut wie jede andere, wenn nicht die Fähigkeiten, die sich ihr zuwenden, nach und nach absterben oder in andere Richtungen gerathen sollen. Gibt man dem rankenden Gewächs nicht einen Stab, den es umschlingen und erklettern und dadurch sich entfalten kann: so kriecht es am Boden hin und wächst zwar, aber bestaubt und vererdet. Ghioray's Geist hatte sich nie zu den Fragen des übernatürlichen Menschen emporgerankt. Dazu kam, daß er sich sehr glücklich fühlte, ein sehr guter Gatte und Vater, dabei voll glühendem Patriotismus war und sich folglich nach Art und Auffassung der Welt für einen vortrefflichen Mann hielt, der bereits Alles habe und Alles sei, was man durch die Religion erlangen oder werden könne. Wie vorsichtig mußte man diese Gesinnung behandeln, um sie weder abzustoßen, noch einzuschläfern! — Und war es unmöglich, daß Henry's Haß des Papismus ansteckend auf Ghioray wirke? — Und wenn sie nicht in alter Weise mit voller Entschiedenheit gegen Henry's Angriffe sich aussprach, um nicht den Streit fortzuspinnen: konnte Henry dann nicht wähnen,

sie sei durch Ghioray's Einfluß matt im Glauben geworden? —

Unter dem hohen Marmordom von Maria del salute stiegen ihre inbrünstigen Gebete täglich bei dem heiligen Meßopfer für das Heil so vieler theuren Seelen empor, für die sie nichts thun konnte, als beten, sie lieben und sich opfern. Doralice stieg eben die breite Treppe von weißem Marmor hinab, die sich majestätisch vor dem Portal der Kirche ausbreitet und in den Canal grande senkt, als sie zwei Gondeln in ihren Palast einfahren sah. Da ist er! heilige Jungfrau, wende Alles zur Ehre Gottes! seufzte sie, schlüpfte in ihre Gondel, der Gondolier sprang auf deren äußersten Rand am Steuer und mit der unvergleichlichen Leichtigkeit, welche nur der venetianischen Gondel eigen ist, durchschnitt sie den Canal, als ob sie über eine Fläche von Sammt gleite.

Ghioray hatte schon seinen Gast empfangen, als Doralice kam und frohlockend von Lord Henry und den Kindern begrüßt wurde.

„Sie können es Sich nicht vorstellen, was es mir für eine Wonne ist, Sie wiederzusehen . . . und so wiederzusehen!" rief Lord Henry.

„Das glaube ich!" sagte Doralice innig und unwillkürlich fiel ihr das letzte Gespräch ein, welches sie im Schweizerhäuschen mit ihm gehabt hatte. Es war so recht ihm ähnlich, daß sein erstes Wort jetzt eine Abbitte war.

Nun erschien auch Blanca, ganz theatralisch mit ihrem kleinen Spiridion an der Hand, der ebenso schön und ebenso verdrießlich wie seine Mutter, nur viel klüger aussah. Aber Blanca hatte sich der Gunst ihrer beiden Schwäger nicht zu erfreuen. Sie wollte immer in einer Atmosphäre von Weihrauch schwimmen, den die Bewunderung ihr zollte. Jetzt vollends hielt sie sich für einen Gegenstand des höchsten Interesses, vermöge ihres traurigen Schicksals, obschon sie dasselbe ängstlich verbarg, weil sie sich auf's Tiefste durch ihre eigene Thorheit gedemüthigt fühlte. Blanca brachte einen Mißton in die Familie; das empfanden Alle ebenso, wie das harmonisch Wohlthuende, das Doralice um sich verbreitete. Welcher Art Lord Henry's Gefühle für Doralice gewesen waren — sie hatten sich abgeklärt zu der zärtlichen und liebevollen Verehrung, die er einem so guten und liebenswürdigen Wesen darbringen durfte, ohne sie zu beleidigen und ohne sich selbst zu beunruhigen. Das wußte Doralice, so wie sie den Brief bekam, der ihr Lord Henry's Besuch ankündigte. Wäre es anders gewesen, nie hätte er gesucht, sie wiederzusehen! Das Gefühl der Liebe erwacht unwillkürlich im Herzen, ja, um so unwillkürlicher, je aufrichtiger sie ist. Allein der Wille hat sein Wort mitzusprechen, wenn es an die Frage geht: Soll dies Gefühl genährt werden oder nicht? Bei Lord Henry's loyalem Character war die Antwort, die er sich selbst gegeben hatte, nicht zu bezweifeln, und der erste

Blick, den Doralice in sein schönes ehrliches Auge warf, bestätigte es ihr. Plötzlich rief er:

„Aber Herr von Friedingen ist ja mit mir von Triest hergereist! ich muß ihm doch sagen, daß Sie hier sind und daß er komme.“

„Es wird uns freuen,“ sagte Ghioray.

„Sehr!“ rief Doralice; — sie konnte diese Höflichkeitsphrase mit gutem Gewissen sagen; aber dennoch bewegte ein leiser Schreck ihr Herz und mit einem innigen Stoßgebet brachte sie es bei Gott in Sicherheit. Dann setzte sie hinzu: „Seltsam, daß wir Drei uns nach Jahresfrist hier treffen.“

„Und wie!“ rief Lord Henry.

„Nun wie? . . . . als gute Freunde, hoffe ich.“

„Das gewiß! — aber es gibt noch Extra-Zustände. Ich spreche nämlich nur von mir! von Friedingen weiß ich nichts.“

„Haben Sie Sich etwa verlobt? Sie sehen mir so gewiß froh geheimnißvoll aus,“ sagte Doralice.

„Oder vielleicht sehr verliebt?“ fragte Blanca.

„Getroffen, meine schöne Schwester! mit unglaublichem Scharfsinn getroffen! ja, verliebt. . . . und zwar so sehr, daß mein Herz mir verloren gegangen ist!“ rief Lord Henry.

„Und der Gegenstand?“ fragte Doralice lächelnd.

„O Sie kennen ihn sehr genau!“

„Ich auch?“ fragte Blanca.

„Sie kennen ihn — ja! aber nur oberflächlich."

„Heraus mit der Sprache!" rief Ghioray. „Wir brennen ja vor Ungeduld, Ihnen Glück zu wünschen."

„Geduld! Geduld! Friedingen muß auch dabei sein; dann verkünde ich mein Glück. Jetzt will ich mir aber zuerst Ihr Haus betrachten! für so einen halb Seemann und halb Yorkshiremann wie ich, ist es eine ungeheuere Merkwürdigkeit, in einem venetianischen Palast zu wohnen, der etwas von einem Schiff und etwas von einem Märchen hat. Ich war noch nie in Venedig."

Als beide Männer fortgegangen waren, sagte Blanca:

„Er hat sich in Eulalie verliebt .... das ist klar — und das ist mir sehr lieb; denn nun wird mich die Mama nicht diesen Winter in Paris besuchen wollen — was mir wegen meiner trostlosen Verhältnisse höchst peinlich wäre und was ich doch nicht ablehnen durfte."

Alles, was Blanca hörte und sah, bezog sie auf sich. Sie war wie im Kerker ihres Ichs. —

„Mir ist's noch gar nicht klar, was Henry meint," sagte Doralice. „Ich aber würde in Deiner Stelle von hier zu unserer Mutter reisen und ihr Alles anvertrauen. Sie hat Erfahrung und Einsicht: sie könnte Dir practische Rathschläge geben, liebe Blanca. Ich gestehe, daß ich von einem Fall wie der Deine nie eine Ahnung hatte, also auch nichts Anderes Dir zu sagen weiß, als daß Du die Frau Deines Mannes zu sein und mit ihm zu leben hast. Und das willst Du nicht."

„Ich will es nicht? o mein Gott — Amaury will es nicht!“ rief Blanca klagend. „Als ich ihm in Baden-Baden sagte, ich wolle nach Venedig gehen, sagte er, dann ginge er nach Homburg.“

„So lange Eure Ehe geheim bleibt, ist seine Stellung, sowohl Deiner Familie als der Welt gegenüber, eine so unbehagliche, zweideutige, daß ich begreife, weshalb er nicht nach Venedig gehen mochte.“

„Ah, Du vertheidigst Amaury!“ rief Blanca in Thränen.

„Ich entschuldige ihn in diesem Punkt — ja!“ sagte Doralice. „Erkläre Deine Ehe; das macht vielleicht einen günstigen Eindruck auf ihn.“

„Wie!“ rief Blanca außer sich, „die Fürstin Zoula sollte Madame Amaury werden? nimmermehr!“

„Sie ist es bereits geworden,“ entgegnete Doralice gelassen. „Du hast den Schritt gethan, der Dich bindet. Du kannst Deinem Leben fortan nur dadurch Würde geben, daß Du entschlossen alle Folgen dieses beklagenswerthen Schrittes annimmst.“

„Nimmermehr!“ rief Blanca heftig. „Ich bereue ja meinen Schritt .... also muß Gott mir helfen und mich vor den Folgen retten.“

„Bereuest Du ihn um Gottes Willen — der durch Deine blinde Leidenschaft seiner Herrschaft über Dich beraubt, also schwer beleidigt ist — so wirst Du die Folgen geduldig tragen und Dich durch Demuth und

Ergebung mit Gott zu versöhnen suchen; und dann wird seine Gnade Dir nicht fehlen. Bereuest Du aber nur deshalb Deinen Schritt, weil er Dich in Widerwärtigkeiten stürzt und Dir in den Augen der Welt schadet — o liebe Blanca, dann beharrst Du ja in Deiner Abwendung von Gott, dann kann er Dich ja nicht retten!"

„Er kann ein Wunder für mich thun!" seufzte Blanca weinend. „Ein Wunder . . . . ach! nicht für mich . . . . aber wegen meines armen kleinen Dion!"

So faselte sie fort, immer nach gutem Rath und Hülfe jammernd und immer das verwerfend, was ihr hätte helfen können. Wenn sie sich damit ganz müde und matt gemacht hatte, sagte sie zu Doralice:

„Bitte, lies mir aus Deinen schönen ernsten Büchern vor!"

Und hatte Doralice zwei Seiten gelesen, so seufzte Blanca:

„Ich kann mich nicht so hoch erschwingen! meine Nerven sind zu schwach."

Sie hätte sagen sollen: meine Seele ist zu schwach. —

Conrad vernahm mit unbeschreiblicher Freude, daß Doralice in Venedig sei, daß er so ganz unverhofft sie wiedersehen solle.

„Und ganz die Alte!" sagte Lord Henry; „ganz die gute, die liebe Doralice, bei der man immer fragen

möchte, ob sie nicht vor lauter Güte so schön und so anmuthig ist."

Und er sah sie wieder! Freundlich ging sie ihm entgegen und reichte ihm die Hand und sagte:

„Grüß' Sie Gott! seien Sie uns willkommen! Sie finden lauter Geschwister von Roderich und Celestine — also sind Sie hier zu Hause."

Und ihr Blick, ihr Lächeln überstrahlten ihn mit Wohlwollen und waren so rein und so klar, wie der Sonnenstrahl, der von Oben herab fällt. Conrad antwortete dies und jenes, und sprach mit ihr und Ghioray, mit Blanca und Lord Henry. Im Stillen aber zog schmerzlichsüß ein Singen und ein Klingen durch seine Brust, daß er sie wieder sah, die Königin seiner Seele . . . . und daß sie nicht wußte, was sie ihm sei, und es auch nie erfahren — aber ewig bleiben werde. Und sie? — Sie hatte es der Gnade abgerungen, daß Conrad, ob er kam, ob er ging — ihren Frieden nicht mehr störte. Sie hatte das Versprechen gehalten, das sie in Bornhofen ihrem Herzen gab, und es so standhaft bekämpft und so unabläßig gekreuzigt, daß es sich der Herrschaft ihres geheiligten Willens unterwarf.

„Jetzt ist Herr von Friedingen hier," sagte Blanca zu Lord Henry; „jetzt müssen Sie uns den Gegenstand der Flamme Ihres Herzens nennen."

„Ja, nach dem Essen," sagte er lakonisch.

„Dies ist demüthigend für den schönen Gegenstand!“ rief Ghioray lachend.

„Wir müssen ganz ruhig und ungestört am behaglichen Camin sitzen; dann geht das Herz auf,“ sagte Lord Henry. „Bis dahin Geduld!“

Während des Mittagessens wurde er viel geneckt und gefragt; aber er verrieth nichts, so daß Blanca schon halb und halb empfindlich über diese Zurückhaltung wurde und ihm seine Geheimnißkrämerei vorwarf. Als sie aber endlich Alle am traulichen Caminfeuer saßen, hub Lord Henry an, zu Blanca gewendet:

„Sie wünschen also zu wissen, meine schöne Schwester, an wen ich mein Herz verloren habe?“

„Aber gewiß! das ist ja die interessanteste Angelegenheit von der Welt.“

„Wohlan denn! — an die katholische Kirche .... und ich gehe nach Rom, um mich in ihren Schooß aufnehmen zu lassen.“

Es war interessant, die verschiedenen Personen, die Köpfe, den Ausdruck, die ganze Gruppe bei dieser über alle Maßen unerwarteten Eröffnung zu beobachten. Es war ein tiefes Zimmer mit Tapeten von dunkelrothem Damast, die durch einige Gemälde in goldenen Rahmen freundlich gelichtet wurden. Sophas, Tische mit Lampen, ein schöner Streicher'scher Flügel möblirten es, ohne den Raum zu überfüllen. Den beiden Fenstern gegenüber, in der Tiefe des Zimmers, unter einem

prächtigen Spiegel, brannte in einem weißen Marmorcamin ein lustiges Feuer. Ein Schirm von vielfarbigem Glas, in phantastischen Arabesken zusammengesetzt, schützte vor der Glut der Flamme, während er deren capriziöses Spiel — das Aufflackern, das Züngeln, das Erlöschen, welches die Caminliebhaber so unterhält — durch die bunten Zeichnungen des Glases noch capriziöser erscheinen ließ. Vor dem Camin stand ein Tisch mit einer Lampe und um denselben herum saß die kleine Gesellschaft; Lord Henry zufällig in der Mitte, so daß er den Kern der Gruppe bildete. Er eignete sich dazu! Ein Mann in der vollen Bedeutung des Wortes, Intelligenz, Energie, Vernunft, Wohlwollen, in seiner ruhigen, entschiedenen Haltung, seinem festen Blick, seinen edlen, scharfgeschnittenen Zügen; der ganze Kopf wie von Bronze gegossen, aber von Innen erleuchtet durch einen beseligenden Entschluß. Neben ihm saß Conrad mit seinem geist- und seelenvollen Antlitz, das feine, dunkelblonde Haar ganz leicht gelockt um die zarte Stirne, im Auge tiefe Gedanken, um den Mund tiefe Empfindung — minder charactervoll als Lord Henry, aber interessanter, weil nicht so ganz aus einem Stück; und jetzt beseelt durch den Ausdruck gespanntester Theilnahme. Zur Linken Henry's saß Ghioray, trotz seiner vierundvierzig Jahre der schönste von ihnen, mit Augen, Haar und Bart schwarz wie Ebenholz, nicht so groß wie Lord Henry, nicht so zart wie Conrad, voll geschmeidi-

ger Gewandtheit, mit dem schönen nationalen Gesichtsschnitt und Colorit seines Volkes; aber all diese Vorzüge gedämpft durch eine fast weibische Eitelkeit und ein Selbstbewußtsein, das sich auf Aeußerlichkeiten stützte. Darum war auch sein Blick unbestimmt und fragend, und jetzt spielte ein zweifelndes Lächeln um seine Lippen. Neben ihm auf einem tiefen, niedrigen Lehnstuhl ruhte in ihrer gewohnten halbliegenden Stellung Blanca, in schwarzen Sammt gekleidet, der eine weiche Folie ihrer Schönheit war — und diese Schönheit war so vollkommen, wie es für eine Frau möglich ist, der alle höheren geistigen Eigenschaften fehlen. Jetzt vollends war ihr Ausdruck so ungewiß und verwirrt, wie er eben zu sein pflegt, wenn man Dinge hört, die außerhalb des gewohnten Horizontes liegen. Sie spielte gedankenlos mit ihrem Lorgnon und wickelte dessen Kette um ihre weichen, weißen Hände, die aus den weiten Aermeln von altvenetianischen Spitzen so schön herausschauten, als ob Vandyk sie gemalt habe. Zwischen ihr und Conrad saß Doralice in einem Kleide von blaßblauem Crêpe de Chine, eine Lichtgestalt, eine Psyche, eine aus der inneren Welt in die Außenwelt hineintretende Seele. Ihre Arme lehnten sich auf den blumigen Hautelisse-Teppich des Tisches und ihr Kopf in die aufgestützte Hand — in der Stellung und mit dem Blick, welche auf Rafaels göttlichem Bilde von der Sixtinischen Madonna jener wunderbare Engel hat, der in die Ge-

heimnisse Gottes zu schauen scheint. Mit diesem Blick sah sie Henry an — oder vielmehr: sah sie die Wunder der Gnade und der Liebe an, die sich in ihm offenbarten; und als er mit inniger Bekräftigung ausrief:

„Ja! ich werde katholisch!" — da sagte sie mit ihrer von übernatürlicher Freude vibrirenden Stimme:

„Alleluja!"

Zu gleicher Zeit fragte Ghioray:

„Aber warum denn?"

Conrad ergriff Henry's Hand und drückte sie schweigend. Blanca richtete sich ein wenig auf, nahm ihren Lorgnon vor die Augen, als wolle sie sich vergewissern, daß Lord Henry es sei und rief:

„Mais, mon frère, quelle idée!"

„Ja, ich werde katholisch!" wiederholte Lord Henry. „Und warum? — weil die katholische Kirche die christliche Kirche ist."

„Also sind Sie ausgesöhnt mit dem Papismus und den Römlingen?" fragte Conrad lächelnd.

„Mein Gott!" sagte Lord Henry, mitleidig die Achseln zuckend, „ich benahm mich wie Don Quixote, der gegen die Windmühlen, als vermeintliche Riesen, wüthete. Ich kannte ja gar nichts vom Papstthum, als das No-popery-Geschrei und was damit zusammenhängt."

„Aber wie kam es, daß Sie es von einer andern Seite kennen lernten?" fragte Doralice.

„Höchst einfach so!" entgegnete Lord Henry. „Als

ich im vorigen Herbst nach Enisdale-Castle zurückkehrte, sprach ich zu mir selbst, nicht ohne Unmuth und Mißvergnügen über mich selbst und meine Verhältnisse: Du bist ein Grillenfänger, der sich selbst und Anderen unausstehlich ist. Du vergeudest dein Leben, deine Zeit, deine Kräfte in stupider Unthätigkeit. Das ist aber nicht ihr Zweck! sie sollen gebraucht, benutzt, angewendet werden; sie begehren einen Tummelplatz, eine Thätigkeit, die ihnen entspricht — und das ist das öffentliche Leben. Du hast dich in den letzten Jahren viel zu wenig darum bekümmert — gar keinen persönlichen Antheil genommen: das war verkehrt! das hat dich eben zum Grillenfänger gemacht! Also heraus mit dir aus deiner Apathie! suche ein Vertreter der Nation, ein Beförderer ihrer Größe, ein Beschirmer ihrer Freiheit zu werden. Dein Name hat einen guten Klang, dein Vermögen sichert dir deine Unabhängigkeit, deine Persönlichkeit ist doch auch gewiß nicht unter dem Mittelschlag, unbeliebt bist du nicht in der Grafschaft und kurz — wie wäre es, wenn du bei nächster Wahl Parlamentsmitglied zu werden versuchtest?"

„Und statt dessen wurden Sie katholisch!" rief Ghioray lachend.

„Ja," entgegnete Henry gelassen, „nach jenem Sprichwort: Der Mensch denkt, Gott lenkt. — Ich begann damit, mich etwas zu orientiren in der allgemeinen öffentlichen Stimmung und Gesinnung — und dabei

fiel mir denn in höchst unangenehmer Weise auf, daß man eine Ansicht von zweierlei Maß und Gewicht hatte. Während man Indiens Revolutionsversuch in Blut erstickte, hieß man die Revolutionsbewegung in Italien nicht bloß gut, sondern man unterstützte sie durch Beifall, durch ermunternde Declamationen, durch politischen Einfluß in den Cabinetten und durch allerhand moralische — d. h. unmoralische Hülfe. So eben hatte man einen mörderischen Krieg geführt, um in einem fremden Welttheil das Recht der Krone England, über die Hindu zu herrschen, zu vertheidigen und zu befestigen. In Europa aber sollten andere Herrscher nicht das Recht haben, über ihre Völker zu herrschen, sobald es diesen einfiel, auf Anstiften des überall thätigen Republikanismus, sich gegen sie zu empören. Ich bin nun sehr dafür, daß das Recht der Krone und der Herrschaft respectirt werde, in Asien wie in Europa, und daß Derjenige, dem sie geraubt werden sollen, sie vertheidige, Ihre Majestät von England sowohl, wie Seine Majestät von Oesterreich. Die Revolution mit der Rechten unterdrücken, mit der Linken emporheben — ist ein Widersinn und ein Unrecht. Es ist aber auch ein schreiender Gegensatz zu unserer großen Zeit, unserer großen Tradition, als Pitt, der Todfeind der französischen Revolution des vorigen Jahrhunderts und des ersten Napoleons, über England das Palladium wahrer Freiheit aufrecht hielt. Das Alles machte mir allerlei Gedanken, die ich früher nie

gehabt hatte, weil ich mich in der Ehre und dem Ruhm der Königin der Meere bewegte und sonnte, und dann in meinem Privatleben volle Befriedigung fand, so daß ich die Principien, welche Englands politisches Leben leiteten, ohne Umstände und ohne Frage als edel, gerecht und weise anerkannte — freilich ganz besonders deshalb, weil ich mich bei diesen Grundsätzen, die ich nicht genau kannte, in meinen Verhältnissen glücklich fühlte. Jetzt aber, wo ich sie objectiv betrachtete, fand ich unsere Politik weder edel, noch gerecht, noch weise. Natürlich wollten mir meine Freunde das Gegentheil demonstriren — wie edel es sei, der unterdrückten Völker sich anzunehmen; wie gerecht, ihnen so viel wie möglich den Genuß einer Freiheit zukommen zu lassen, durch die England sich so glorreich entwickelt hat; wie weise, nicht bloß materielle und mercantilische Interessen des Landes zu fördern, sondern auch die Angelegenheit, die nun einmal ungeheurer Popularität bei der ganzen Nation gewiß sei, nämlich Italien unter der Herrschaft liberaler Fürsten zu sehen und dadurch dem Papismus ein Ende zu machen. Ich wurde aber nicht überzeugt, und erwiederte: Das Alles klingt sehr schön und ist in der Theorie so richtig, daß man zustimmen muß. Allein die practische Anwendung wird falsch und schief gemacht. Ja, wohl ist es edel, der unterdrückten Völker sich anzunehmen; aber — mit edeln Waffen! Revolutionsmänner fremder Völker, die nichts im Sinne haben, als ihre Brand-

fackel gegen Throne zu schleudern, auf denen rechtmäßige Herrscher sitzen, auf Englands Boden zu hegen und zu pflegen und die wärmsten Sympathien für sie zu äußern, als ob man glaubte, daß solche Leute und solche Mittel Befreier von Völkern sein könnten — das ist nicht edel, denn es ist unwahr. Und sagt man mir, es sei eine aufrichtige Ueberzeugung; so muß ich antworten: Wer die hat, ist beschränkt, und nicht sowohl beschränkten Kopfes, als beschränkten Herzens — und ein kleines, enges, zusammengeschrumpftes Herz ist abermals nicht edel! — Ferner: gerecht Anderen zu gönnen, wodurch man selbst beglückt ist. Wohlan! so beginne man damit, diese Gerechtigkeit gegen die Kinder des eigenen Hauses zu üben: gegen Irland. Weshalb darf kein Katholik Vicekönig von Irland werden! weshalb muß das katholische Volk Irlands den dortigen anglicanischen Bischöfen und Pfarrern den Zehnten entrichten und für die Erhaltung ihrer Familien, Kirchen und Wohnhäuser sorgen? ist das gerecht? O nein! Die Prahlerei ist ebenfalls eine Heuchelei! — Und weise? Ja wahrlich! die Staatsweisheit muß ein höheres Ziel haben, als materiellen Bedürfnissen abzuhelfen und mercantile Vortheile zu gewinnen; sie muß suchen, die Gesinnung und das Bewußtsein der Nation zu heben, indem sie eine edle Sache, eine gerechte Sache populär zu machen sucht, und nicht Alles edel und gerecht nennt, was eben populär ist — Dank einer Presse, die theils corrumpirt,

theils in blinder Parteiwuth, Tag für Tag der großen Masse ihre Schlagworte einfiltrirt und dann über deren Popularität jubelt. Ich fürchte sehr, das Ideal unserer Staatsweisheit besteht darin, die eine Hemisphäre in englische Fabrikorte zu verwandeln und die andere Hemisphäre — marklos und vergiftet durch die Stallfütterungslehren communistischer Republikaner, die wir kräftig unterstützen, unseren Fabriken tributpflichtig zu machen; wobei denn freilich nicht bloß das Papstthum, sondern jedes religiöse und kirchliche Leben aus der Welt verschwinden würde.

Was ich hier kurz und rund zusammenfasse, machte aber in mir einen langen und verwirrten Prozeß durch. Ich hatte mich bis dahin der ungeprüften Ueberzeugung hingegeben, es ruhe kein Staat so fest auf den Principien der Freiheit und des Rechts, wie England — und auf ihnen ruhen sei gleichbedeutend mit: sie beschirmen nach Innen und sie vertreten nach Außen. Diese Ueberzeugung war mir gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen, und nun, da ich genöthigt war, sie auf Pflicht und Gewissen zu prüfen — nun wollte sie mir verschwinden? .... Das war entsetzlich! das hieß den besten Theil meines Lebens verlieren! Ich sprach zu mir selbst: Nein! so tief kann die Nation nicht gesunken sein! Millionen fühlen und denken wie du. Nur die gegenwärtigen Lenker der Politik sind auf Irrwegen, die uns über kurz oder lang in Schande und Schmach stürzen

werden. So lange diese am Staatsruder, und folglich gestützt und getragen vom Willen und Bewußtsein eines Theiles der Nation sind, gebe ich meinen Plan auf, am öffentlichen Leben mich zu betheiligen. Ich warte, bis die gesunde Vernunft und das geläuterte Rechtsgefühl und der hohe, edle Patriotismus — mit einem Wort: bis die Tage Altenglands wieder anbrechen. Jung-Englands unvermeidliches Schicksal, einen Bankerott seiner Größe, will ich nicht herauf beschwören helfen.

Das beruhigte mich etwas, doch nicht ganz. Ich war nun einmal mißtrauisch geworden, und da ich die politische Frage entschieden bis auf bessere Zeiten bei Seite legte, so wendete ich mich der religiösen zu und fragte: Woher der rasende Haß gegen die katholische Kirche? auf welchem Freiheits- und Rechtsgrund beruht er? — Ich suchte eine Antwort in Englands Geschichte und in Irlands blut- und thränenvollen Annalen. Ich fand eine furchtbare Antwort. Sie lautete so: Dieser Haß ist der eigenthümliche Stempel des Abfalles. Nicht wegen der etwaigen Schwäche des menschlichen Elementes, das sich bei Einzelnen in der katholischen Kirche kund gegeben hätte, hassen wir sie, sondern wegen ihrer Göttlichkeit, die unserem irdischen Sinn widerstrebt. Wahrlich, es ist eine vortreffliche Sache um unsere bürgerliche und politische Freiheit, um unser Selfgovernment, das den Character und den Verstand ausbildet, um unsern pünktlichen

Respect vor dem Gesetz und vor dem alten Herkommen; ja wahrlich, das ist Alles sehr ehrenwerth und liefert vortreffliches Material für die Größe von Land und Volk, sobald ein übernatürliches Element es durchgeisten wird: die christliche Liebe, die Nächstenliebe. Daß der Einzelne sie haben kann und habe, bezweifle ich nicht. Aber die anglicanische Kirche hat sie nicht, so wenig wie ihr blutiger Stifter, der Blaubart im Purpur, sie hatte. Um seiner Laster willen riß er sich los von der alten Mutterkirche und beschönigte seinen Abfall durch unbegrenzte Verläumdungen und Schmähungen. In einem Meer von Blut suchte er den Ursprung seiner Kirche, deren Oberhaupt er wurde, vergessen zu machen — und die Tragödie, die er zu diesem Zweck in England durchführte, war so furchtbar, so hirnbetäubend, so herzerschütternd, so nervenzerreißend, daß es sich wirklich zu dem Bekenntniß hinquälen ließ: dies sei die verbesserte, die wahre christliche Kirche. Ja, so weit wurde das Gaukelspiel getrieben, und so gewaltig war der Impuls der Empörung, daß sie sich nicht bloß damals nannte, sondern noch jetzt nennt katholische (allgemeine) Kirche. Nun, sie mästete sich vom Blut der katholischen Martyrer und von den Thränen der katholischen Bekenner und von den Verfolgungs- und Confiscationsgesetzen der katholischen Gläubigen und zwar während mehr als zwei Jahrhunderten; denn erst nach der amerikanischen Revolution von 1772 wurden die Gesetze in

Irland menschlicher und z. B. jenes aufgehoben, das auf den Kopf eines katholischen Priesters, der die Messe las, einen Preis setzte, wie auf den Kopf eines Wolfes — nämlich fünf Pfund! —

Und weil unsere sogenannte Reformation aus den subjectivsten und persönlichsten Gründen des egoistischen königlichen Reformators hervorging, darum klebt ihrem Product, der anglicanischen Kirche, ein fürchterlicher Mangel an, ja, ein solcher, der sie als abgewichen von der christlichen Kirche stigmatisirt: ihr mangelt nicht bloß die Toleranz gegen die katholische Kirche — das versteht sich von selbst! es liegt in der Natur der Apostasie, die vom Engel Lucifer herstammt, unduldsam zu sein! — sondern überhaupt mangelt ihr jener lebendige Hauch des heiligen Geistes, welcher die Charitas, die höhere Liebe, die himmlische Liebe, die Opferliebe weckt und beseelt. Zur Armentaxe, zum Workhouse, zum Prachtbau-Gefängniß — höher erschwingt sich unsere Liebe nicht. Dem Gesetz des Staates wird gehorcht, pünktlich, kalt, maschinenmäßig. Dem Buchstaben wird sein Recht; aber nicht den Seelen. Wie viel Mühe gibt man sich, um der Versunkenheit der arbeitenden Classen abzuhelfen! wie viel Vereine und Comités und Geldsammlungen! aber es ist Alles gleichsam todtgeboren, erstarrt vor dem eisigen Athemzug einer Kirche, deren Altar — kein Calvarienberg mehr ist! Den hat die katholische Kirche — und sie allein! Sie bewahrt,

sie erneuert täglich, stündlich das göttliche Opfer, das ein Gegengewicht zur menschlichen Selbstsucht und Sinnlichkeit bildet und in den Seelen eine himmlische Richtung als Gegensatz zum Materialismus der Irdischkeit entwickelt; sie ist geboren aus dem Opfer, sie verkündet und verbreitet es durch ihr Leben, ihr Leiden, ihr Lieben; sie erzeugt es in ihren Martyrern und ihren Heiligen jetzt gerade so, wie in den apostolischen Zeiten; und darum eben, weil sie Martyrer und Heilige, nicht bloß Alltagstugend, Mittelgut und Schurken hat — darum werde ich katholisch!

O Doralice! wie oft, wie viel habe ich Ihrer gedacht und Sie um Verzeihung gebeten. Zuweilen wollte ich Ihnen schreiben — aber dann regte sich etwas Trotz, etwas Beschämung. Auch fühlte ich mich immer noch zu unfertig. Ich durchreiste Irland und das katholische England — bis dahin terra incognita für mich! und da hörte ich ja Alles wieder, was Sie gesagt hatten, wenn Miß Dundee und ich uns gegen Sie und gegen einander ereiferten. Und was ich hörte, das las ich auch in den Schriften der katholischen Glaubenslehre und diese reichen ja zurück bis in die ersten Jahrhunderte, ja bis zu den Schülern der Apostel hinauf. Davon hatte ich keine Ahnung! die classischen Studien des Alterthums werden mit Eifer in unseren Schulen getrieben; aber das christliche Alterthum bleibt uns ein Buch mit sieben Siegeln. Von den Kirchenvätern hatte ich St. Augustinus nennen hören und zwar

— soll man mehr über die Verblendung oder die Verfälschung staunen! als einen quasi Vorläufer unserer Reformatoren, obschon er gesagt hat: „Ich würde nicht an die Evangelien glauben, wenn die Kirche nicht ihre Aechtheit anerkennte;“ und: „Der Streit über eine Glaubenslehre ist zu Ende, sobald die Kirche ihn entschieden hat.“ — Nun, eine höhere Intelligenz und einen schärferen Verstand und ein größeres Herz als Augustinus hatte, wage ich nicht mir selbst zu vindiciren; und deshalb will ich jetzt nach einem unruhigen, qualvollen Jahr den Schritt thun, der dem glückseligen Finder der Wahrheit obliegt: ich will sie bekennen vor Gott und der Welt! ich will nach Rom gehen und mein Credo da ablegen, wo die ersten Christen des Abendlandes dem Apostelfürsten das ihre ablegten.“

„Man muß seiner Ueberzeugung folgen als ein Ehrenmann!“ rief Ghioray. „Aber ich bitte Sie, weshalb wollen Sie dies ungeheuere Aufsehen machen? Wer Sie kennt, für den ist ein so eclatanter Schritt nicht nöthig — und für den, welcher Sie nicht kennt, ist er unnütz und man wird Ihnen falsche Motive unterschieben. Die Welt ist heutzutage nicht gläubig genug, um an Conversionen aus purem Glauben zu glauben — und ich denke . . . . sie thut wohl daran. Denn Frauen — darüber sind wir wohl Alle einig! — leben von Gefühl und Phantasie, der Wechsel ist ihr Element und Emotionen sind ihre Liebhaberei. Das Alles wird

mächtig an- und aufgeregt durch eine Conversion. Wo bleibt da Platz für den Glauben? — Bei Männern aber sind die Triebfedern geheimer, liegen weniger in ihrer Natur .... und deshalb zerbricht man sich viel mehr den Kopf, wenn sie einen solchen Schritt thun. Vermeiden Sie doch lieber all' das Gerede! Ihr Glaube ist eine Gewissenssache und eine solche hat man nur mit Gott abzumachen."

„Weil mein Glaube die allerhöchste Gewissenssache ist, deshalb eben muß ich ihn öffentlich bekennen," entgegnete Lord Henry ernst. „Ich bin es Gott schuldig: er hat eine sichtbare Kirche, unter einem sichtbaren Oberhaupt, mit den sichtbaren Zeichen seiner Gnade, den Sacramenten, auf unserer Erde gestiftet; es wäre ein Widerspruch gegen diese göttliche Anordnung, wenn ich mich zu ihr gleichsam unsichtbar verhalten wollte. Ich bin es der Welt schuldig: die Welt hört jetzt ein so furchtbares, so betäubendes, so dröhnendes Concert von Lügen; Alles, was unwahr, was falsch, was verkehrt, was irrig ist, kreischt, gellt und tobt so unaufhörlich für seine Sache, daß am Ende die Welt wähnen könnte — Alles sei todt, nur nicht die Lüge des Materialismus und Rationalismus. Nun wohlan! ich spreche zu der Welt durch eine lebendige That, welche dieser Lüge in's Antlitz schlägt. Ich bin es der Kirche schuldig, der geschmähten, der verleumdeten, der verfolgten, der grenzenlos geliebten! Ja, sie soll die Freude haben, daß sich ein Sohn

in ihre Arme wirft, der es vorzieht, mit ihr geschmäht, als außerhalb ihrer heiligen Hallen gepriesen zu werden. Ich bin es mir selbst schuldig: es gibt genug der schweigenden Feiglinge in unseren Tagen und doch erheischen gerade diese Tage muthige Bekenner. Wollte ich schweigen und nur unter vier Augen mit Gott . . . . katholisch sein, so wäre das etwas wie die Verläugnung des Petrus, als der Heiland seinen Feinden überantwortet wurde. Das Brandmal der Feigheit kann ich, der freie, unabhängige Mann, mir nicht aufdrücken. Ich bin es meinen Kindern schuldig; sie sollen nicht dereinst erröthend sprechen: Unser Vater hat sich gescheut, der Wahrheit die Ehre zu geben; Gesinnung und That waren nicht Eins bei ihm, und die Sache, für die seine Seele glühte und sein Herz schlug, die bekannte sein Mund aus Menschenfurcht nicht. Ich bin es dem Nächsten schuldig: Niemand zweifle an dem, was ich bin und nicht bin! Niemand halte mich für ganz oder halb oder sieben Achtel einverstanden mit Wegen und Ansichten, die ich verlassen habe! Niemand bleibe durch meine Schuld in dem Irrthum, daß es möglich sei, die göttliche Wahrheit zu erkennen ohne sie zu b e kennen. Morgen gehe ich nach Rom."

„Ich auch!" sagte Conrad, der mit tiefinnerlicher Spannung und äußerlich ganz ruhig Lord Henry angehört hatte. Dieser warf ihm jetzt einen freudig fragenden Blick zu, während Conrad zu Doralice sagte:

„Sie erinnern Sich vielleicht noch, gnädige Gräfin,

daß ich früher eine Art von Ideencultus trieb? alle Wahrheit, alle Schönheit, alle Tugend, alle Fragen des Menschengeistes, alle Bestrebungen des Menschenherzens lösten sich für mich in ein gewisses abstractes Nichts auf, das ich „große Ideen“ oder „Uridee“ nannte. Jetzt fesselt mich einem seit Jahre eine ganz ungeheuer große Idee — so groß, daß seit achtzehnhundert Jahren die Menschheit von ihr lebt; und ich glaube, daß ich sie am besten in Rom studiren und ergründen kann.“

„Darf man erfahren, was dies für eine Idee ist?“ fragte Doralice lächelnd.

„O gewiß! sie heißt so: Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.“

„Allerdings eine ungeheuere Idee!“ rief Lord Henry. Ein Riese Atlas, der die Welt, die übernatürliche, auf seinen Schultern trägt . . . . das ist sie!“

„Was fehlt Dir, Doralice!“ rief Ghioray.

Sie hatte sich zurückgelehnt im Stuhl, ein helles Freudenroth flog über ihr Antlitz und verschwand eben so schnell in der leichten Blässe tiefer Bewegung. Nun drückte sie beide Hände vor das Gesicht, als wolle sie ihren kühnen Hoffnungen noch keinen Ausdruck gönnen und sagte dann gefaßt zu ihrem Mann:

„O lieber Franz, ich freue mich!“

„Ueber diese Idee?“ fragte er scharf und in einem Ton, der ein Ja fordert.

„Nein, lieber Franz! ich freue mich, daß Herr von

Friedingen sie sich klar zu machen sucht," entgegnete Doralice unbefangen.

„Aber warum müssen Sie deshalb nach Rom gehen?" fragte Ghioray.

„Weiß ich es?" . . . . sagte Conrad sinnend. „Man hat zuweilen einen geheimnißvollen Zug zu dieser Stätte, zu jenem Menschen! Später entschleiert sich uns das Warum: es war eine himmlische Fügung, es knüpft sich eine entscheidende Wendung unseres Lebens daran. Ich muß den Mann sehen, den die katholische Christenheit den heiligen Vater nennt und der in meinen Augen eine zwiefache Glorie trägt: er ist der irdisch macht- und hülflose, aber unbeugsame und unerschütterliche Wächter und Vertheidiger von Wahrheit und Recht der irdisch mächtigen Lüge und Ungerechtigkeit gegenüber; — und er wird verkannt und verleumdet! — Daraus schließe ich, daß etwas ganz Göttliches in ihm ist; ein ganz übernatürliches Bewußtsein der Verpflichtung, für das Wort seines Gottes zu zeugen: „„Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen."" — Die unsägliche Erbärmlichkeit der Zeit, die im bürgerlichen, im politischen, im staatlichen Leben, kurz, in der ganzen Oeffentlichkeit, in jener gräßlichen Erschlaffung der Charactere und des Rechtsbewußtseins zu Tage kommt, welche die Folge davon ist, daß materielle Interessen über Alles geschätzt und egoistische Zwecke vor allen Anderen verfolgt

werden, — machte mir, o wie oft in diesem Jahr! den Eindruck, als ob die europäische Menschheit ganz allmälig auf einem lecken Schiff zu Grunde gehe und es nicht merke, weil sie berauscht ist .... berauscht von ihren Schwindeleien, ihrer Genußsucht, ihrer Gier nach Emancipation von jeder Fessel und jeder Schranke. Auch ich war auf dem Schiff und war nüchtern; und ich sah auch Andere, die es ebenfalls waren; und wir wußten und sagten: Wir gehen zu Grunde! — Aber in dem Taumel der Berauschten verhallten unsere Stimmen. Die stumpfe Unthätigkeit, mit der man dem lombardischen Kriege zusah, hat es zur Genüge erwiesen, daß die Führer des lecken Schiffes den Compaß des Rechtsbewußtseins verloren haben, deshalb der hohen See der Revolution zusteuern und daß diese Führer auf Europa's Thronen sitzen. Ob nun die Throne, die Staaten, die Völker noch zu retten sind, ob sie nicht zerfressen sind vom Todtenwurm des ausschweifendsten Subjectivismus und auseinander fallen werden in Atome der Fäulniß, das sind andere Fragen! Für mich war die nächste diese: Warum willst du mit sehenden Augen schlaff in den Untergang dich ziehen lassen? — Und schaute ich umher nach einem Anker, den ich erfassen könnte, so war das nicht ein größeres Maß von politischer Freiheit, nicht die Einführung dieses Gesetzes und jener Institution, nicht die Wissenschaft des Katheders, noch die Weisheit der Doctrin und der Journalistik — nein! die radicale

Rettung lag anderswo! Der Rettungsanker ist an den Felsen geschmiedet, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden — und nur wenn wir auf ihn den ganzen Apparat unserer Weisheit, Wissenschaft und Einsicht versetzen, kann auch dieser wieder zu Mark und Kraft und Energie kommen, weil er dann, in etwas Göttlich-Ewigem wurzelnd, von übernatürlichen Einflüssen genährt und beseelt wird. Ich kann nicht der Welt diesen Impuls geben; doch mir selbst — das kann ich! ich war bis jetzt ungläubig, ohne positive Religion. Ich will nach Rom gehen. Da ist der Felsen gegründet. Da ist die Stätte, wo der Glaube seine höchsten Wunder gethan und die Nachfolger der Imperatoren zu Nachfolgern des Kreuzes gemacht hat. Vielleicht geschieht dort auch ein solches Wunder an mir."

„Sie laufen Gefahr, den Felsen Petri pulverisirt zu sehen," sagte Ghioray. „Der apostolische Stuhl hat ja längst seine Glorie in den Augen der Völker verloren."

„Unter dem Dornenkranz wird er sie schon wieder gewinnen, lieber Franz," sagte Doralice und Lord Henry rief:

„Ihre Aeußerung, bester Ghioray, wird freilich täglich in allen Tonarten und durch alle Variationen der Welt mitgetheilt. Aber von wem? — Ist es nicht von Denen, welche sich der Autorität des heiligen Stuhls entzogen haben? also Protestanten; oder zu

entziehen wünschen? also schlechte Katholiken; — oder von Denen, die überhaupt keine andere Autorität als ihre eigene anerkennen wollen? Also ungläubige Revolutionsmänner, die allen Kirchen, Bethäusern, Synagogen, Moscheen und Pagoden der ganzen Welt entlaufen sind und sich fein brüderlich zum Cultus der Geheimbündlerei in Venta und Loge zusammen gefunden haben. Diese drücken die Sehnsucht ihrer großen Herzen in jener Prophezeiung aus."

„Und ich versichere Sie," sagte Conrad, „daß viele, ja ganz außerordentlich viele Protestanten diese Sehnsucht keineswegs theilen! sie selbst besitzen ja noch gewisse christliche Glaubenslehren, an denen sie theils mit Innigkeit, theils mit Zähigkeit halten, und sie können nicht vergessen, daß sie die Reinerhaltung derselben der katholischen Mutterkirche verdanken."

„Die Strömung der Zeit ist gegen jeden Gewissenszwang und dessen Repräsentant ist der apostolische Stuhl," sagte Ghioray.

„In den Augen der Revolutionsmänner ist er das," entgegnete Lord Henry, „weil er nicht das Laster — Tugend, das Verbrechen — Großthat, die Lüge — Wahrheit und den Satan — Meister nennt. Wer nicht mit ihnen übereinstimmt, wer seine eigene Meinung hat, sie vertheidigt, mit guten Gründen belegt und sie Anderen einleuchtend zu machen sucht: von dem behaupten sie, er wolle die Gewissen verwirren oder bedrücken.

Uebrigens scheint mir, als ob die Strömung der Geister innerhalb der katholischen Christenheit nicht gegen den apostolischen Stuhl, sondern sehr stark zu ihm sich wende; — als ob sie also, die allein berechtigt ist über Gewissenszwang zu klagen, da er nur sie beträfe, aber nicht Juden und Heiden — nichts weniger als ankläge-risch gesinnt sei."

„Die Ideen von Freiheit, von nationaler Einheit, von republicanischen Regierungsformen gähren in den Völkern wie Lava im Krater," sagte Ghioray. „Ein heftiger Ausbruch — und der Felsen Petri ist von der Erde gefegt."

„Wenn Sie sagten: und Papst Pius IX. wird dann zum Martyrer, so können Sie Recht haben!" rief Lord Henry. „Aber ein Papst ist nicht Eins und Dasselbe mit dem Felsen Petri. Ein Papst ist ein Mensch und sterblich wie wir Alle. Ein Dolch oder eine Krankheit bringt ihm den Tod. Doch dann tritt ein Anderer an seine Stelle; denn das Papstthum lebt bis zum Ende der Zeiten."

„Eine solche Behauptung kann man aussprechen, doch nicht begründen!" rief Ghioray. „Alle menschliche Institutionen dauern eine Zeit und gehen allmälig unter, wenn das Prinzip, das sie geschaffen hat, morsch wird. Das Prinzip und die Basis des Papstthums ist die Glaubenswillfährigkeit der Katholiken und diese schwächt sich in dem Maß, als sie in eine gewisse Reibung

mit Andersgesinnten und in Contact mit dem Aufschwung der Wissenschaft und der Entwickelung der Intelligenz kommt."

„Demnach wäre es ja viel weiser," sagte Lord Henry lachend, „keine Revolution zu machen, die so viel Blut und Thränen und — Geld kostet, und das Papstthum ruhig seinem Schicksal, seinem Untergang zuwanken zu lassen; — denn dem Einfluß der Wissenschaft und der Intelligenz kann sich die katholische Christenheit um so weniger entziehen, als deren Herd in ihrem Schoß und im innigsten Zusammenhang mit ihrem Glauben ist. Allein es ist etwas ganz Eigenes mit dem Papstthum! Trotz aller Todesprophezeihungen und Todesurtheile will es durchaus nicht sterben! Jetzt liegt es in den letzten Zügen! heißt es. O mit nichten! Gerade dann entwickelt sich äußerst überraschend eine jugendliche Lebenskraft. Woher kommt das? — Daher: das Papstthum ist keineswegs eine menschliche, sondern eine göttliche Institution. Als der Sohn Gottes zu Petrus sprach: „„Weide meine Lämmer, meine Schafe"" — da hat Er es gegründet; und zwar auf so lange gegründet, als Seine Heerde hienieden weilt: bis zum Ende der Tage. Ich weiß nicht, lieber Graf, ob Sie der heiligen Schrift ein Gewicht in Glaubenssachen beilegen. Thun Sie es nicht, so ist eine Verständigung zwischen uns über diesen Punkt — und im Grunde über jeden — unmöglich. Thun Sie es

aber, so begreife ich nicht, warum Sie dieses Wort Gottes in Zweifel ziehen und doch anderen Aussprüchen Glauben schenken."

„Ich bin kein Theolog und will nicht katholisch werden," sagte Ghioray. „Folglich ist es nicht meine Sache, die einzelnen Glaubenslehren zu prüfen. Ich nehme die an, die man mir als wahr und auf einer Autorität beruhend, gibt" . . . . —

„Das ist ja eine ganz katholische Gesinnung!" rief Lord Henry.

„Nicht ganz," erwiederte Ghioray lächelnd; „es folgt der Nachsatz: und die mit dem Urtheil meiner Vernunft übereinstimmen. Der Geist einer Epoche ist, wenn man dessen Auswüchse beseitigt, ihre Vernunft. Ich schließe mich meiner Zeit an, weil ich ihr Sohn und durch tausend Fäden mit ihr verwebt bin. Ich fordere, was sie fordert, und ich hoffe, was sie hofft."

„Nimmt nie die Leidenschaft die Maske der Vernunft vor?" fragte Lord Henry; „spielt sie nicht zuweilen ganz meisterhaft ihre Rolle?"

„Das pflegt uns armen Adamssöhnen wohl einmal zu geschehen, ja, öfter als es sein sollte," entgegnete Ghioray.

„Werden in einem solchen Fall die Glaubenslehren von der Vernunft oder von der Leidenschaft beurtheilt?" fragte Henry weiter.

„Sie gerathen auf ein fremdes Gebiet," rief Ghioray.

„Doch nicht!“ erwiederte Henry. „Es ist nur, um nachzuweisen, daß man mit der Berufung auf individuelle Vernunft, göttliche Lehre menschlicher Leidenschaft unterwirft; denn unsere Leidenschaften, Eitelkeit, Hochmuth, Ehrgeiz, Selbstsucht aller Art — verkehrte Liebe, grimmiger Haß, schleichen ja immer wie reißende Thiere in den Abgründen unseres Herzens umher und schlagen uns, ach wie oft! plötzlich ihre wilden Klauen, ihre Geierkrallen in die Brust und reißen uns zu Boden.“

„O wie wahr ist das!“ seufzte Blanca. Es war das erste Zeichen von Theilnahme an der Unterhaltung. Bisher hatte sie nur immer gedacht: Ist's denn möglich? bin ich in Venedig? ist denn Venedig nicht die Heimath des Carnevals und der Regatten und der Barcarolen? .... Wo ist das geblieben? — Warum habe ich mich hieher verirrt? Dies kann unmöglich «Venezia la bella» sein! — Da sitzen drei Männer, besprechen die langweiligsten Sachen von der Welt in der unverständlichsten Weise von der Welt, und keiner bekümmert sich um mich, keiner unterhält mich! Das ist unerhört! — Hält man mich für eine trauernde Wittwe? Nein! so — gutmüthig sind sie nicht. Oder bin ich vor Gram und Langweile schon ganz garstig geworden? — Gott im Himmel, wenn zu allen meinen Leiden auch das noch käme — das wäre zu hart! — Aus diesen melancholischen Gedanken erwachte sie mit einiger Hoffnung auf ein angenehmeres Gespräch, als sie Lord Henry von Lei-

denschaften reden hörte und sie hielt den Moment für günstig, um ihre Gegenwart in Erinnerung zu bringen. Er war es wirklich! Lord Henry wollte nicht weiter mit Ghioray disputiren, sprang auf, schob einen Stuhl zu Blanca heran, setzte sich zu ihr und sagte:

„Meine schöne Schwester, lassen Sie mich das wundervolle Spitzengewebe betrachten, welches Elfen um die Lilien Ihrer Hände gewebt haben. Ist es venetianisch oder genuesisch?"

„Venetianisch — und es verdient alle Bewunderung," sagte Blanca, ließ mit Grazie die schöne Spitze um die schöne Hand wie eine Friedensfahne wehen und vergaß bei dem Gespräch, das Lord Henry in diesem Ton mit ihr fortsetzte, Mißmuth und Gram.

Ghioray aber sprach mit Conrad weiter über dessen Reise nach Rom und dessen Theilnahme für den Papst und fragte ihn, ob er denn Lord Henry's Ansicht theile und auch katholisch werden wolle. Doralice erschrack vor dieser Frage, die Ghioray so indifferent aussprach, als ob es sich um einen Theaterbesuch handle. Conrad erwiederte lächelnd:

„Sie müssen einen Menschen recht characterlos finden, der Ihnen auf solche Fragen keine bestimmte Antwort geben kann. Die Gräfin wird Ihnen aber sagen, daß vor einem Jahr mein Wahlspruch hieß: „Was weiß ich." Aus einem solchen Zweifelsystem, in welches ich aus Mangel an einer positiven Religion gerathen

war, arbeitet man sich nur langsam heraus; und das Handeln ist eine Sache, die mir nun vollends ganz abhanden gekommen ist. Der Zweifel macht gleichgültig gegen jede Ueberzeugung — und diese ist ja die Triebfeder unserer Handlungen. Ich muß Ihnen also die Antwort auf Ihre Frage, wenigstens auf die letzte, schuldig bleiben. Was aber die Freiheit Italiens betrifft, so glaube ich durchaus nicht, was Sie sagten, Herr Graf, daß der apostolische Stuhl ihr im Wege sei. Die Geschichte zeigt uns während des ganzen Mittelalters und so lange sie noch eine große politische Macht besaßen, stets die Päpste als Beschirmer der italienischen Freiheit gegen Uebergriffe der fremden Herrscher. In Rom machten sich zuweilen Nachklänge der altrömischen Republik geltend und es schwärmten Factionen für das «Senatus populusque romanum» in so aufrührerischer Weise, daß sich die Päpste zu verschiedenen Zeiten vor Roms Freiheitsgelüsten in die Fremde flüchten mußten. Im vierzehnten Jahrhundert, als sie von französischem Einfluß beherrscht, ihren Wohnsitz während siebzig Jahren in Avignon nahmen, hätte Rom sich ja um so leichter in seiner republikanischen Staatsform gründen und organisiren können, als es einen vergötterten Volkstribun besaß und als dieser Schwindel sich nicht bloß auf die ewige Stadt beschränkte. Aber bald wurde Cola di Rienzi in einem Aufruhr umgebracht, Unruhe und Zerwürfnisse, Feindschaften und Spaltungen dauer-

ten fort, und erst als die einsichtsvollsten und wärmsten Vaterlandsfreunde die Oberhand erhielten und die Päpste zur Rückkehr nach dem verwüsteten und verarmten Rom bewogen — erst da kehrte Friede und Ordnung zurück. Man beurtheile die Päpste in Avignon wie man wolle! Eins ist gewiß: sie waren kein Hinderniß, daß Rom seinen Traum von republikanischer Freiheit und Italien seinen Einheitstraum nicht verwirklichte."

„Ich muß mich doch auch etwas mit Geschichtsstudien beschäftigen," sagte Ghioray. „Bis jetzt hat die Geschichte, die man erlebt, die man machen hilft, besonders die des eigenen Landes, mich ausschließlich beschäftigt — und das macht einseitig. In der Gegenwart erfährt man nur, was die Völker wollen; aus der Vergangenheit lernt man, was sie können."

Doralice war voll stiller Freude, daß Conrad's Ansichten über diesen Gegenstand ganz die ihren waren. Ghioray hörte sie jetzt von einem Mann aussprechen, der durchaus nicht auf ihrem Standpunkt sich befand und der, gemäß seinem Glauben und seinen Lebensverhältnissen, eher Feind als Freund des Papstthums hätte sein müssen. Aber sie schwieg, um nicht die Opposition gegen Ghioray's Ansichten zu verstärken, was sie überhaupt höchst ungern anders, als unter vier Augen that. Sie hielt es für klug und gut, in Anderer Gegenwart so viel wie möglich im vollkommensten Einverständniß mit

ihrem Mann zu erscheinen und, wenn unmöglich, dann in einer Weise zu schweigen, die ihn nicht verletzte, was bei einem eitlen und empfindlichen Mann nicht ganz leicht ist. Doralice war die Tochter ihrer Mutter — aber gleichsam aus dem Irdischen in's Himmlische übersetzt. Frau von Derthal sann darauf, alle Menschen, mit denen sie in Berührung war, für sich, ihre Zwecke, ihre Pläne, durch ihre Liebenswürdigkeit in ganz natürlicher Weise zu gewinnen. Doralice hingegen wollte nur ein Werkzeug der Gnade sein und durch übernatürliche Liebe die Seelen zu Gott hinziehen. Die Einsamkeit des Herzens hatte sie mit aufrichtiger Resignation als das Mittel angenommen, welches sie zu ihrem Ziel führte. Mein Gott, du weißt es! sprach sie zuweilen still für sich; in meinem Herzen ist ein Etwas, wodurch es sich bis zur Verabgründung in ein anderes Herz verlieren könnte — und dabei käme deine Liebe und meine Seele zu kurz! Du aber sorgst nach meinen wahren Bedürfnissen für mich, und gönnst mir das, was mein Herz von der Erde ablöst, anstatt es an sie zu fesseln. Du ziehst mich zu Dir. — —

Als zwischen ihrem Mann und Conrad die Rede auf Ungarn kam, nahm sie Theil am Gespräch und wendete es auf die eigenthümliche Natur des Landes und den eigenthümlichen Character des Volkes, weil sie wußte, daß Ghioray dies sehr gern hörte und weil sie wünschte,

ihre Zufriedenheit mit ihren Verhältnissen, so weit das möglich war, vor Conrad auszusprechen.

„Der Ungar ist der feurige und phantasiereiche Sohn der Pusta," sagte sie, „und diese, meine ich, müßte eine gewisse Aehnlichkeit mit den Wüsten des Orients und mit den asiatischen Steppen durch ihre grenzenlose Einförmigkeit und majestätische Einsamkeit haben. Nichts ist schöner, als am Sommerabend ein Spazierritt in der Pusta! Unermeßlich dehnt sie sich aus. Nichts begrenzt den Horizont. Himmel und Erde schwimmen ringsum in tiefer, tiefer Ferne dämmernd in einem Duftstreif zusammen. Nichts fesselt den Blick, nichts fällt in's Auge. Es schaut und schaut wie in die Unermeßlichkeit hinein. Das Ohr vernimmt keinen Ton, keinen Laut. Man meint, daß man den verdorrten Grashalm rauschen und die in stiller Luft tanzenden Mücken schwirren hören könne. Die endlose Ebene, verbrannt von der flammenden Sommerhitze, hat einen gelbbräunlichen Farbenton, dem die sinkende Abendsonne etwas Goldiges, Glitzerndes gibt. Das Abendroth ist so glühend, daß es den ganzen westlichen Himmel in feuriges Rosenroth, in ein Rubinlicht taucht, von dessen Wiederschein sogar der östliche Himmel mit zartem Roth überhaucht erscheint. Ich weiß keine Scenerie der Natur, in welcher ich mich mehr als Seele gefühlt hätte. Blühender, reicher, bunter, wechselvoller — sind tausend Stätten! die eine lacht uns an, die andere umwebt uns mit romantischen Bildern,

die dritte berauscht uns durch ihre Fülle von Farben und Formen; aber die Pusta thut das Alles nicht! sie athmet eine gewisse Ur-Poesie aus: die Schwermuth der Leidenschaft."

„Welch ein Gegensatz zu Ihrem heimathlichen Rheingau!" rief Conrad.

„Kaum läßt sich ein größerer denken," sagte sie.

„Und Du behältst doch immer eine Vorliebe für Deinen Rhein!" rief Ghioray.

„Er ist meine Heimath, das Land meiner Jugend," sagte sie sanft. „Das liebt man, wie man das Vaterhaus und die Muttersprache liebt, instinctmäßig, unausrottbar."

„So liebe ich meine Buchenwälder und meine alten Eichen im grünen Holstein, am Strande der blauen Ostsee," rief Conrad.

„Aber am Rhein gibt es keine Einsamkeit," sagte Doralice, „da ist ein Kommen und Gehen und Treiben ohne Ende; das zerstreut und betäubt! Ich liebe die Stille. Ich glaube, der innere Mensch lebt mehr und intensiver in ihr. Und darum liebe ich auch die Pusta: sie gibt mir das Gefühl eines Lebens, das unabhängig von all dem Tumult der Welt ist. Doch dürfen Sie nicht glauben, Herr von Friedingen, daß ganz Ungarn so beschaffen sei! Es hat Rebenhügel mit kräftigen Trauben, und Wälder, die eine Art von Wildniß sind, und üppige Wiesen, durch welche weiße Rinder mit mäch-

tigen, weitgeschwungenen Hörnern ziehen, von Hirten gehütet, die zu Pferde sitzen, und deren breiter Hut ihr gebräuntes Gesicht, mit scharfgeschnittenen, dunkeln Augen und schöner, gerader Nase verschattet: ernste, ausgeprägte Physiognomien, in denen der materielle Character nicht vorherrschend ist, und deshalb interessant. Dabei ist's ein fröhliches Volk! lauter geborene Sänger und Tänzer. Auch ein intelligentes Volk, aus dem viel Gutes gemacht werden könnte, wenn es in richtige Bahnen eingelenkt würde, der Selbstüberschätzung Valet sagte, sich seinen wahren Fähigkeiten gemäß entwickelte und sich nicht von der revolutionirenden Partei, die heut zu Tage ganz Europa zu untergraben trachtet, in seiner besten Kraft zerfressen ließe."

„Wir müssen uns selbst zu helfen suchen," sagte Ghioray, „indem wir eine drohende Stellung einnehmen. Wer kein Mißvergnügen äußert, wird als zufrieden betrachtet — und mit Recht."

„Aber diese Aeußerungen sollten nicht vom gesetzmäßigen Wege abweichen," erwiederte Doralice, „und nicht gesetzwidrige Mittel anwenden. Die revolutionäre Wühlerei hat etwas gar zu Niederträchtiges, weil sie die bösen Leidenschaften der Menschen aufstachelt, den Verrath bezahlt und Treulosigkeit erkauft."

„Ich wundere mich, daß Sie sich hier, wo man sie auch zu treiben sucht, niedergelassen haben," sagte Con-

rad. „Ich meine, es müßte hier viel Verstimmung und viel Schmerzliches zusammentreffen.“

„Wo in der Welt ist es denn jetzt anders?“ fragte Doralice und Ghioray sagte:

„So sehr ich mich auch für Italien interessire, geht es mir doch nicht ganz so zu Herzen, wie mein eigenes Land; und da dort die Aufregung sehr groß ist und die Ansteckung nahe liegt — und da ich hier das Haus habe, das Clima meiner Frau zusagt und der Winter einen großen gesellschaftlichen Kreis von Fremden herführt: so ist uns Venedig ein angenehmer Aufenthalt.“

„Also treffe ich Sie hier, wenn ich im nächsten Frühling wieder gen Norden ziehe?“ fragte Conrad.

„Bis Mitte April denken wir hier zu bleiben,“ entgegnete Ghioray, „und wir werden uns sehr freuen, zu hören, ob Ihre gegenwärtige „große Idee“ Ihnen Stich und Farbe gehalten habe — oder nicht.“

„Bleibt Ihre Abreise auf morgen festgesetzt?“ rief Lord Henry zu Conrad hinüber. „Und wenn das ist — wollen wir zusammen die Reise machen?“

Conrad nahm gern den Vorschlag an. Er hoffte Manches von Lord Henry zu lernen und der Grund, weshalb er im vorigen Jahr eine kleine, stille, uneingestandene Feindseligkeit gegen ihn spürte, bestand nicht mehr. Lord Henry sagte zu Ghioray:

„Erlauben Sie, daß ich meine Kinder bei Ihnen

lasse? — Doralice frage ich nicht; denn ich bin ihrer Antwort gewiß."

„Der meinen auch — hoffe ich!" sagte Ghioray. „Reisen Sie getrost! Ihre Kinder sind bei Doralice gut aufgehoben, und sind uns ein Unterpfand, daß Sie nicht allzulange wegbleiben werden."

„Bester Henry," sagte Blanca, „könnte ich mich nicht Ihnen anschließen? .... ich wünschte längst Rom zu besuchen."

„Meine schöne Schwester," entgegnete Lord Henry lachend, „ehe Sie sich mit Ihren Kammerfrauen und Koffern, mit Ihren Hunden und Papageien auf die Reise machen, sind Herr von Friedingen und ich in Rom, denn wir reisen mit dem Courier."

„Verläumdung, Henry! ich reise nicht mit anderen Papageien, als mit meinen Zofen; habe nur ein Hündchen, das gewiß Gnade vor Ihren Augen fände, da es eines der reizendsten Exemplare von King-Charles-Breed ist — und Dion hat sein Eichhörnchen. Das ist Alles."

„Sehr wenig für Sie — aber doch zu viel für uns, meine schöne Schwester," sagte Lord Henry entschieden. „Wenn Sie es aber wünschen, will ich Ihnen eine Wohnung bestellen."

„Nein, das nicht! Ganz allein — mag ich nicht so weit reisen! ich gehe lieber etwas nach Mailand, da Paris mich für diesen Winter wenig anzieht."

Ein allgemeiner Ausruf staunender Mißbilligung antwortete ihr; aber Blanca sagte:

„Die politischen Verhältnisse gehen uns Frauen nichts an. Es betrifft mich ja gar nicht, ob Mailand zu Oesterreich oder zu Sardinien gehört. Vielleicht ist die Gesellschaft dort sehr unterhaltend und anregend. Leute, die Revolution auf politischem Gebiet machen, wirken überdas auch immer für die Verbesserung der socialen Institutionen — und die kommen den armen, unterdrückten Frauen zu gut, deren „Schmerzensschrei" denn doch auch endlich berücksichtigt werden muß."

„Blanca," sagte Doralice bittend, „verschone uns mit diesen Redensarten, von denen jeder vernünftige Mensch weiß, was er zu halten hat. Der „Schmerzensschrei" der unterdrückten Frauen ist nicht bloß eine Heuchelei, er ist auch eine Lächerlichkeit; denn man weiß sehr gut, daß Diejenigen, welche den „Schmerzensschrei" ausstoßen, sich längst der vermeintlichen Unterdrückung entzogen haben. Wenn die Frauen wieder anfangen christliche Gattinnen und Mütter — und sich ihrer Bestimmung und Würde bewußt zu werden: so wird der „Schmerzensschrei" verstummen. Aber politische und sociale Revolutionen bewirken das nimmermehr, denn diese sind ja immer gegen Treue, Ehre und Pflicht gerichtet, und nur das Weib, das auf dem Boden unerschütterlich fest steht, wird entweder überhaupt nicht unterdrückt, oder mit einer solchen sittlichen Kraft

ausgerüstet, daß ihm äußere Unterdrückung eine höhere innere Freiheit bringt."

Alle schwiegen; auch Blanca, denn sie sprach bei sich selbst: Ich werde meinen Weg nach Paris über Mailand nehmen! Ich kenne ja Den und Den und Die — lauter angenehme Menschen! . . . und um ihre politischen Ansichten bekümmere ich mich nicht. Politisirende Männer sind ohnehin meine horreur. Freilich . . . . theologisirende noch mehr! aber von dieser Species hatte ich bis jetzt keine Ahnung. Sie war mir für Venezia la bella aufbewahrt! Mein Gott, welche Enttäuschungen hat man! welche Erfahrungen macht man! — —

Am andern Morgen reisten Conrad und Lord Henry gen Rom und Doralice, knieend vor dem ewigen Opfer in Maria Salute, dankte Gott für die ungeahnte, wunderbare Gnadenfülle, mit welcher er in diesen vierundzwanzig Stunden sie überströmt hatte. Daß ihr himmlischer Sinn diese Gnaden herabgezogen haben könne — fiel ihr nie ein. Das Licht in ihrem Herzen war so lauter und so groß, daß es nur die Liebe Gottes umleuchtete; nie ihr Ich! — das blieb im Schatten. Aber wenn sie Gott dankte, daß er Conrad auf den Weg der Wahrheit geleitet hatte, so dankte sie ihm eben so innig, daß Conrad jetzt nur erschienen sei, um ihr diesen Trost zu bringen und alsbald wieder zu verschwinden. War ihr Interesse für ihn schon so groß gewesen, als er noch

nicht mit ihr in den höchsten Fragen übereinstimmte, ach! wie hätte es sich steigern können jetzt — wenn sie mit demselben Blick sahen, mit demselben Schritt gingen, von demselben Geist lebten, mit demselben Herzschlag liebten! — Es wollte ein unaussprechliches Weh, ein Auge in ihrer Brust aufschlagen; es wollte wach werden ein Schmerz ohne Namen, in dessen Bitterkeit das einsame Herz schwimmt, und sich untergehen lassen möchte, wie der kranke Schwan, der von den Seinen verlassen, einsam auf dem See zurückbleibt, den Kopf unter dem Flügel verbirgt und in die stille Fluth versinkt. Aber Doralice riß sich aus der momentanen Schwäche auf und flüchtete an das liebedurchwundete Herz ihres Gottes und mit dem tiefen Anruf: Dein bin ich! hilf mir! — zog die übernatürliche Energie, die der Mensch braucht zum Kampf gegen sich selbst, in ihre Seele ein und mit unbesiegbarer himmlischer Zärtlichkeit umfing sie wieder das Kreuz, das vielgeliebte, das ihr nicht bloß ein Marterholz — sondern eine lebendige, duftende Balsamstaude war, die ihr ganzes inneres Sein mit wunderbarem Trost durchrankte.

Glauben und Wissen.

Als Conrad und Lord Henry sich selbst suchten — waren sie Feinde; als sie Gott suchten — wurden sie Freunde. Dieser innerlichste Grund aller Zerwürfnisse und alles Friedens unter den Menschen, machte sich auch bei ihnen geltend. Gemeinsame egoistische und materielle Interessen verbinden zwar auch, doch nur so lange, bis ihr Ziel erreicht, ihre Speculation geglückt ist. Im Allgemeinen vereinzeln sie den Menschen, denn Jeder ist Jedem bei seinem Rennen und Jagen nach Vortheil, Gewinn und Genuß im Wege. Aber auf dem Pfade zu einem übernatürlichen Ziel, dem alle irdischen Interessen untergeordnet werden, verliert der menschliche Egoismus die furchtbare Ausdehnung, zu welcher er in der Weltluft anschwillt und Alle haben bei einander Platz.

Lord Henry konnte kaum den Augenblick erwarten, wo er in Rom eintreffen und seine letzten Vorbereitungen zu seinem letzten Schritt machen werde. Er hatte schon seinen Plan entworfen.

„Die Dogmen der Kirche kenne ich," sagte er zu Conrad. „Ich muß mir nur ihre innere Begründung und ihren nothwendigen Zusammenhang in manchen Punkten noch klarer machen. Dann studire ich ihre Institutionen, ihre Gesetze, ihre Organisirung, ihre Kräfte, ihre Mittel. Sie soll mir vertrauter werden, als mein eigenes Haus und mein eigenes Familienarchiv. Und bin ich in ihren Geist und ihr Leben nach dem Maß meiner Fähigkeiten eingedrungen — habe ich mich, wie der Bononische Stein, so vollgesogen mit Licht, daß ich Licht geben kann: dann nehme ich meinen Plan des vorigen Winters wieder auf und suche den Eintritt in's Parlament."

„Glauben Sie, daß England nicht vor der Hand bei seiner Politik bleiben werde? und wenn das ist — warum wollen Sie sich in diese Lügen und Intriguen einlassen, die doch gar keinen andern, als einen nichtswürdigen Erfolg haben;" entgegnete Conrad.

„Um sie zu bekämpfen!" rief Lord Henry. „Im vorigen Winter ließ ich diesen Plan fallen, weil ich nicht wußte, mit welchen Waffen und für welche Sache ich denn eigentlich kämpfen könnte. Aber nun bin ich ihrer gewiß! das mit Füßen getretene Recht und die verläumdete Wahrheit sollen in mir ihren Kämpen finden und werden mir schon Stimme und Worte geben, um sie zu vertheidigen."

„Man wird Sie nicht wählen! — zuerst nicht, weil Ihre Ansichten nicht populär sind; und dann nicht, weil Ihre Gegner alle Mittel in Bewegung setzen würden, um Ihre Wahl zu hintertreiben.“

„So habe ich doch mindestens meine Schuldigkeit gethan und mich zum Kampf gemeldet,“ entgegnete Lord Henry gleichmüthig.

„Und hätten Sie Ihre Wahl durchgesetzt, so würden Sie doch weiter nichts erreichen, als sich ein über das andere Mal überstimmt zu sehen.“

„Der Grund hält mich so wenig zurück, als der treue Soldat von der Ueberzahl des feindlichen Heeres vom Kampf zurückgeschreckt wird!“ rief Lord Henry. „Und dann kann ich auch nicht glauben, daß unter der großen Masse der Verblendeten nicht auch Viele sich befinden sollten, welche mit Abscheu auf das System der Heuchelei blicken, das zu Gunsten der Ungerechtigkeit und des alten Hasses gegen die katholische Kirche jetzt obenauf ist. Es kann auch wieder fallen und furchtbar wird es fallen, wenn die revolutionären Elemente, die England in Italien beschützt, auf dem eigenen Boden in Flammen aufschlagen. Daß diese reichlichen Brennstoff finden — wer bezweifelt das! das Proletariat in seiner materiellen und geistigen Verkommenheit, die Unmasse von Fabrikarbeitern, die, gleichsam in der Fabrik und für sie geboren, als Leibeigene des Maschinenwesens leben und sterben — die furchtbare Armuth, die sittliche

Entartung, der gänzliche Mangel an Religion in einer so großen Masse des Volkes — wenn das nicht ein üppiger Revolutionssame ist, so gibt es keinen! und wer den in's Auge faßt, läßt sich nicht betäuben durch die Fanfaren, daß England Freiheit und Aufklärung vertrete, beschütze und verbreite. Wer einen Blick des Verständnisses für dies immense Elend hat, der weiß, daß, wenn irgendwo in der Welt! hier eine Regeneration eintreten muß. Und diese Erkenntniß . . . . ich hoffe es mit Zuversicht! haben Viele! Verbinden wir uns, sammeln wir, Jeder in seiner Weise und auf seinem Felde, das Material zu dem Riesenwerk einer wahren Wiedergeburt: so kann vielleicht noch das Böse erstickt und ausgerottet werden — oder es wird wenigstens ein so energischer Widerstand geleistet, daß aus einem tüchtigen Kampf eine neue Epoche von Wohlfahrt, Ehre und Ruhm der Nation, auf Grundlage der ächten Brüderlichkeit, der christlichen Charitas, hervorgeht."

„Wie Sie thatendurstig sind!" sagte Conrad lächelnd.

„Ja!" rief Lord Henry, „ich muß mit dem Pfunde wuchern, das die Gnade in meine Hand hat fallen lassen. Ich muß handeln für Das, was ich liebe. Nie habe ich anders geliebt, als glühend. Jetzt liebe ich glühend meinen Gott, meinen Glauben, meine Kirche — und hasse folglich eben so glühend den Teufel und was mit ihm zusammenhängt. Ich muß ihm zu Leibe gehen.

Das steckt in meiner Natur! Es ist ein Punkt, durch den mich die katholische Kirche ganz unaussprechlich anzieht, daß sie auf ihrem eigenen Grund und Boden, für ihre Glieder und ihre Kinder, deren Regeneration erstrebt. Sie schickt nicht die Bibel und den Catechismus zu den Bekennern anderer Confessionen, sondern sie sorgt dafür, daß ihr Volk in der Schule und Kirche das Evangelium kennen — und außerhalb derselben durch tausend Werke der Barmherzigkeit lieben lerne. So hat Christus es gemacht! das ist practisch, das ergreift Kopf und Herz! das ist mein Fach; mir genügen nicht die Abstractionen — und nicht bloß handeln — nein! leben muß ich für das Geliebte."

Conrads Fach war das gar nicht. Er hatte sich dessen entwöhnt und immer in der Vereinzelung gestanden; das heißt, er hatte immer gefühlt, daß kein innerlicher, unabweislicher Lebensverband ihn mit der ganzen Menschheit verknüpfe. Seine Geburt, seine Stellung legten ihm gewisse traditionelle Pflichten auf und aus dem Naturgesetz entsprangen für ihn Beziehungen zu Anderen; aber das große Liebesgesetz, die Einheit in Christus, welche die Kirche darstellt und vermittelt — sie war ihm fremd — und darin bestand der wahre Grund seiner Vereinzelung.

Als sein Sommertraum, wie er die Tage im Rheingau nannte, dahin war, versenkte er sich Anfangs in kalte Resignation. Doch diese Stimmung dauerte nicht

lange, denn er hatte Doralice wahrhaft geliebt; und es ist gewiß eine große Gnade von Gott, daß dies Gefühl, welches ach! so schmählich und so häufig erniedrigt und entweiht wird, doch auch zum Leitfaden werden kann, der aus einem finstern Labyrinth zum lichten Ausweg führt. Doralice gehörte in seinen Augen nun einmal nicht zu der großen Masse der Frauen, die ohne eine stark hervortretende Licht- oder Schattenseite in einem gewissen Dämmerungszustand ihrer Fähigkeiten eine passive Existenz mehr verleben, als leben. Aber sie gehörte auch nicht zu den ausgezeichneten Frauen, die durch hervorstechende Eigenschaften des Gemüths, des Geistes, der Liebenswürdigkeit in ihrem Kreise und darüber hinaus einen großen Einfluß üben.

Doralice war für Conrad eine ganz besondere Frau, die einer wunderbaren Lichtflamme — war's im Herzen, war's im Kopf! folgte — ein Gesetz und ein Ziel nie aus den Augen .... und nie die Richtung auf sie verlor; und dies Gesetz und dies Ziel waren himmlischer Art, waren nicht willkürliche Erfindungen selbstsüchtiger und eitler Täuschung oder phantastischen Stolzes oder halt- und regelloser Schwärmerei. Er besann sich, ob er nicht blind für sie eingenommen, nicht befangen durch die Anmuth ihrer Erscheinung sei. Und wenn es wäre, sprach er zu sich selbst, wenn ich sie lieblicher finde, als je ein weibliches Wesen, so muß ich doch immer behaupten, daß der Grundzug und Character ihrer Liebens-

würdigkeit etwas Uebernatürliches ist; denn das Natürliche, welcher Art es sei, leidet immer Schwankungen. Aber sie! . . . . wie die Aurora dem Morgenstern nachgeht, so wandelt sie dahin. Und umsonst sollte ich ihr begegnet sein . . . . zwischen Himmel und Erde! Umsonst sollte ich ein Wesen angetroffen haben, dessen innere Kraft groß genug ist, um die widrigsten Schicksale in den harmonischen Frieden ihres Seins abzuklären! Und ich sollte nicht suchen, die Ideen zu ergründen, von denen und für die sie lebt . . . . und denen sie ihren Seelenadel, ihre Opferwilligkeit verdankt! — Denn sie hat sich geopfert: ich weiß es! ich habe sie gesehen vor dem Gnadenbild der Mater dolorosa! . . . . das waren keine Freudenthränen . . . . das war nicht die frohe, bräutliche Zuversicht, die sich heiligen will, bevor sie einem geliebten Herzen entgegen eilt! Ja, sie wollte sich heiligen . . . . aber zum Opfer! — Ob die Welt es weiß . . . . ob die Familie? — Wohl kaum! oder doch nicht ganz. Sie hat ein schweigendes Herz . . . . ein unergründliches Herz! Es schaut auf den Morgenstern . . . . über die Erde hinweg. O ich muß aber wissen, was das ist! — und ob sie selbst nicht die geheimnißvolle Erlöserin ist, von der meine Seele geträumt hat! —

Seine Gesundheit hatte sich auffallend gebessert. Wie aus dem Grabe erstanden erschien er allen seinen Freunden. Ist mir das Leben zum zweiten Mal geschenkt, sprach er zu sich selbst, bin ich von den Todten

auferstanden: so will ich doch zu enträthseln suchen, ob dies Geschenk keine höhere Bestimmung hat, als mich in Grünau athmen zu lassen.

Man glaubte, Conrad werde nun, nachdem er seine Kränklichkeit und die Trauerfälle in seiner Familie überwunden und verschmerzt hatte, ernstlich daran denken, sich zu verheirathen; doch nicht das leiseste Zeichen gab diese Absicht kund. In seinem Herzen war er ferner denn je davon. Als er den größten Theil des Winters in München zubrachte, gerieth man auf den Gedanken, er wolle aus der Fremde eine Frau in sein Haus führen. Er machte aber alle Combinationen zu Schanden, besuchte auch dort sehr wenig die Gesellschaft, sondern las und studirte viel — namentlich Bücher, die ihm in Grünau unerreichbar gewesen wären: unzählige Controversschriften. — Wo war der Felsen, von dem sein Albumblatt sagte: Auf ihn will ich meine Kirche bauen!

Bei dem Ausbruch des lombardischen Krieges gab es wohl in ganz Deutschland kein gerades, ehrliches, deutsches Herz, das nicht für den Sieg der Sache, die Oesterreichs Waffen vertheidigten, geschlagen hätte. Das deutsche Volk fühlte die Ehre, die darin lag, daß eine deutsche Großmacht das Schwert zog, um das Lügengewebe zu zerschneiden, welches die franco-sardische Politik um Europa spann; daß eine deutsche Großmacht das Herz auf dem rechten Fleck hatte und nach alter,

edler, ritterlicher Art den Handschuh aufhob, den jene Politik, freilich in der allerunedelsten Weise, mit Worten die That verläugnend, Nein — auf den Lippen, Ja — in den Handlungen! — nicht frei und redlich hingeworfen, sondern versteckt und hämisch hatte fallen lassen. Wie der Mensch instinctmäßig vor einer Schlange schaudernd zurücktritt, so erschauderte das deutsche Volk mit dem richtigsten Instinct, den es seit vielen Jahren geäußert hat, vor der franco-sardischen Verbrüderung und Politik. Die Tragweite derselben mochte ihm nicht klar sein — es mochte nicht wissen, daß diese Verbrüderung die Vernichtung des positiven Rechtsstandes und die Legitimirung des Rechts des Stärkeren, d. h. des Faustrechts modern zugestutzt im Auge habe, um in Europa nach der Farce der Volkssouveränetät die Tragödie der blutigen Dictatur aufzuführen; aber der gesunde Menschenverstand sagte dem deutschen Volk, daß es nichts Gutes von dieser Verbrüderung erwarten dürfe; daß es jetzt die Wahl habe, ob es sich für das Recht oder für die Revolution entscheiden wolle; daß es dieser die Stirne bieten, sich zu Oesterreich halten und sich schlagen müsse — nicht nur für das Brudervolk, sondern hauptsächlich, um Protest einzulegen, daß im deutschen Volk Ehrgefühl und Rechtsbewußtsein nicht so abgestorben sei, wie in den Cabinetten europäischer Großmächte. Als Kaiser Franz Josephs Manifest „An meine Völker" erschien — als er darin

die Hoffnung aussprach: „Ich hoffe, in diesem Kampf nicht allein zu stehen" — da war ein entscheidender Moment! da regte sich ein Geist in dem „Reich deutscher Nation," um den Alp abzuschütteln, unter dem es seit Jahrhunderten ohnmächtig schmachtet, da wollte es sich in Mannesthat zur Einheit erheben. Der Moment ging unbenutzt vorüber, Dank der Politik „der freien Hand"; Dank jener Presse, die der franco-sardischen Alliance würdig ist; Dank jener Partei, die ihre besonderen Interessen und ihre Phantasien höher hält als Deutschlands Ehre. Der Alp wurde wieder dem deutschen Volk auf's Herz gewälzt! — Und nun schlafe nur fort, du alter Barbarossa, in der Felsenhöhle des Kyffhäuser Berges, wo du, nach der uralten Volkssage, einen Zauberschlaf schläfst, bis Deutschlands große Stunde schlägt. Sie hat geschlagen. Die Drommeten und Fanfaren eines Krieges, der Heldensinn wach rief, ertönten. Du regtest dich. Die Berggeister, die dich bewachen, wollten dir schon zurufen: Stehe auf, o Kaiser, die Stunde ist da! — Aber sie wurde überhört, übertäubt! sie ist dahin. Schlafe nur fort, du alter Kaiser! Deutschland schläft auch schon wieder! — —

Conrad fühlte diesen Jammer und diese Erniedrigung in tiefster Seele. Aber er war nicht unabhängig und nicht entschlossen genug, um das zu thun, was er am liebsten gethan hätte: den lombardischen Krieg mitmachen. Die Deutschen sind nun einmal so wenig an irgend eine Art

16*

von Freiheit gewöhnt, daß Jeder, möge er in noch so unabhängiger Lage und Stellung sein, sich ganz scheu umsieht, was wohl die Anderen thun und sagen; und dann macht er es wie seine Mitbürger und seine Standesgenossen, oder wer eben maßgebend für ihn ist. Der Engländer scheut sich gar nicht, für sich allein aufzutreten und zu handeln. Kommt dabei manches Bizarre und Extravagante zum Vorschein, so wird doch andererseits die Selbstständigkeit und Entschiedenheit gekräftigt, an denen die großen Entschlüsse und Handlungen reifen. Bis Conrad erwogen, bedacht und überlegt hatte, was er thun solle, gab es für diesmal nichts mehr zu thun: — der Krieg war zu Ende — vor der Hand. Aber zu einer wichtigen Einsicht war er denn doch mit allen seinen Betrachtungen gekommen: die Zeichen der Zeit deuteten, trotz aller officiellen Friedensversicherungen, auf einen Kampf und einen Krieg, dessen Schauplatz nicht mehr in Italien „localisirt" bleiben, sondern der, trotz aller Nichtintervention, Europa ergreifen werde. Dieser Kampf dreht sich nur für die große Masse der Oberflächlichen um politische und sociale Fragen. Das letzte Wort aber, um das es sich handelt, ist das religiöse Element. Die Einen wissen das nicht und die Anderen wollen es nicht wissen; aber die Gegensätze von Rebellion und Autorität polarisiren sich dermaßen, nehmen einen so ungeheueren, von Tag zu Tage wachsenden Umfang und eine so schneidende Schärfe an, daß das Gebiet der Politik,

die Beziehungen der Staaten zu einander — eine viel zu enge Wahlstatt für diese beiden feindlichen Heere sein würde, die einer Todesschlacht entgegen gehen — und, sie mögen wollen oder nicht, entgegen gehen müssen! Das Gebiet der Religion allein ist groß und weit und fundamental sicher genug, um sich dem bevorstehenden Kampf unterbreiten zu können. Rebellion und Autorität oder mit anderen Worten, Unglaube und Glaube: das sind die beiden Banner, die über diesem Weltbrand wehen werden. Ob man das Verlangen nach einem größeren Maß politischer oder bürgerlicher Freiheit in den Vorgrund schiebt, oder nach nationaler Selbstständigkeit dieses und jenen Volkes, oder nach republicanischen Staatsformen — das Alles ist nicht das letzte Wort, ist nicht das Endziel! sondern das ist: Christenthum oder Heidenthum, Gott oder Götze, Christus oder Belial. Daher auf der einen Seite der unaussprechliche, maßlose, giftige Ingrimm gegen die Kirche, gegen ihre Institutionen, gegen jede Lebensäußerung, die prinzipiell in ihrem Boden wurzelt; daher der Haß gegen die Legitimität, das historische Recht und jede edle Tradition; daher die Acht und Aberacht, die gegen Oesterreich geschleudert wird, weil es der einzige kampfbereite Wächter dieser großen und erhabenen Traditionen von festen Prinzipien, von Würde der Kronen, von Ehre in der Politik, von bindender Kraft der Verträge, von Völkerrecht, von Treue und Pflicht,

mit einem Wort: weil es in Europa ein Bollwerk gegen die Geisteskrankheit der Gegenwart — die Revolution ist. Diese Schärfe der Gegensätze sah Conrad ein und darin erkannte er einen ungeheueren Vorzug der Zeit: sie drängt zur Entschiedenheit hin. Sie läßt die Lauheit und die Perpendikelschwankung immer weniger zu. Sie treibt mit unerbittlicher Logik jeden Satz zu seiner äußersten Consequenz, und erlaubt nicht mehr, daß ein gerader, aufrichtiger Sinn — daß Augen, die sehen wollen — daß Ohren, die hören wollen, sich täuschen könnten über Gang und Ziel der Welt. Das ist das Herrliche und Große in unserer Zeit, das ist ihre Lichtseite: sie begehrt entschiedene Charactere, starke Herzen, fähig aller Opfer, ja des Marterthums, für die heilige Sache der Wahrheit. Und das ist ein Zeichen, daß sie in den Plan Gottes gehört und nicht ein bloßes Phänomen des Satans ist: eine Wiedergeburt der Christenheit, eine Verherrlichung des Kreuzes, ein Ostertag der Kirche soll aus ihr hervorgehen. —

Kaum waren sie in Rom angelangt, als Lord Henry auch schon die nothwendigen Schritte that, um die Schranken zu entfernen, die ihn von der katholischen Kirche trennten. Das war sehr leicht und ging sehr schnell; denn so wie es ihm klar geworden war, daß sein Anglicanismus statt einer Verbesserung der Kirche — eine Verstümmelung derselben sei, ging er gerades

Weges auf die Pforte zu, welche den Eingang zur ewigen Wahrheit eröffnet und legte feierlich sein Credo ab, worauf denn der Empfang der heiligen Sacramente der Buße, der Eucharistie und der Firmung ihn zu einem lebendigen Gliede am mystischen Leibe Jesu machte. Dies war sein erstes Geschäft in Rom.

„Den Act mußte ich vollziehen, um dem Drang meiner Ueberzeugung und der Stimme meines Gewissens, unabhängig von allen Eindrücken, die ich hier empfangen könnte, zu folgen;“ sagte Lord Henry zu Conrad, während sie auf dem einsamen Esquilin, vor der majestätischen Basilica Sta. Maria Maggiore auf und nieder gingen. „Was ich hier auch sehen möge, welche Monumente der Geschichte oder der Kunst mir als die Besiegelung der Aechtheit des Glaubens der Kirche entgegen treten werden: nicht auf sie wollt' ich warten und nicht ihrer bedurfte es, um mich zum Credo des Tridentinischen Concils zu bestimmen.“

„Sie sind beneidenswerth in Ihrer unüberwindlichen Entschiedenheit,“ sagte Conrad.

„O!“ rief Lord Henry, „was die Entschiedenheit betrifft, so gibt es ein probates Mittel, um sie zu erlangen: man muß entschieden sein w o l l e n, man muß die Wahrheit glauben w o l l e n; und wenn dann auch noch Zweifel sich regen, welche ja die geborenen Bastardbrüder unserer Glaubenskraft sind, dann muß man handeln, als wäre man im vollen Besitz der Wahrheit und

als hätte sie sich schon des ganzen Willens und der vollen Intelligenz bemeistert."

„Gerade das ist nur etwas schwer," sagte Conrad lächelnd.

„Das finde ich nicht!" entgegnete Lord Henry. „Es versteht sich von selbst, daß man sich zuvor gründlich mit der Lehre bekannt macht und ihrem inneren Zusammenhang folgt; sie entspricht den Bedürfnissen unserer Vernunft, unseres Herzens; sie läßt keine Lücke weder in ihrer Logik noch in unserem Bewußtsein; sie verletzt nirgends weder unser Gewissen noch unsere Ideale; sie trägt also augenscheinlich das Gepräge einer göttlichen Gesetzgebung; und da sollte es schwer sein, zu dem Schluß und Entschluß zu kommen: Der Geist dieser Lehre ist ein göttlicher: also — will ich sie annehmen und ihr gemäß mein Leben, meine Handlungen, mein Thun und Lassen einrichten. — Finden Sie darin eine Gefahr für Ihr Gewissen, Ihre Tugend, Ihre Menschenwürde? Beleidigen Sie dadurch das Gefühl des Guten, Wahren und Schönen, das Sie in Ihrer Brust tragen? Begehen Sie damit ein Sacrilegium gegen eine höhere, heiligere Ueberzeugung? — Gewiß, Sie müssen diese drei Fragen mit voller Aufrichtigkeit verneinen, sobald Sie die wirkliche katholische Lehre und nicht das Zerrbild kennen, das ihre Gegner willkürlich von ihr gemacht haben, und das mit Glück und Beifall durch unsere Schulen, unsere Journale, unsere Romane

und unsere Vorurtheile cursirt. Nun wohlan! da nirgends Ihnen ein Nachtheil entgegen tritt, so ist es doch wohl einer kleinen Selbstüberwindung werth, jenen Versuch zu machen! Was gibt es Edleres für ein denkendes Wesen, als die Wahrheit zu suchen? Wer daran geht mit Verläugnung seiner natürlichen Neigungen, seiner vorgefaßten Lieblingsideen, seiner geistigen Steckenpferde, — wer nichts sucht als die Offenbarung Gottes zum Leitfaden durch die Zeit in die Ewigkeit, der findet sie auch. Und der Gott der unsere Seele geschaffen hat mit dem Verlangen nach der Offenbarung und nach ihrem Ziel, der wird sie wahrlich nicht im Stich lassen, wenn sie beginnt den Weg einzuschlagen, der seiner Absicht entspricht! Der wird ihr himmlische Hülfe und Erleuchtung und Kräftigung zuschicken, um sie über Felsen des sittlichen Widerstandes und über Abgründe geistiger Zweifel hinweg zu heben."

„Also muß man sich doch immer gewissermaßen zur Reise in ein unbekanntes Land einem unbekannten Führer anvertrauen," sagte Conrad nachdenkend.

„Nun, so ganz unbekannt ist dieser Führer denn doch nicht, denn es ist Gott," entgegnete Lord Henry lächelnd.

„Und über die Absurdität der Gottesläugnung in pantheistischer oder rationalistischer Form bin ich freilich hinaus," setzte Conrad hinzu.

„Er ist also auch für Sie der Inbegriff der All-

macht," fuhr Lord Henry fort. „Ein solches Wesen muß zugleich der Inbegriff der Güte sein. Dieser Güte entspricht es, seinem Geschöpf, dem Menschen, eine selige Bestimmung gegeben und es nicht in Unwissenheit über dieselbe gelassen, folglich eine allgemein gültige Lehre zu diesem Zweck offenbart zu haben. Eine solche Lehre kann nicht mit Wind und Wellen verständlich durch die Schöpfung rauschen, kann nicht auf Baum- und Buchblättern verständlich den Menschengeist anwehen; kann auch nicht von beliebigen Leuten, ohne Beruf und Beglaubigung und ohne höhere Sendung, nach Gutdünken vorgetragen werden. Um in der wandelbaren Welt keinem Wechsel zu unterliegen, bedarf sie eines Organes, das göttlich unwandelbar wie sie selbst und daher auch von Gott selbst gestiftet ist, um sie zu verkünden und zu verbreiten. Dies Organ ist seit achtzehnhundert Jahren die katholische Kirche. Wenden Sie Sich an das unfehlbare Lehramt in ihr, das unter dem Beistand des heiligen Geistes das Dogma in seiner Reinheit bewahrt: so haben Sie, als Stellvertreter Gottes, einen sichtbaren Führer nach dem Lande, das Sie zwar unbekannt nennen, das aber dennoch die längst geahnte Heimath Ihrer Seele ist."

„Ich möchte Alles wissen, Alles verstehen, Alles ergründen, bevor ich einen Entschluß fasse," sagte Conrad.

„So fangen Sie an zu glauben!" rief Lord Henry.

„Sie haben bereits so viel studirt, daß Sie mit neuen Studien keinen Schritt vorwärts kommen. Was würden Sie von einem Menschen halten, der Ihnen sagte: Ich möchte mich der Astronomie widmen, aber ich kann es nicht eher, bis ich sämmtliche Gestirne kenne. — Sie würden ihm antworten: Ich weiß nicht, ob das die erste Bedingung sein kann! ist sie es aber: so greife zum Telescop. Sehen Sie, der Glaube ist ein Telescop übernatürlicher Art, um mit dem Sternenhimmel der Offenbarung vertraut zu werden."

Sie hatten ein Paar Stunden in der Basilica zugebracht und warteten auf ihre Pferde, um einen Spazierritt in der Campagna zu machen. Die Pferde kamen und sie schlugen ihren Lieblingsweg ein, ritten nach dem Forum, am Coliseum vorüber und dann der Basilica des heiligen Johannes von Lateran und der Porta S. Giovanni zu. Als sie in die Nähe des Laterans kamen, hörten sie ein eigenthümliches Glockenzeichen.

„Was ist das nur?" fragte Conrad.

„Es ist die Glocke, welche von Stunde zu Stunde, Tag und Nacht, von Anfang bis zu Ende des Jahres und dann wiederum anfangend — das Zeichen gibt, daß in einer Kirche Roms das allerheiligste Sacrament der Anbetung der Gläubigen dargestellt ist," sagte Lord Henry. „Heute ist es hier. Daher das reichgeschmückte Portal der Basilica; daher das Kommen und Gehen der Menschen auf diesem sonst so verödeten Platz Ich

muß mich ein paar Augenblicke unter die Schaar der Anbetenden mischen. Reiten Sie nur voraus, gen Albano, ich folge Ihnen."

Lord Henry stieg ab, warf die Zügel dem Reitknecht zu und ging in die Basilica. Conrad ritt langsam weiter. Doch nach wenigen Minuten kehrte er um, saß ebenfalls ab und folgte Lord Henry. Aber nur dieser kam nach einiger Zeit zurück, und als der Reitknecht ihm sagte, wo Conrad geblieben sei, bestieg er sein Pferd und ritt in die Campagna hinein, die sich von den Thoren der ewigen Stadt bis zum Albaner- und Sabinergebirg im Osten und bis zum mittelländischen Meer im Westen als eine unübersehbare, grüne, leicht gewellte Ebene ausbreitet. Das Gebirg war von der glänzenden Abendsonne roth und violet gefärbt und die zahlreichen Ortschaften, Dörfer und einzelnen Villa's, die am Abhang der Berge zwischen Hainen von Oliven, Pinien und Cypressen liegen, schimmerten hell und weiß herüber, wie Perlen zwischen Rubinen und Amethysten. Im Gegensatz zu den heiteren und lieblichen, farbenreichen Bergen ist die Ebene durch ihre Einförmigkeit ganz ungemein melancholisch; — aber von einem edlen und sanften Character, wie es der Augenzeugin großer Schicksale, die einen tiefen Blick in die Vergänglichkeit und in die Ewigkeit geworfen hat, zukommt. Da und dort schaut hinter einem niederen Hügel oder taucht über eine Erdwelle empor etwas Gemäuer: bald ein antikes

Grabmal, bald ein zerfallener Thurm aus dem Mittelalter, bald ein Trümmerwerk ohne Namen, ohne Bestimmung, bald ein roher Bau, den sich Hirten zur Wohnung eingerichtet haben, die in der grasreichen Campagna zahlreiche Rinderheerden hüten. Ueber die Ebene hinweg und den Bergen zu läuft hie und da, wie ein zerrissenes corallenfarbenes Band, die unbeschreiblich edle, zarte Linie der antiken Aquaducte mit ihren Bogen und Pfeilern. Jahrtausende sind durch zerfallende Monumente vertreten; und nirgends auf Erden findet sich ein so lebendiges und eindringliches Bild der Aschermittwochs-Mahnung: „Gedenk', o Mensch, daß du Staub bist und zum Staube zurückkehrst" — als in dieser großartigen Melancholie der römischen Campagna.

Aber in unsere hinsinkende Welt der Vergänglichkeit hat sich etwas Göttliches versenkt und hinter dem zerfallenden Schleier von Staub das Ewige verborgen. Der Welterlöser hat, wie einst sein Kreuz, so jetzt seine Tabernakel zwischen Asche und Moder errichtet, damit die Menschheit nicht in diesen Elementen der Materie untergehe, sondern Blick und Herz aufwärts richte. Und Rom, das verständnißvolle und tiefsinnige, hat dafür gesorgt, daß dieser ewiglebendigen Liebesthat auch eine ewig lebendige Anbetung zu Theil werde. Mit dem Beginn jedes Kirchenjahres, wenn die Morgenröthe der Erlösung erstrahlt, am ersten Sonntag des Advents, feiert der heilige Vater eine Pontificalmesse in der Six-

tinischen Kapelle des Vaticans und setzt sodann in der Paulinischen Kapelle das allerheiligste Sacrament auf lichtumflossenem Altar aus. Da bleibt es vierzig Stunden ununterbrochen, von Anbetern umringt, bis Dienstag früh der Segen gegeben wird und der Tabernakel wieder das Sanctissimum aufnimmt. In demselben Augenblick verkünden die Glocken im Lateran, daß die Anbetung des göttlichen Sühnopfers nunmehr dort beginne und vierzig Stunden währe. Und so zieht sich die erhabene Feier, welche die Verheißung erfüllt: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt" — wie eine Schnur von himmlischen Perlen durch die dazu bestimmten Kirchen Roms, so daß sie im Lauf des Kirchenjahres im ganzen Umfang der Stadt begangen wird. Am Tage umringt das Volk der Gläubigen, mehr und minder zahlreich, das Sanctissimum. Für die nächtliche Anbetung aber hat sich ein Verein der frömmsten Männer aus allen Ständen gebildet, Geistliche und Weltliche, Edelleute und Tagelöhner, von denen eine gewisse Anzahl, zu vier und vier Stunden sich ablösend, im Namen der ganzen Stadt vor dem Gnadenthron der göttlichen Liebe wacht. Dies ist die große Bruderschaft des allerheiligsten Sacramentes. Wenn die Erde schläft, reiht sie sich den Engeln und Seligen des Himmels in schweigender Anbetung feierlich an.

Im Lateran fand also das vierzigstündige Gebet statt. Als Conrad über die Schwelle schritt, strahlte

ihm ein Berg von Licht entgegen — der prachtvolle Altar, auf dem das Sanctissimum ausgestellt war. Tiefe Stille herrschte in der großen Basilica, obgleich viele Menschen anwesend waren; aber schweigend, wie Geister, lagen die Einen betend auf den Knieen und lautlos, wie Schatten, kamen und gingen die Anderen mit unhörbarem Schritt, um keine Störung in diese Versammlung von Seelen zu bringen. Am Morgen findet immer ein Hochamt statt, worauf viele Messen folgen. Gegen Mittag durchwandelt eine Prozession das Gotteshaus und singt die Litanei von allen Heiligen; dann aber tritt ein großes Schweigen ein und jedem Beter bleibt es überlassen, in der Sprache seines Herzens mit seinem Gott zu sprechen. Und gerade dies tiefe Schweigen der versammelten Menge in den majestätischen Räumen, vor diesem strahlenden Altar, unter diesen Wolken von Weihrauch macht einen wunderbar erhabenen Eindruck. Das Menschenwort gehört der Erde an, und wo es erschallt, haftet am Ton, am Ausdruck, immer etwas Irdisches, etwas Begrenztes und zuweilen etwas Störendes. Wo es erschallt im Gebet — da ist der Mensch und Gott. Wenn es verstummt — da ist die Seele und Gott.

In diese Welt der Seelen trat Conrad ein und wie zu einer Felsenspitze, die dem menschlichen Fuß unzugänglich ist, fühlte er sein ganzes geistiges Wesen hingedrängt, emporgehoben. Wie durch ein übernatür-

liches Hellsehen schaute er von diesem Gipfelpunkt aus in zwei unermeßliche Abgründe und in deren tiefster Tiefe — hier, den Aufgang des ewigen Tages und dort den Anbruch der ewigen Nacht. Und je länger er in die Abgründe schaute, desto klarer wurde es ihm, daß er auf dem Punkt der Entscheidung angekommen sei, insofern diese von seinem Willen abhänge. Ich will glauben! sprach er zu sich selbst, eingedenk Lord Henry's Ermahnung. Im Glauben ist etwas Prophetisches, ist eine geheimnißvolle unerschütterliche Ahnung von einer glorreichen Erfüllung. Non fallit te Deus. Was verliere ich, wenn ich das glaube? . . . . Vielleicht meine Chimären . . . . vielleicht meinen geheimen Hochmuth! — Welch' ein Gewinn wäre das! . . . o mehr! es wäre eine Erlösung. Was verliere ich, wenn ich glauben will, daß der Gott, der mich nicht täuscht, weil sein Wesen Wahrheit und Liebe ist, gesprochen hat: „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen." Nichts weiter als den Flugsand unter meinen Füßen und den gräßlichen Nihilismus aus meinem Kopf. Abermals ein Gewinn von festem Boden, welcher Prinzipien und deren Ausbau zu tragen vermag! . . . . Wiegte der Verlust eines selbstgeschaffenen Chaos, in welchem ich ein zerstäubendes Atom bin, den Gewinn einer göttlichen Weltordnung auf, der ich mich einreihe als ein Erbe des Himmelreichs? — Non fallit te Deus! — Lange genug habe ich mich mit menschlichen Lehren beschäftigt und

nicht das Fundament in ihnen gefunden, von welchem ich ausgehen könnte, um mir die Ewigkeit zu erobern!... Und habe ich die Ewigkeit nicht, so mag ich auch die Zeitlichkeit nicht — denn diese hat keine Bedeutung ohne jene. Lange genug habe ich meinen Blick auf das menschliche Element in der Weltgeschichte und in der allgemeinen Entwickelung der Menschheit gerichtet, und nur eine Spindel gefunden, an der sich mechanisch ein Faden von gewissen Ideen fortspinnt, zerreißt, anknüpft. Das göttliche Element, die Offenbarung der ewigen Wahrheit, habe ich vernachläßigt .... ja verläugnet! denn das ist klar wie die Sonne: gibt es einen Gott, so muß es eine übernatürliche Offenbarung geben, die sichere Kunde von seinem Wesen und Willen bringt — und diese Kunde heilig zu halten, wenn man sie besitzt — und nach ihr zu suchen, wenn man sie nicht besitzt, sollte die wichtigste Angelegenheit jedes Menschen sein, der die herrliche Gabe der Vernunft besitzt. — Und ich Unseliger.... wie habe ich meine Vernunft gebraucht.... mißbraucht! An Professor A. und Professor Z. habe ich mich gewendet, um vom Standpunkt der modernen Philosophie und der neuen Wissenschaft, die mit Atheismus und Materialismus befleckt sind, eine Erkenntniß gottgegebener Wahrheit zu gewinnen!.... O du Elender! wie hast du dein Leben vergeudet mit diesem herz= und marklosen Bestreben!.... Kehr' um! kehr' um! Non fallit te Deus!

Wolken und Sterne, Nebel und Sonne wogten und zogen durch Conrad's Seele. Er vergaß Lord Henry, die Campagna und den Spazierritt — oder dachte an sie nur wie aus weiter Ferne — und gab sich ganz dem Zug seiner Gedanken hin, den die Gnade mehr und mehr zu ihrem Ziel hinlenkte. Dazwischen tauchte das Bild der geliebten Doralice auf; aber es störte ihn nicht. Du bist mein Morgenstern! seufzte er. Mit dir — ist etwas Himmlisches mir nahe getreten! Anders habe ich dich geliebt, als man Menschen zu lieben pflegt . . . . denn du bist anders . . . . und „die Liebe ist nur schön unter dem Kreuz" — wie du so richtig sagst, du selige Kreuzträgerin du! — —

Zwei Stunden vergingen, ohne daß Conrad es bemerkte. Als er endlich die Augen aufschlug, schien nicht mehr die Abendsonne durch die hohen Fenster des Laterans. Es war finster geworden. Sein Gedankenzug war unterbrochen. Er staunte, daß er sich auf den Knieen fand. Er eilte hinaus. Da führte der Reitknecht geduldig das Pferd hin und her und Conrad bestieg es und ritt langsam heim. An den riesigen und doch so anmuthigen gebrochenen Arcaden des Coliseums ritt er vorüber. Hier triumphirte das Christenthum durch seine scheinbare Niederlage, sprach er zu sich selbst. Greise, Jungfrauen, zarte Weiber, starben hier zu Tode gequält in namenlosen Martern. Wie fest mußte die Zuversicht in ihnen stehen: Non fallit te Deus. Und

Gott hat ihnen Wort gehalten! .... dort liegt die zertrümmerte Götterwelt des Forums, das den Mittelpunkt des antiken Roms bildete — wo die feurigen Volkstribunen, ein Cajus, ein Tiberius Gracchus das römische Volk fanatisirten, wo die edlen Scipionen ihre Siegeszüge feierten, wo die großen Imperatoren, ein Titus, ein Trajan über die via sacra zum Jupiter auf dem Capitol zogen. Die Triumphbogen, die Tempel, die Portiken, die Altäre stehen da, auf diesem Forum, als Zeugen und Ruinen der untergegangenen antiken Welt. Besiegt sind sie von dem armseligen hölzernen Kreuz, das inmitten der Arena des Coliseums steht und das gerade auf dieser Stätte in Strömen von Blut untergehen sollte. Das Kreuz ist der Inbegriff von Leid, von Demuth, von stillen Kämpfen, von Opferliebe — und diese haben die große, stolze, mächtige antike Welt besiegt, und werden auch die moderne Heidenwelt besiegen, die keine andere Größe hat, als einen colossalen Haß gegen das Kreuz. Da liegt der Kampf unserer Zeit. Heil dem, der als Kreuzritter ihn durchkämpfen hilft!

Lord Henry war froh überrascht von Conrad zu hören, daß er fest entschlossen sei, seine apathische Grübelei aufzugeben und sich das ganze Lehrgebäude der Kirche im logischen Zusammenhang von einem Geistlichen vortragen zu lassen. Das geschah. Conrad war durch seine Studien so bekannt mit den

Dogmen und so geübt, den wissenschaftlichen Combinationen zu folgen, daß es ihm einen hohen geistigen Genuß gewährte, der lichtvollen Entwickelung der christlichen Heilsöconomie Schritt vor Schritt nachzugehen und das Werk der Erlösung in der Vergangenheit begründet und verheißen, in der Gegenwart erfüllt und in der Zukunft triumphirend zu sehen. Seine Vernunft, seine Einsicht, seine Ueberzeugung waren ganz gewonnen; auch sein Wille stand fest, bis zur letzten Consequenz vorzuschreiten; aber mit einer gewissen Traurigkeit pflegte er zu sagen:

„Ich weiß! — doch ich glaube nicht."

„O Sie norddeutscher Grübler!" rief Lord Henry.

„Es ist nun einmal so," entgegnete Conrad: „ich möchte glauben ohne Beweise."

„Nonsens!" rief Lord Henry. „Heutzutage, wo die Leute nur das glauben wollen, was ihr armseliger Verstand nach vielen Beweisen begreift, da treten Sie als ein Gegenfüßler auf, möchten alle Beweise über Bord werfen und sich in die selige Unschuld des gläubigen Kindes versetzen, das mit den Engeln und Heiligen wie mit seines Gleichen umgeht! Das ist eine Prätension, die unsereiner nicht machen darf. Wir müssen sagen: „Ich glaube, Herr! hilf meinem Unglauben!" — und basta! Damit begnügt sich der liebe Gott .... also haben auch wir uns damit zu begnügen."

„Sie haben Recht," sagte Conrad, „allein es wird

mir schwer, mich mit dem Geringeren zu begnügen, wenn ich meine, daß mir Höheres erreichbar und zugedacht sei. Sehen Sie, Beweise für göttliche offenbarte Wahrheit sind doch eigentlich nur ein hölzernes Gerüst, ein Sparr- und Lattenwerk für eine große Illumination. Hat dies Lichtfeuer sich entzündet, dann strahlt ein Tempel, oder eine Königshalle oder ein Zauberschloß uns entgegen und das Sparrwerk ist vergessen. Bleibt die Illumination aber aus, so ist das Sparrwerk weiter nichts als ein unförmliches, unschönes Gerüst, kaum der Schatten eines Tempels. Der Glaube aber — so denke ich mir! — bewirkt eine solche Illumination in der Seele, daß die Beweise darin verschwinden."

„Ich sage Ihnen, Freund, nehmen Sie vorlieb mit dem, was Sie haben!" rief Lord Henry. „Behalten Sie vor der Hand Ihr Schwarzbrod des Wissens und danken Sie Gott, der es Ihnen gibt. Mit welchem Recht verlangen Sie nach Nectar und Ambrosia eines intuitiven Glaubens? Ihr Zaudern und Schwanken kann bewirken, daß sich die Gnade, die eine kräftige Mitwirkung begehrt, wieder von Ihnen zurückzieht."

„O daß doch jene Stimme zu mir spräche, die dem Apostel Paulus seinen Weg wies, als er fragte: Herr, was willst du, daß ich thun soll!" sagte Conrad schmerzlich.

Es ist ein curioses Volk, die Deutschen! sprach Lord Henry bei sich selbst. Immer im Superlativ der Ge-

danken! immer die Ideen so fein und scharf zuspitzend, daß sie quasi aufhören und sich verflüchtigen! immer unpractisch und nicht im Stande, ein Ding anzupacken und kurz und gut auf die Füße zu stellen! Gott bewahre! es muß zuvor auf den Kopf gestellt werden und ein Paar Dutzend Purzelbäume gemacht haben, wobei sie denn zu ihrer namenlosen Verwunderung entdecken, daß das Ding ein Paar Füße habe, auf die man es vermuthlich recht sicher werde stellen können. Ob das nun nach der überraschenden Entdeckung auch in der That geschieht, ist eine andere Frage! — Ich muß an Doralice schreiben .... vielleicht macht sie ein Mittel ausfindig, das ihn vorwärts treibt.

Aber Doralice schrieb ihm einfach zurück:

„Es ist noch lange nicht genug für den armen Conrad gebetet worden. Bedenken Sie doch, daß er dreißig Jahre in der geistigen Atmosphäre zugebracht hat, welche die letzte Consequenz des protestantischen Prinzips von der freien Forschung in Glaubenssachen ist: im perfecten Subjectivismus — und wundern Sie Sich nicht, daß es ihm so schwer wird, diesen aufzugeben. Sagen Sie mir auch nicht, Sie hätten es doch gekonnt; weshalb nicht er? Mit Ihnen stand es ganz anders. Sie waren nicht bis zur letzten Consequenz vorgegangen. Sie hatten innerhalb Ihres Anglicanismus Halt gemacht. Sie waren in der Idee oder in der Gewohnheit von Unterwerfung unter eine höhere und göttlich be-

rechtigte Autorität aufgewachsen und stehen geblieben. Bei Ihnen kam es nur darauf an zu erkennen, daß diese Autorität nicht die wahre sei. Sie hatten zwar Mühe und Kampf genug, um zu dieser Erkenntniß zu gelangen; aber als es geschehen war, fiel Ihnen die Unterwerfung selbst nicht schwer, denn sie war Ihnen nicht neu. Für Conrad ist sie etwas so Fremdartiges, daß er wähnt, ohne ein specielles Mirakel nicht dahin gelangen zu können. Quälen und drängen Sie ihn nicht; aber lassen Sie uns beharrlich und demüthig für ihn beten." —

Der Weltüberwinder.

Blanca hatte Venedig verlassen. Sie seufzte:

„Nirgends Rath! nirgends Trost! mein Gott, wozu hat man denn eine so tugendhafte und kluge Schwester!"

Die einfache Antwort: Um deren Beispiel zu folgen! — gab Blanca sich nicht.

„Wo ist denn Deine Liebe für die Kunst und Dein Leben und Weben in der Kunst geblieben?" fragte Doralice. „Du fandest früher einen so hohen Genuß darin. Sollte sie Dich jetzt nicht wenigstens etwas zerstreuen und beschäftigen?"

„Ach nein!" erwiederte Blanca; „all meine Fähigkeiten und Interessen sind durch mein Unglück vernichtet. Mich langweilt Alles. Nur heftige Emotionen können mich für den Augenblick gegen das Bewußtsein meines Elends betäuben. Ich muß suchen, mich selbst zu vergessen in großen Ideen."

„Wohl Dir, wenn Du die größte aller Ideen nicht bloß erfassen, sondern auch Dir zu eigen machen würdest,“ entgegnete Doralice wehmüthig. „Sie heißt: Gehorsam aus Liebe.“

„Von welcher Liebe sprichst Du?“ fragte Blanca höchst unbefangen.

„Gewiß nicht von einer selbstsüchtigen,“ erwiederte lächelnd Doralice.

„Ich muß Dir gestehen,“ fuhr Blanca fort, „daß ich, durch meine traurige Erfahrung belehrt, den festen Entschluß gefaßt habe, meine Liebe nie wieder an einen Undankbaren zu verschwenden. Ich will mich losreißen von allen individuellen und persönlichen Interessen und nur für das große Ganze soll fortan mein Herz schlagen.“

„Es wäre doch recht gut, liebe Blanca,“ sagte Doralice schüchtern, „wenn es auch für Deine Pflichten als christliche Mutter und Gattin schlüge.“

„Doralice, ich bitte Dich.... rede nicht von Pflicht. Damit machst Du mir das Herz todt und kalt. Ich liebe meinen Dion und deshalb bin ich ihm eine zärtliche Mutter. Ich liebe Amaury nicht mehr, weil er es nicht verdient — und deshalb kann ich keine zärtliche Gattin für ihn sein. Aus Pflichtgefühl zu lieben, ist eine entsetzliche Vorstellung, ist gar keine Liebe mehr.“

„Es ist Liebe nach der Ordnung der Gnade, beste Blanca; ist Liebe, die ihre Wurzel in Gott hat und die

ihre Zweige über Alle ausbreitet, die Gott in naher oder ferner Beziehung zu uns stellt."

„Nun gut! ich wende mein Herz jetzt den ferneren Beziehungen zu — unbeschadet Dion."

„Was meinst Du denn eigentlich?" fragte Doralice gespannt.

„Mein Herz soll fortan nur für die hohen Interessen der Menschheit, für die Wohlfahrt der Völker und für die großen Männer schlagen, welche diese erhabenen Ideen beschützen, verbreiten und repräsentiren — für Mazzini, für Garibaldi, diese Heroen der geistigen Völkerbewegung, und für Alles, was mit ihnen zusammenhängt. Ich bin entschlossen, mich nicht von meinem Unglück zermalmen zu lassen. Ich bin mir selbst und meinem Dion meine Rettung schuldig. Dazu bedarf ich großer Emotionen, die aus erschütternden Ereignissen hervorgehen. Nichts ist heutzutage so erschütternd für ein edles Herz, als Italiens Schmerzensschrei nach Einheit und Freiheit. Ich will mich dahin wenden, wo er am lautesten ertönt und wo zugleich das Leben am angenehmsten ist — nach Neapel. Eure Lagune ist mir zu kalt für den Winter. Aber Neapel soll mir wohl thun, und den Frühling will ich in dem paradiesischen Sorrent zubringen — in Tasso's Heimath. Armer Tasso! er wußte auch, was das ist — ein blutendes Herz. Nun, wie gefällt Dir mein Plan, den ich ganz in der Stille habe reifen lassen."

„Er scheint mir nicht ganz reif zu sein," sagte Doralice traurig. „Es hat immer etwas Beängstigendes, eine Frau von sechsundzwanzig Jahren ganz allein in der Welt herumreisen zu sehen, besonders in unseren unsicheren Zeiten. Mir würde es passender scheinen, Du bliebest in Paris, wo Du Dein Haus hast, oder in Bukarest, der Heimath Deines Sohnes."

„O Gott nein! Bukarest habe ich einen Winter genossen, beste Doralice, und das ist genug für's Leben. Und Paris? — Du weißt, die Mama will mich mit Eulalie in Paris besuchen. Wenn Amaury auch dahin käme, was sehr wahrscheinlich ist! — welch' eine Scene gäbe das! ich müßte sterben vor Verdruß und Beschämung. Nein! ich habe Alles lange und still überlegt: ich gehe diesen Verdrießlichkeiten aus dem Wege und flüchte nach Neapel."

Jede Widerrede war umsonst bei einer Person, die nur nach ihren Launen handelte; das fühlte Doralice und deshalb schwieg sie mit betrübtem Herzen. Doch bat sie Blanca, sich über ihre heimliche Ehe mit Ghioray zu besprechen, weil sie durch Amaury in die zweideutigste Stellung gebracht werden könne. Davon wollte Blanca freilich nichts wissen; — aber die Umstände drängten sie dahin. Sie trat eines Morgens in heftigster Aufregung, schwankend zwischen Zorn und Thränen mit einem offenen Brief in der Hand bei Doralice ein, sank auf ein Sopha und rief, als sie auch Ghioray gewahr wurde:

„Helft mir, ach helft mir von diesem entsetzlichen Menschen! er ruinirt mein Leben, er ruinirt mein und Dions Vermögen — er hat in Homburg 30,000 Francs verspielt!“

„Aber wer denn, wer!“ rief Ghioray und ließ starr vor Schreck den Poker in die Kohlen des Camins fallen.

„Sie fragen wer!“ rief Blanca außer sich. „Wer anders als der Unselige, dessen Frau ich bin. Lassen Sie Sich nur Alles von Doralice erzählen.“

Während diese ihrem Mann das traurige Geheimniß enthüllte, weinte Blanca Ströme von Thränen und jammerte nach Rettung.

„Nun was sagen Sie, lieber guter Franz! was soll . . . was kann ich thun!“ rief sie.

„Die Schulden des Herrn Amaury bezahlen,“ erwiederte Ghioray kalt, „und darauf gefaßt sein, daß sich der Fall sehr oft wiederholen wird; denn das ist klar: dieser Herr Amaury denkt nicht vergebens der Gemahl der reichen Fürstin Zoula zu sein.“

„So reich bin ich aber nicht!“ rief sie. „Ich kann nicht heute 30,000 Francs in den Rachen der Spielhölle werfen und in fünf oder sechs Wochen abermals.“

„Oder auch das Doppelte und Dreifache,“ sagte Ghioray hart. „Ein Spieler ist ein höchst interessanter Mensch — denn er ist unberechenbar.“

„Auch noch Verhöhnung!“ seufzte Blanca tonlos.

„Quäle uns nicht, lieber Franz," sagte Doralice bittend. „Denke Dir aber ein Mittel aus, um diesen Spieler zu bändigen."

„Es gibt keins! denn wollte Blanca seine Schulden nicht bezahlen, so würde er einen solchen Lärm beginnen, daß der Scandal noch größer würde," sagte Ghioray immer in demselben harten Ton.

„Ich werde mich heimlich auf die Flucht begeben, so daß Amaury nicht weiß, was aus mir geworden ist und mich nicht mit seinen Briefen verfolgen kann!" rief Blanca ganz erfreut über dies kindische Auskunftsmittel.

„Ist das aber erlaubt und recht?" fragte Doralice. „Bist Du nicht verpflichtet, Leid und Freude mit Deinem Mann zu theilen?"

„Doralice, ich beschwöre Dich . . . . nenne dies Ungeheuer doch nicht so und sage nicht, daß ich ihm gegenüber zu irgend etwas verpflichtet sei. Ich habe auch Rücksichten zu nehmen auf Dion, auf mich selbst, auf die Familien Zoula und Derthal."

„Das hätten Sie bedenken sollen, ehe Sie diesen sauberen Patron heiratheten," sagte Ghioray scharf.

„Da Niemand sich meiner annimmt und meine eigenen Verwandten mich kränken," entgegnete Blanca beleidigt, „so muß ich nach meinem Ermessen für mich sorgen und meinen Wanderstab weitersetzen. Ich lasse noch heute einpacken und meine Pässe berichtigen."

Doralice versuchte Blanca zurückzuhalten, allein diese erwiederte tragisch:

„Das Unglück ist nirgends willkommen! Henry hat mir sogar seine Reisebegleitung abgeschlagen und Dein Mann ist so unliebenswürdig für mich, wie ich es nimmermehr von einem Magyaren erwartet hätte. Du bist freilich ein seelengutes Geschöpf . . . . aber es ist besser, wenn ich fortgehe. Die Lagunenluft und die eigenthümliche venetianische Stille stimmen meine Nerven furchtbar herab.“

Ghioray sagte kein Wort, um Blanca's Entschluß umzustimmen, fragte auch nicht, wohin sie zu reisen denke; aber nachdem sie das Zimmer verlassen hatte, hörte er auf das Caminfeuer zu bearbeiten und rief höchst unmuthig:

„Doralice, Deine Schwester nimmt ganz und gar die Allüren einer Abentheurerin an und ich sehe sie lieber heute als morgen abreisen.“

„Sie fühlt es schmerzlich, lieber Franz,“ entgegnete Doralice sanft.

„Kann man sich etwas Tolleres als diese heimliche Ehe vorstellen! Wie sie mit dem Patron fertig werden mag — darauf bin ich gespannt! Und welch' ein Unsinn, sich vor seinen Briefen auf die Flucht zu begeben! War sie denn immer so einfältig?“

„Ich dächte nicht!“ entgegnete Doralice. „Aber Menschen, die keine andere Richtschnur als ihre Leiden-

schaften kennen, verdummen mit der Zeit mehr und mehr, weil sie durch verkehrte Auffassung und falsche Schlüsse die Fähigkeit des gesunden Urtheils in sich abstumpfen."

Als Doralice ihrem Mann erzählte, daß und weshalb Blanca nach Neapel wolle, lachte er laut und rief:

„Machtest Du sie nicht auf den tollen Widerspruch aufmerksam, der in ihren Worten liegt, daß in Neapel der lauteste Schmerzensschrei ertöne und dennoch das Leben dort am angenehmsten sei?"

„Wozu?" sagte Doralice traurig. „Sie steht in ihrer kleinen Weise ganz auf der Höhe der Zeit. Es ist ihr vollkommen einerlei, ob sie sich widerspricht oder nicht .... wenn sie nur ihren Willen durchsetzt. Und sie will sich unterhalten."

„In großen Emotionen will sie leben!" rief Ghioray.

„Ja!" sagte Doralice; „der Tumult und die Aufregung einer Revolution, der sie vom Balcon aus zuschauen würde, wäre ihr ein willkommenes Schauspiel. Prinzipien hat sie nicht, von der Beleidigung des Rechts, von der Würde einer loyalen Gesinnung hat sie keine Ahnung, um was es sich in letzter Instanz handelt, weiß sie nicht. Sie sieht und hört eine berauschte Menge; sie läßt sich berauschen. So machten es die vornehmen Römerinnen in den letzten Zeiten des alten

Roms; — nur sahen sie statt dem Revolutionsschauspiel den Gladiatorenkämpfen zu. Beide Erscheinungen haben einen und denselben Grund: sie entspringen aus dem furchtbaren Marasmus der Seelen, welchen eine materialistische, vom Rausch irdischer Freuden entnervte Welt erzeugt."

„Nun, wir wollen uns nicht weiter um die gute Blanca quälen," sagte Ghioray. „Mit ihrem colossalen Egoismus wird sie sich das Leben überall leicht zu machen wissen und vielleicht noch recht glücklich werden."

„Glücklich!" rief Doralice und schüttelte sanft verneinend ihr schönes Haupt.

Sie saß ihrem Mann gegenüber am Camin. Ihre Hände ruhten mit einer Seidenstickerei in ihrem Schoß und unter ihren tiefgesenkten Augenliedern blickte sie sinnend in die spielenden Flammen. Ihre langen, dunkeln, aufwärts gebogenen Wimpern warfen einen eigenthümlichen Schatten von Schwermuth auf ihre lieblichen und edlen Züge. Ghioray betrachtete sie eine Weile, dann fragte er:

„Bist Du glücklich?"

Sie schlug die Augen so groß und klar zu ihm auf, als wolle sie ihn in ihr Herz schauen lassen und sagte:

„Ich bin sehr glücklich."

„Sieh! ich habe ein solches Vertrauen zu Dir, daß ich Dir glaube!" rief Ghioray; „aber Du siehst traurig aus, Doralice — friedlich traurig, wie jene wunder-

barschöne Statue der Nacht, die Michel Angelo auf das Grabmal jenes Mediceers in Florenz gesetzt hat."

„Seltsam!" erwiederte Doralice. „Du weißt, daß diese Statue immer außerordentlich bewundert wurde, und daß einst Jemand seine Bewunderung ausdrückte, indem er auf ihren Sockel ein Paar Zeilen des Inhalts schrieb: Sie ist nicht von Marmor, sie lebt und schläft! rühre sie an, so wird sie erwachen und mit dir reden! — Da schrieb Michel Angelo im Namen der Nacht folgende Antwort unter jene Zeilen:

Grato m'è il sonno, e più l'esser di sasso!
Mentre il danno e la vergogna dura
Non veder, non sentir m'è gran ventura,
Però non mi destar e parla basso [1]).

„Er lebte in einer wilden, zerrissenen Zeit und seine geliebte Vaterstadt Florenz sah mannichfaches Unheil und schwere Tage voll Krieg und Unfrieden, voll Parteiung und Factionen. Seinen tiefen Schmerz darüber legte er der Nacht in den Mund und — wie das zuweilen geht! mir kommen seit längerer Zeit diese Verse nicht aus dem Sinne! Ich möchte die Nacht beneiden um ihr

1) Von einer gewandteren Feder, als die meine ist, wurde folgende Uebersetzung gemacht:

Mir frommt der Schlaf — mehr noch, daß Stein ich heiße!
Ich kann, da Unheil rings und Schande walten,
Nicht sehn, nicht hören, für ein Glück nur halten.
Drum wecke mich nicht auf und rede leise.

Marmordasein — denn die schwarze Flut der menschlichen Bosheit steigt und steigt."

„Da bin ich glücklicher als Du! ich sehe eine neue Aera von Völkerfreiheit und Wohlfahrt heraufziehen, die, wie der Frühling, nicht ohne Stürme eintreten kann! — Wenn Du das aber nicht siehst — wo bleibt dann Dein Glaube?"

„O ich sehe sie! o ich sehe immense lichte Horizonte! o ich weiß mit zweifelloser Gewißheit, daß Ostertag auf die Woche des bittern Leidens folgt!" rief Doralice und in ihr herrliches Auge trat jene himmlische Zuversicht, welche immer wie ein innerer Stern in ihr aufstrahlte, wenn sie von den göttlichen Glanbenswahrheiten sprach. — Aber wir sind in der Passionszeit, lieber Franz! Judas hat den Heiland verrathen und verkauft und ihn seinen Feinden überliefert; Herodes verhöhnt ihn; Pilatus wäscht seine Hände in Unschuld über ihn; . . . . das sehen wir vor unseren Augen und wir sollten keinen Schmerz fühlen? — Die Kirche lebt das Leben ihres göttlichen Stifters: das ist auch eine der Beglaubigungen ihrer Göttlichkeit! wenn sie gekreuzigt wird, ist ihr die glorreiche Auferstehung am nächsten. Doch welchem Kinde treten nicht Thränen in's Auge und Aengste in's Herz, wenn es die heilig geliebte Mutter gefoltert und geschmäht sieht? Nun, unvergleichlich mehr als man die beste irdische Mutter lieben könnte — ja, um so viel mehr, als das übernatürliche

Leben einen höheren Werth hat, als das natürliche: so liebe ich meine Kirche, und da ihr das Kreuz gezimmert wird, so ist auch mein Herz kreuzesschwer! Aber auch ihr sichtbares Oberhaupt, den heiligen Vater, an dessen Person Verrath und Missethat jetzt geübt wird — liebe ich so. Wenn ich an ihn denke, ist mir zu Muth, als müsse ich mich an der Abnahme vom Kreuz betheiligen. Sieh .... darum bin ich — ich will nicht sagen traurig, aber leidenvoll."

„Aber, bestes Kind, wie kann man sich nur in eine so tragische Ansicht der Dinge einspinnen. Der gute Papst ist keine europäische Großmacht: darum leidet er Vergewaltigung — wie das schon tausend Mal in der Welt geschehen ist. Die Schwachen werden immer von den Starken unterdrückt. Er benimmt sich ungemein edel und würdevoll — das muß ihm auch sein Feind lassen! sein moralischer Muth ist bewundernswürdig... allein er ist der Strömung der Zeit im Wege und deshalb sollte er ihr freiwillig Platz machen und einfach das bleiben, was der Papst sein soll — das geistige Oberhaupt der katholischen Kirche."

„Und als solches sich vergeistigen, d. h. verschwinden, nicht wahr? oder von gekrönten Todfeinden der katholischen Kirche besoldet werden — bis es ihnen einfiele, ihn verhungern zu lassen, wenn er kein Spielball in ihren Händen sein will!" rief Doralice. „Wie stände es aber dann um das Oberhaupt der Kirche,

das doch unabhängig auf geistigem Gebiet sein soll? Nein, lieber Franz, was aus den Patriarchen zu Constantinopel unter der Vormundschaft der byzantinischen Kaiser geworden ist, in welchen Abgrund sie die griechische Kirche gestürzt, welche Häresien, welche Schisma sie aus Rücksicht für die Kaiser, deren Creatur sie waren, begünstigt haben — das erzählt die Geschichte, von der freilich die Ignoranz der modernen Weltweisen und Weltverbesserer nichts wissen mag. Der Wiederholung einer solchen Schmach beugt die weltliche Souveränität des heiligen Vaters vor, die ihn jedem Souverän ebenbürtig macht und unabhängig gegenüber stellt."

„Jede Tugend kann übertrieben und die Characterfestigkeit zum Eigensinn werden," sagte Ghioray. „Das Rad der Zeitläufte vermag kein Papst aufzuhalten. Weicht er nicht aus, so zermalmt es ihn."

„Wenn Gott es nicht wendet, kann das wohl geschehen, denn die Flut der Bosheit ist eben im Steigen! Die Lüge ist so mächtig geworden, so angeschwellt von allen Miasmen feiger Niederträchtigkeit und markloser Selbstsucht, die in der Welt brodeln, daß sie auf Erden die Herrschaft begehrt und daß dies Begehren mit wüthendem Applaus von allen Denen begleitet wird, die von dem Lügengeist angesteckt sind. Gegen diese Herrschaft der Lüge hat die ewige Wahrheit ihr Bollwerk in der katholischen Kirche; darum soll diese

mit allen ihren Institutionen, deren Besiegelung und Schlußstein das Papstthum ist, vertilgt werden. Seit den Tagen des Arius hat die Kirche keinen so wüthenden und allseitigen Angriff auszustehen gehabt."

„Und wie war es damals?" fragte Ghioray.

„Damals, im vierten Jahrhundert, hatte sie in der blutigen Arena und in den Catacomben das Heidenthum besiegt und die Welt für Christus gewonnen. Da verbanden sich alle Widersacher Christi gegen sie: entartetete Kinder ihres eigenen Schoßes, Irrlehrer, Schwachgläubige, Irdischgesinnte, mit Juden, Heiden, Griechen — und führten während zwei Drittheilen des Jahrhunderts einen so heftigen, giftigen, allgemeinen Kampf, und mit so viel Heuchelei und listiger Verschlagenheit gegen sie, daß es den Anschein hatte, als müsse die Welt aufhören christlich zu sein und statt desten arianisch werden. Es gab damals nur einen einzigen mächtigen Herrscher: das war der römische Kaiser. Er beherrschte Europa und einen Theil von Asien und Afrika. Und dieser Kaiser, ein Constantius, ein Valens, war arianisch. Bischöfe, Priester, Mönche, Einsiedler wurden arianisch. Nonnen und vornehme Frauen wurden arianisch. Länder und Völker und ganze Natipnen wurden arianisch." . . . —

„Aber welchen Zauber übte der Arianismus!" rief Ghioray. „Und wodurch?"

„Dadurch, daß er den Rationalismus, der immer dem Materialismus den Weg bereitet, in die christliche Glaubenslehre brachte und die Dogmen erschütterte. Damit wurde auch die Moral und die Sittlichkeit erschüttert und das war denn für viele, viele Menschen, welche lieber für ihre Leidenschaften, als gegen sie streiten wollten, sehr willkommen. Ehrgeiz, Herrschsucht, Sinnlichkeit, Hochmuth, fanden ihren Boden. Die Kurzsichtigen, die Lauen, ließen sich leicht bethören! wer nicht fest und kräftig glaubt, und bei der unwandelbaren Offenbarung bleibt, der glaubt allerhand, heute dies, morgen das. Viele Andere wurden mit falschen Vorspiegelungen und mit zweizüngigen Redensarten — noch Andere durch das Beispiel von Oben verwirrt gemacht und verlockt. Viele endlich wurden in den Arianismus hinein gemartert und geängstigt, denn verfolgungswüthig, wie der Lügengeist ist, wollte er die katholische Kirche nicht auf Erden dulden. Der Kaiser aber, der sich zum geistlichen Oberhaupt des Arianismus machte, lieh ihm zugleich seinen mit Feuer und Schwert bewaffneten weltlichen Arm und ließ Blutströme fließen und Gräuel begehen, die mit den Christenverfolgungen der heidnischen Imperatoren wetteiferten.“

„Und wie war das Ende des Kampfes?“

„Geläutert durch diese Prüfungen, gestärkt im Glauben, gekräftigt im Bewußtsein ihrer göttlichen Mission, gereinigt durch das Ausscheiden böser Ele-

mente, vertheidigt und geistig beschirmt durch die erhabensten Männer, welche die Weltgeschichte aufzuweisen hat, durch große heilige katholische Bischöfe — ging die Kirche aus der schweren Heimsuchung hervor, die ihr um so bitterer war, als ihre eigenen ungerathenen Kinder das Unwetter herauf beschworen und Juden und Heiden zwischen sich aufgenommen hatten. Im Orient blieb ein giftiger Same zurück, der Früchte des Todes erzeugte und fort und fort häretisches und schismatisches Unkraut trieb, aus dem sich nach und nach ein kläglich zerrissenes Sectenwesen und die Trennung der griechischen Kirche von der katholischen entwickelte. Diese Schwächung des Glaubens und des kirchlichen Lebens aus Mangel an einem versammelnden Mittelpunkt, der das Haupt aller Glieder und die Seele im Körper ist — führte im Morgenland eine solche Auflösung des Christenthums herbei, daß es dem Islam keinen Widerstand zu leisten vermochte. Die schönen, gesegneten, ungeheuer großen Länderstrecken im Osten und Süden des mittelländischen Meeres sahen das Kreuz verschwinden und den Halbmond aufgehen. Aber mit dem Kreuz ging auch ihre Blüthenzeit unter und sie sind Wüsten und Ruinen bis zu dieser Stunde."

„Das ist aber wirklich interessant zu wissen!" rief Ghioray. „Man kennt den Einfluß des Christenthums so gut wie gar nicht und deshalb würdigt man ihn nicht.

Ich muß mich auf dies Studium verlegen! — Aber wie ging es in Europa?"

„Ganz anders! — Durch eine der wunderbaren Fügungen, bei denen es oftmals erst nach Jahrhunderten klar wird, daß sie in den Plan Gottes gehörten, hatten schon die letzten heidnisch-römischen Kaiser ihre Residenz nicht mehr in Rom, sondern in Nicomedien und Mailand gehalten. Zur christlichen Zeit kam auch noch Constantinopel, Trier und Ravenna dazu. Aus Rom verschwand der Thron der Imperatoren, um dem Stuhl des heiligen Petrus Platz zu machen. Ein unerhörtes Glück! denn dadurch war dieser Stuhl der Hofluft und allen Gefahren entrückt, welche der bedenkliche und wetterwendische Einfluß eines Imperators, sowohl dann, wenn er Huld und Schutz erweist, als wenn er droht und verfolgt — dem Inhaber jenes Stuhls bereiten könnte. Der Papst stand in Rom dem kaiserlichen Terrorismus und den kaiserlichen Schmeicheleien ferner und freier gegenüber, als das in einer kaiserlichen Residenz möglich gewesen wäre, wo man jede mißliebige Bewegung und Aeußerung auf der Stelle unterdrückt hätte; und so konnte Rom der Mittelpunkt der ungetrübten katholischen Glaubenslehre und dadurch der Ruhepfeiler der gesammten katholischen Kirche sein. Alle Bischöfe und Priester, die der Arianismus im Schutz von Scepter und Krone vertrieb, verbannte, mißhandelte, weil sie dem katholischen Dogma treu blieben,

standen in Gemeinschaft mit Rom, hielten sich zu Rom, flohen nach Rom oder wendeten sich schriftlich dahin. Rom war der Heerd, auf dem alles Feuer, das für die göttliche Offenbarung entbrannte, sich ansammelte und zu einer großen Flamme aufschlug, deren Licht und Glut Europa oder — wie man damals sagte — das Abendland erleuchtete und erwärmte. Rom entsendete seine Glaubensboten, seine Apostel, Martyrer und Heilige, seine Priester und Mönche, in die Barbarenwelt der germanischen Völker, welche damals das Abendland überfluteten und fast alle arianisch waren. Vandalen, Ost- und Westgothen, Longobarden, und wie sie heißen mögen! gründeten rings um Rom herum große Reiche und folgten der Irrlehre. Doch das Evangelium, das Rom ihnen unermüdlich verkünden ließ, überwand sie endlich nach zweihundert Jahren und rettete Europa vor dem Verfall, der über Asien und Afrika einbrach. Zwei fromme katholische Königinnen legten endlich die letzte Hand an die Bekehrung der Westgothen und der Longobarden, indem ihr milder Einfluß und ihr heiliges Beispiel erst die Könige und nach und nach die Völker für den wahren Glauben gewann. Aber erst das Ende des sechsten Jahrhunderts sah im Abendland das Erlöschen dieser furchtbaren Häresie, die dreihundert Jahre hindurch die christliche Welt zerrüttet hatte, und unter diesen Stürmen war, wie Du vorhin sagtest, der Frühling gekommen und die wundervolle

Aera angebrochen, in welcher die Kirche ihre glorreiche Mission, die Civilisation der Menschheit, glorreich in's Werk setzte. Und wenn sich der moderne Arianismus, d. h. das Anti-Christenthum, unter dem eisernen Scepter des bonapartistischen Dictators oder unter der Brandfackel der socialistischen Republik mit all seinem Schlamm dereinst über Europa gewälzt und den Zustand wilder Horden, das brutalste Faustrecht Aller gegen Alle, herbeigeführt haben sollte — dann wollen wir sehen, lieber Franz, wir oder unsere Nachkommen, ob diese im Schlamm der Barbarei begrabene Welt im Stande sein wird, sich, ohne Rom, aus ihrer Versumpfung zu erheben — und ob nicht vielmehr von Rom das Licht wieder ausgehen werde, das dieser Wildniß einen neuen Tag bringt. Und das, lieber Franz, ist die „neue Aera," auf die ich hoffe."

„Muß sich denn aber durchaus ein vernichtender Schlammerguß aus irgend einem unterirdischen Krater über die Civilisation dahinwälzen?" fragte Ghioray sinnend.

„Siehst Du ihn nicht?" fragte Doralice. „Siehst Du nicht, wie ihm im öffentlichen Leben alle Schleußen so bereitwillig geöffnet werden. Siehst Du nicht, wie die abgefeimte Heuchelei mit honigsüßen Phrasen und der rohe Egoismus mit brutaler Frechheit einander die Hand reichen, um Alles, was hienieden Recht und Gerechtigkeit heißt, unter die Füße zu treten? Siehst Du

nicht, wie jene durch Lug, Arglist und Bestechung die Gewissen bearbeitet und sie morsch macht, und wie dieser sie dann zu seinen feilen Sklaven macht, indem er ihren niedrigen Gelüsten ihre Beute verheißt! Siehst Du nicht, wie stumpf zum Verständniß der Wahrheit, wie lau zur Bekämpfung der Bosheit, wie matt, wo es sich handelt um moralische Entschiedenheit, die Wort- und Chorführer derjenigen öffentlichen Meinung, welche die Presse fast durchgängig beherrscht, sich aussprechen! Du fragst, ob der Schlammerguß kommen müsse? ich antworte Dir: er ist da! — Soll ich Dir zehn Zeilen aus einer ministeriellen Zeitung vorlesen, in welcher eine moralische Impotenz sich kund gibt, wie die Geschichte sie nur in Zeiten des tiefsten Verfalls aufzuweisen hat?"

„Machst Du dergleichen Excerpte?" fragte er.

„Ja, für Dich!" sagte Doralice, stand auf, suchte zwischen den Papieren auf ihrem Schreibtisch ein Blatt hervor und las: „Wir haben vor einiger Zeit hervor„gehoben, daß die Ereignisse, welche sich gegenwärtig „in Italien vollziehen, von dem Gesichtspunkte der „politischen Doctrin aus keine zutreffende Würdigung er„fahren könnten. Weder durch das Medium liberaler, „noch durch das Medium reactionärer Sympathien ge„sehen, können dieselben in ihrem wahren Licht erschei„nen. Wir haben daran erinnert, daß den Prinzipien „des Völkerrechts eine Geltung zukomme, welche über

„den Complicationen und den Antrieben des Tages „stehe, und daß der für den deutschen Beobachter un„verrückbare Standpunkt der Beurtheilung der italieni„schen Verhältnisse der — des eigenen nationalen In„teresses sein und bleiben müsse.“ Nun, was sagst Du? muß hinter einem so totalen Mangel an Rechtssinn nicht ein wahres Meer von moralischem Morast sich ausbreiten? Wenn das, was jetzt in Italien vorgeht, auf „gültigen Prinzipien des Völkerrechts“ beruhen soll — während es in Wirklichkeit auf „den Complicationen und den Antrieben des Tages“ sich stützt; wenn es keinen objectiven, auf ewigen sittlichen Gesetzen beruhenden Standpunkt geben soll, um Recht und Unrecht zu würdigen — wenn das nationale Interesse, und was für eins! ein Gewinnchen hier, ein Schacher dort, genügen soll, um Schwarz für Weiß gelten zu lassen, wenn diese unerhört gemeine Gesinnung, von der Regierung einer Großmacht ausgehend, das öffentliche Leben beherrschen und die Verhältnisse der Staaten und der Nationen zu einander regeln soll: dann sind gewiß alle Dämme durchbrochen und nichts schützt uns gegen die furchtbarste aller Barbareien, gegen die corrumpirte Civilisation und ihren Schlammerguß, als der heilige heroische Greis in Rom, der eine andere Sprache führt, sich nicht zum Mitschuldigen einer Lügen- und Faustrechtspolitik macht, sondern sie brandmarkt, und der

Welt zeigt, was das vergessene Ding — Seelengröße, denn eigentlich sei."

„Dafür wird er das Opfer jener Politik!" sagte Ghioray.

„Ja, wie Christus das Opfer der Pharisäer und der Kriegsknechte wurde — nämlich dem Leibe nach. Geistiger Weise triumphirt er . . . . wie alle Martyrer! es gibt glorwürdige Niederlagen und niederträchtige Siege!"

Sie warf das Blatt in die Flammen.

„Wie hießen jene beiden Königinnen, die den Arianismus besiegten?" fragte Ghioray.

„Ingunde brachte den Westgothen in Spanien den katholischen Glauben zurück und Theodolinde den Longobarden, hier in Oberitalien."

„Und Du bist aus ihrem Stamm, nicht wahr?" sagte er lächelnd.

„O daß ich's wäre!" rief sie.

„Doralice!" sagte Ghioray ernst, „wähne nicht, daß ich jemals aus Liebe zu Dir katholisch werden könnte. Nie wird das geschehen."

„Und nie würde ich wünschen, daß es geschehen möge, lieber Franz! Die göttliche Wahrheit ist so schön und so herrlich, daß sie um ihrer selbst willen geliebt zu werden verdient — und den Gegenstand, den man nicht um seiner selbst willen liebt, den liebt man überhaupt nicht, sagt der heilige Augustinus," entgegnete sie.

Dies war die erste Aeußerung, die Ghioray jemals in Beziehung einer religiösen Frage auf seine Person gemacht hatte. Doralice begrüßte sie in tiefster Stille mit unsäglicher Freude, als das Erwachen einer Seele aus langem Winterschlaf. Aber sie setzte das Gespräch nicht fort, sondern ging zu Blanca, die bereits ihren Kammerfrauen Befehle zum Einpacken ertheilte.

„Also Du gehst wirklich fort?" sagte sie.

„Ja!" rief Blanca ganz munter. „Du glaubst nicht, wie wohl mir ist, wie leicht ich mich fühle.... seitdem ich diesen Entschluß gefaßt habe! Die Veränderung erfrischt mich schon in der Vorstellung — wie viel mehr in der Wirklichkeit. Ich gehe zuerst nach Mailand, dann nach Genua. Bis dahin habe ich die Eisenbahn und von dort gehe ich mit dem Dampfschiff nach Neapel. O Gott, da werde ich all meine Leiden vergessen! — Aber kannst Du mir nicht sagen, wo Garibaldi sich aufhält? ich lese keine Zeitungen und ich muß durchaus den Heros des Jahrhunderts kennen lernen."

„Welch ein Jahrhundert, das einen solchen Heros anerkennt!" rief Doralice.

„Du weißt, daß ich mich durchaus nicht um Politik bekümmere," sagte Blanca; „sie ist ein Nothbehelf für Frauen, denen die Jugend entschwunden ist, um noch in der Gesellschaft etwas zu gelten — und ich

will wahrhaftig nicht meine dereinstigen traurigen vierzig Jahre anticipiren. Deshalb betrachte ich auch gar nicht Garibaldi's politische Meinungen, sondern nur seine Handlungen. Diese liegen außerhalb des Gebiets der Politik." . . . —

„Da hast Du ein wahres Wort gesprochen!" rief Doralice; „sie liegen auf dem Gebiet der wilden Horden."

„Aber es sind doch Thaten, liebste Doralice, kriegerische Thaten." . . . —

„Auf einem Felde, welches zuvor zum Verrath erkauft und zur Revolution untergraben war — ja!"

„Doch davon kommt nichts zum Vorschein! man sieht nur großartige, heldenhafte Erfolge — und genug! ich muß den Befreier und Wiederhersteller des einigen Italiens kennen lernen. Ich bin es meinem Dion schuldig! — ich habe erkannt, daß es auf der Welt etwas Größeres und Ehrenhafteres gibt, als die Kunst — und das sind kriegerische Großthaten für Befreiung seufzender Nationen. Mit diesen sollen sich seine jungen Augen vertraut machen. Wer weiß, wozu er dereinst in seinem Vaterlande berufen ist! — Wer weiß, ob ich nicht bestimmt bin, eine zweite Mutter der Gracchen zu werden! . . .

„Und Amaury?" fragte Doralice ernst.

„O wecke mich nicht grausam aus meinen Träumen," rief Blanca mit ihrem tragischen Ton.

„Da Du selbst einsiehst, daß es nur Träume sind, können sie ja keinen Werth für Dich haben," sagte Doralice. „Uebrigens haben wir nicht das Leben erhalten, um es zu verträumen."

„Dion steht mir näher als Amaury," sagte Blanca entschieden; und so trat sie denn wirklich in Dions Namen ihre Reise an. —

Monate waren seitdem verflossen und der Winter vorüber. Immer schwüler wurde die Atmosphäre des öffentlichen Lebens, immer trüber der politische Horizont, immer unsicherer alle Beziehungen, weil der Treubruch plötzlich die Basis abgeben sollte, auf der sich das moderne Leben zu entfalten und zu bewegen habe, und weil dem alten Völkerrecht der neue Popanz der Volkssouveränität untergeschoben wurde. Die große Masse begriff das gar nicht. Man saß ja in allem Comfort und in allem Luxus mitten drin. Die Männer hatten ihr Actien, die Frauen ihre Crinoline, die schöne Welt ihre Bälle, Oper und Soupers, die unteren Stände ihre Wein-, Bier- und Branntweinschenken, die Intelligenz ihre Reden in den Kammern und ihre Presse, der Fortschritt seine Eisenbahnen, die Politik ihr Nichtinterventionsprinzip: war denn das nicht Bürgschaft des Friedens und höchster Culturblüte? war denn das nicht das Höchste und Nothwendigste, was der Mensch erstreben kann? Die große Masse ist für ewige Zeiten schon im ersten Buch Moses characterisirt, wo

es heißt: „Sie aßen und tranken, bis Noë in die Arche ging.“ Doralice aber, die es begriff, daß der Menschheit zugemuthet werde, in der Stickluft der Schmach ein neues Lebenselement zu finden, und der keine großartige, öffentliche Kundgebung zu Gebot stand, um dagegen Protest einzulegen, sammelte sich in ihrem Kreise, in ihrer Welt, in ihrem Innern, um desto eifriger in ihrem Beruf zu sein und desto vollkommener ihr Tagewerk zu üben und desto bereitwilliger Gott die Ehre zu geben, welche die Götzen des Tages für sich in Anspruch nahmen.

So lebte sie — äußerlich von Glanz umgeben, innerlich mit einem so abgetödteten Herzen, wie die Ordensfrau in der Zelle, wie der Missionär auf seinen Wüstenwanderungen; denn auch sie hatte ihr tägliches Opfer zu bringen und ihre Mission zu erfüllen. Sie hatte früher mit besonderer Innigkeit für Conrad gebetet; aber sie that auch das nicht mehr. Nein! sprach sie zu sich selbst — Seele ist Seele! ich will keine Vorliebe haben; ich will für die beten, durch deren Bekehrung Gott am meisten verherrlicht wird — sei es Franz, sei es Conrad, sei es irgend eine unbekannte Seele, von der ich erst in der Ewigkeit Kunde erhalten werde! das Menschenherz ist betrügerisch . . . . um seiner Neigung zu folgen, verkriecht es sich hinter allerhand Masken — und trägt dazu bei, die grausige Weltmaskerade zu vergrö-

ßern. Nein, mein Gott! . . . ich will nichts suchen, als deine Verherrlichung! —

Die heilige Therese hat gesagt, wenn Frauen es dahin brächten, vollkommen aufrichtig zu sein, so wären sie der größten Dinge fähig; aber sie brächten es selten dahin. Doralice strebte nach dieser kristalklaren Aufrichtigkeit, in der sich nichts spiegelt, als der Wille Gottes. Große Dinge zu thun, lag nicht in ihrer Bestimmung; sie wären ihr wahrscheinlich nicht schwer geworden. Gerade in ihren ganz gewöhnlichen Verhältnissen, die — wie so leicht die Alltäglichkeit! — etwas Ermüdendes und Entnervendes haben, sollte sie sich heiligen. Sie lebte für ihren Mann, für die drei Kinder, die Gott ihr an's Herz gelegt hatte, für alle Verpflichtungen, die ihr Stand, ihre Verhältnisse, ihre Stellung zur großen und vornehmen Welt sowohl, wie zur geringen und armen Welt mit sich brachte — und das Alles mit einer so heiteren einfachen Ruhe, so gleichmäßig liebenswürdig in ihrem Hause, in den goldenen Sälen der eleganten Gesellschaft und in den Dachkammern des Elends, daß nothwendiger Weise der Born, aus dem sich dieser Friede und diese Herzensstille nährten, ein übernatürlicher sein mußte; denn mit einer glücklich begabten, schönen Natur bringt man es nicht so weit. Bei der treten in der Harmonie, wenn keine Mißtöne, doch Pausen ein.

Lord Henry schrieb nach seiner Art äußerst selten

und äußerst kurz — so gewiß im Telegrammstyl; denn er war nun einmal keine Schreiberseele — wie er zu sagen pflegte. Fragen nach seinen Kindern, scharfe Aeußerungen über Englands italienische Politik des Hasses und der Cotton- und Schwefelfrage, wie er sie bezeichnete, heftiger Unmuth über Conrad's Unentschlossenheit, füllten seine Briefe an. „War bei dem heiligen Vater, „sogar zweimal," schrieb er von Conrad, „hat Alles „kennen gelernt, Menschen und Dinge, wodurch ein ver„nunftbegabtes Individuum dahin gebracht wird, das „Facit unter seine Rechnungen zu setzen — und thut es „nicht! Geht herum wie ein Nachtwandler, versichert, er „wolle glauben, ja, er glaube — nur noch nicht voll„kommen genug . . . . und kommt nicht vom Fleck. „Doralice, Sie sind eine schlechte Beterin!" —

Als Doralice ihrem Mann diesen Brief vorlas, rief er fast beleidigt:

„Wahrhaftig eine tolle Idee von Lord Henry, Dich verantwortlich zu machen für Conrads Mangel an Ueberzeugung oder an Entschlossenheit. Du bist keine schlechte Beterin."

„Wir sind das, was wir vor Gott sind, spricht der heilige Franz von Assisi;" entgegnete Doralice. „Was wir aber vor dem allwissenden Gott sind . . . . ach! das wissen wir nicht! und Henry beurtheilt mich wahrscheinlich viel richtiger als Du."

„Glaubst Du denn wirklich, daß Du irgend einen

Menschen in die katholische Kirche hinein beten könntest?" fragte er staunend.

„Ich glaube an die Verheißung Christi, daß wir Erhörung finden, wenn wir in seinem Namen beten — ja gewiß! In seinem Namen, d. h. so demüthig, so ergeben, so beharrlich, so opferbereit wie er; so mit ihm vereinigt, wie er es mit seinem himmlischen Vater war. Gott ist immer bereit, seine Gnade zu spenden; aber er will, daß sie erbeten werden soll."

„Betest Du denn auch für mich?" fragte Ghioray.

„Wenn ich das nicht thäte, wär' ich eine sehr schlechte Frau!" rief sie lachend.

„Warum hast Du mir das nie gesagt?"

Ich meine, lieber Franz, das verstehe sich von selbst. Uebrigens gibt es aber auch im inneren Leben, nämlich im Verkehr unserer Seele mit Gott, eine Menge Dinge, von denen man nicht eben spricht."

Diese zarte und kluge Zurückhaltung, die nie mit himmlischen Dingen belästigte, nie sie aufdrängte — und doch gepaart mit felsenfester Ueberzeugung war, gefiel Ghioray ungemein. Aber man muß freilich auch sagen, daß Doralice ihm mehr und mehr gefiel. Er erkannte in ihr einen zuverlässigen Character, weil sie Prinzipien hatte. Daß diese aus dem Glauben entsprangen und folglich an dessen Unwandelbarkeit Theil nahmen, war ihm freilich nicht klar, aber er hatte eine Zuversicht, ein Vertrauen zu ihr, wie er nie gedacht, daß man es zu

einer Frau haben könne. Andere hatten ihn beherrscht und ihn willenlos gemacht; Doralice theilte ihm etwas von ihrer edlen Willenskraft mit. Es gibt keinen Menschen auf Erden, der, wenn er einen guten Einfluß anerkennt und sich ihm hingibt, diesen Einfluß nicht nach und nach lieben und sich nach ihm bilden werde, wenn auch unter heftigen Schaukelbewegungen und starken Schwankungen.

Lord Henry kam nicht im Frühling nach Venedig. Er schrieb an Ghioray, um ihn zu bitten, seine Kinder mit nach Ungarn auf's Land zu nehmen; er mache eine Geschäftsreise nach Paris und England, und werde im Lauf des Sommers wahrscheinlich auch nach Ungarn kommen. Conrad stehe wie eine Salzsäule auf demselben Fleck; er gebe ihn auf. Wo nicht so viel Energie vorhanden sei, um das Geringste wie das Größte über den Haufen zu werfen, wenn es sich um das zu eigen machen göttlicher Wahrheit handle — wo man beständig in einer Art von geistigem Erdbeben verharre, das die Masse von Trümmern fort und fort vermehre, anstatt kühn über sie hinweg und auf festen Boden zu springen; wo man den ungeheuern Ernst der Zeit, die jedem Einzelnen auf seinem Wege die Wahl zwischen Recht und Revolution vorlege, so wenig erkenne, um nicht mit der Ur-Revolution, Abfall vom Glauben, zu brechen: — was sei da zu erwarten! Conrad habe in der ersten

Zeit einen energischen Anlauf genommen, aber leider! den Moment des Ueberspringens verpaßt.

Aber Doralice verzagte nicht so leicht. In der geheimnißvollen Werkstatt der Seele, wo die Gnade thätig ist, muß sie oft Jahre um Jahre arbeiten, bis die Form fertig ist, in welche sich das durch tausend und aber tausend innere Erlebnisse inzwischen geläuterte und zerschmelzende Metall des Willens gießen läßt. Je ungeduldiger Lord Henry war, desto geduldiger wurde sie, desto mehr betete sie, desto inniger brachte sie ihr ganzes Herz zum Opfer dar, desto fester vertraute sie der göttlichen Liebe, die alle Seelen gerettet wissen will. Lord Henry's Kinder zu behalten, war ihr in jeder Beziehung eine unsägliche Freude! wer konnte ihnen die Mutter treuer ersetzen, als sie! Ueberdas brauchte sie jetzt einen Erzieher für Edwin. Das glaubenstreue und daher priesterreiche Tyrol gab ihr einen Hausgeistlichen, wie sie ihn nöthig hatte. Ghioray war gern bereit, im Schloß ein passendes Gemach zur Kapelle umzugestalten und mit Wonne kehrte Doralice jetzt nach Ungarn zurück, denn unter ihrem Dach wurden fortan die heiligsten Geheimnisse gefeiert und sie war die Glückliche, die durch eine gnadenreiche Wendung der Verhältnisse dem verborgenen Gott diesen Altar eroberte und die sein Zelt im Hause ihres Gemahls aufschlug. Vor allem Trug, allen Unthaten, allen Freveln, die sich weiter und weiter in Schlangenwindungen um die Welt

ringelten, und sie theils vergifteten, theils paralysirten, floh Doralice zu ihrem Altar, und je finsterer da draußen, um desto lichter wurde es um den Tabernakel und in ihrem Herzen. Und wollten einmal Aengste um Irdisches, Sorge um Seelen, Grauen vor der entfesselten Macht des Satans, auch ihre Zuversicht wankend machen: so schaute sie auf jene kleine Gnadenstätte hin, die in geheimnißvoller Weise der Thron der göttlichen Liebe ist und sprach: „Das ist der Sieg, der die Welt überwindet — unser Glaube.“

Conrad.

„Nun, lieber Franz, jetzt ist es entschieden: das Schweizerhäuschen steht Dir zu Diensten, denn die Mägde Christi können kein Unheil mehr im Schlößchen stiften," sagte Doralice, heiter in Ghioray's Zimmer tretend.

„Das war zu erwarten," erwiederte er lächelnd.

Frau von Derthal und Eulalie hatten den Sommer bei Doralice zugebracht — und jetzt war so eben das geschehen, was sich schon oft in der Welt ereignet hat und noch eben so oft ereignen wird: Eulalie hatte das Ordensleben so lange für ihren Beruf gehalten, als sie eben Niemand kannte, der ihr die weltlichen Verhältnisse in einem besonders lieblichen Licht erscheinen ließ. Doch als ein junger Mann, dessen Vormund Ghioray gewesen war und der sich jetzt öfter bei ihm aufhielt, eine lebhafte Neigung für Eulalie empfand, und als sie sich, fast widerstrebend, eingestehen mußte, daß sie nicht gleichgültig für ihn sei, und als er das bemerkte und

sich an Doralice wendete und sie bat, seine Fürsprecherin zu sein, um Eulalie für ihn zu gewinnen — ach, da verschwand die jugendliche Schwärmerei für den Ordensberuf so spurlos und so schnell, daß Doralice sich recht fest vor Augen halten mußte, welch' ein ungemein unfertiges Wesen ein achtzehnjähriges Mädchen im Allgemeinen sei, um über diesen gründlichen und plötzlichen Umschwung nicht allzu herzlich zu lachen. Frau von Derthal triumphirte. Graf Emerich war ein recht lieber junger Mann, gut erzogen und sehr reich: er vereinigte also Alles, was sie für Eulalie begehrte, die sich zu einer blendenden Schönheit entfaltete. Eulalie selbst sagte ganz verlegen zu Doralice:

„Der Engel Raphael, den ich nach Deiner Weisung immer angerufen habe, hat mich auf diesen Weg geführt. Er muß es verantworten .... und Graf Emerich ist ein guter Katholik."

Genug, die fünfte und letzte Derthal'sche Tochter war Braut und man überlegte im Familienrath, ob die Vermählung sogleich auf die Verlobung folgen und auf Ghioray's Schloß — oder im nächsten Frühling bei Frau von Derthal im Rheingau stattfinden solle.

„Ich bin für hier und so bald wie möglich!" sagte Ghioray. „Emerich's wunderschön gelegenes Schloß unweit Agram ist vollkommen eingerichtet. Eulalie darf nur einziehen; sie findet Alles bereit — und was sie an Kleidern und sonstigem Kram braucht, läßt man

ganz leicht aus Wien kommen. Wer weiß, was der nächste Frühling dem Rheinland bringt!"

„Und was er hier bringt!" sagte Frau von Derthal.

„Eben darum!" entgegnete Ghioray. „Was dann auch geschehen möge — das junge Paar ist vereinigt und ist da, wohin es gehört."

Frau von Derthal blieb von einer Woche zur andern! bald sollte Emerich's Rückkehr von einer kurzen Reise abgewartet werden; bald sollte sie Theil nehmen an irgend einem anderen Familienereigniß. Je mehr Unfriede, Haß und Bosheit die Welt zerrissen, um desto mehr suchte Doralice um sich her ein kleines Reich des Friedens in Liebe zu einen. Ghioray hinderte sie nicht darin. Er hatte seine kleinen Eifersüchteleien so ziemlich aufgegeben, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen, daß er für Doralice die Hauptperson in der Aufgabe ihres Lebens sei. Doch war es ihm viel lieber, die Familie seiner Frau unter seinem Dach zu sehen, als mit ihr in ihrer Heimath zu sein. In seinem eigenen Hause fühlte er sich mehr als der Herr, als der Mittelpunkt des ganzen Kreises, und da er ein sehr liebenswürdiger, gastfreier, verbindlicher Hausherr war, so füllte er auch in der That diesen Platz aus.

Eine rührende und erhabene Feier hatte in der Kapelle des Schlosses stattgefunden: Sarolta war mit ihrer vierzehnjährigen Tochter in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt. Sie lebte im

Sommer auf dem ehemaligen Wittwensitz ihrer Mutter, ganz in der Nähe ihres Bruders. Als sie die Gelegenheit fand, sich in Ruhe und Stille durch den dortigen Hausgeistlichen in der katholischen Glaubenslehre unterrichten zu lassen, wendete sie sich derselben zu, weil sie in ihr die einzige Macht auf Erden anerkannte, die Würde, Liebe und unerschütterlichen Bestand in sich vereinigt. Sarolta, der katholischen Kirche heftige Gegnerin, so lange sie von einer Leidenschaft verblendet war, fand sich unwiderstehlich zu derselben hingezogen, als sie einen Blick voll richtiger Erkenntniß in sich selbst und um sich her warf. Eine einzige verkehrte Richtung, eine einzige ungeordnete Neigung genügt, um den Spiegel der Seele zu verschieben und zu trüben, welcher den Strahl der Wahrheit auffangen soll. Ein Staubatom im leiblichen Auge macht es blind: — um wie viel mehr das zarte geistige Auge!

Keine Worte können die Freude beschreiben, mit welcher Doralice dieser Feier beiwohnte, der wunderbaren Gnadenfeier, die erst im ewigen Leben ihre volle Würdigung erhalten wird. Welche Verkettungen von Umständen, die vor wenigen Jahren unmöglich, und jetzt so ganz einfach schienen, mußten zusammen treffen, um auf dieser Stätte diese Feier herbei zu führen! wie pries Doralice ihr Loos ein seliges, daß sie wieder mit Ghioray vereinigt war! welche Hoffnungen für ihn knüpften sich an dieses Unterpfand der verborgenen Kraft,

die vom verborgenen Gott ausgeht! wie dankte sie Gott für ihre Dornen, die eine solche Blüthe trugen! — Die ganze Familie war in der frohesten Stimmung; auch Ghioray — denn eine heilige Freude hat etwas Unwiderstehliches. Und sie sollte noch erhöht werden! Man hatte nicht beachtet, daß ein Wagen in den Schloßhof einfuhr; aber ein gewisser Tumult in den Vorzimmern verkündete einen lieben Gast.

„Henry ist's! ich höre die Kinder jubeln!" rief Doralice und eilte ihm entgegen.

Er war es! Ein Sturm freudiger Begrüßung empfing ihn.

„Willkommen! willkommen! — Wie geht's? — Woher? — Aus England oder aus Italien? — Willkommen!" und dazwischen die Kinder, die mit leuchtenden Augen und frohlockender Stimme nur immer riefen: „Papa! Papa."

Als man sich etwas gesammelt und beruhigt, und ihm das Brautpaar und die beiden Sarolta's, Mutter und Tochter, als Neophitinnen vorgestellt hatte, sagte Doralice:

„Nun, lieber Henry, wie geht es denn mit Friedingen?"

„Sehr gut!" sagte Lord Henry mild und ernst, zeigte gen Himmel und setzte hinzu: „Castelfidardo."

„Castelfidardo!" rief Doralice mit extatischer Freude; — „o der Selige!"

„O er ist todt!“ rief Eulalie und brach in Thränen aus.

„Todt . . . der gute Conrad,“ sagte Frau von Derthal. Auch ihr standen Thränen im Auge und sie dachte wirklich nicht daran, daß Roderich jetzt Majoratsherr auf Grünau sei.

„Ein edler, glorreicher Tod!“ rief Emerich, der, wenn er sich auch nicht einer heiligen Sache opfern wollte, doch im Stande war, das Opfer zu begreifen.

Ghioray blickte nur auf Doralice und dachte: Welch' ein Glaube . . . . der bei einer Todesbotschaft eine solche Freudigkeit gibt! —

„Ja, er ist todt!“ sagte Lord Henry; — „und ich . . . ich kam zu spät, um an dem herrlichen Kampf Theil zu nehmen. Wir waren freilich schon auf eine starke Dosis von Niederträchtigkeitspolitik gefaßt; aber auf eine solche That, wie der Ueberfall der päpstlichen Armee von Seiten der piemontesischen, ohne Kriegserklärung, ohne irgend eine aufreizende Handlung Roms — nein! darauf waren wir nicht gefaßt! wir wähnten nur mit einem Freibeuter zu thun und uns mit Garibaldi zu schlagen haben, der damals noch mit seiner Razzia gegen Neapel vollauf zu thun hatte — und so war ich den ganzen Sommer in England, um Geldmittel flüssig zu machen, Beiträge zu sammeln, die Theilnahme für den heiligen Vater bei den Katholiken in England und Irland zu beleben, kurz — um so viel

an mir lag, die furchtbare Schuld zu sühnen, welche England einer noch furchtbareren Nemesis überliefern wird. So kam ich ahnungslos gerade an dem Tage in Civita vecchia an, als Alles vorüber, Pimodan und seine Heldenschaar gefallen, Lamoricière und seine kleine Armee zermalmt, erdrückt, gefangen, zerstreut war. Ich flog nach Ancona, um Nachricht von Conrad zu haben. Ich wußte ja .... er war dabei gewesen! Während meiner Abwesenheit von Rom, war sein Rücktritt in die Kirche und sein Eintritt in das kleine Heer der Kreuzfahrer erfolgt. Alle Nachforschungen, die ich anstellte und durch die Consuln anstellen ließ, ergaben das nämliche Resultat: er war gefallen bei Castelfidardo. Dem englischen Consul wurde inzwischen auf Privatwegen ein verspätetes Packet voll Briefe aus Loretto zugestellt, die er an ihre verschiedenen Adressen besorgen sollte und die am Tage vor dem Treffen geschrieben waren. Er fragte mich, ob ich auf einem der Briefe vielleicht meines Freundes Handschrift erkenne. Richtig! .... Conrad's Wappen und Schriftzüge auf dem ersten Brief! An Gräfin Ghioray. Doralice, hier ist der Brief."

Sie nahm ihn; sie drückte ihn mit einer Geberde von tiefer Ehrfurcht an ihre Lippen, dann gab sie ihn an Ghioray und sagte:

„Lies ihn vor, lieber Franz! wir wollen Alle hören, was diese Stimme wie aus dem Himmel zu uns spricht.

Ich kann es nicht vorlesen, ich würde vielleicht weinen, obgleich man einen solchen Tod nicht beweinen darf."

Ghioray erbrach den Brief und las ihn vor.

„Loretto, Montag, 17. September 1860.

„Gnädige Gräfin!

„Ich würde es nicht wagen, diese Zeilen an Sie zu „richten, wenn Sie nicht, obschon ahnungslos, meine „Führerin bis hieher gewesen wären — von der Mutter „Gottes zu Mariathal und von der heiligen Hilde„gard zu Eibingen, deren Festtag heute ist — zur „Mutter Gottes von Loretto. Dem verirrten Wan„derer erschienen Sie einst, in jener Waldesschlucht „Ihres heimathlichen Rheingaues, wie zwischen Him„mel und Erde, und leiteten seine Schritte zur fried„lichen Gnadenstätte — und von dem Augenblick an „wandelte er Ihnen nach, unsicher, tappend, schwan„kend, zögernd; aber er folgte Ihnen — und er „kam an.

„Ich habe in Rom Lord Henry's Geduld und die „Nachsicht Aller, welche Theil nahmen an dem Zustand „meiner Seele, sehr in Anspruch genommen. Es that „mir leid — ihretwegen und meinetwegen. Es gab „Momente, in denen ich mich selbst aufgab, indem ich „wähnte, das Spiel mit Ideen habe meinen Verstand „so geschwächt und meinen Willen so unterminirt, daß „ich weder einer klaren Erkenntniß noch einer männlichen „Entschlossenheit fähig sei und mich resigniren müsse,

„mein Leben in einem kläglichen Dämmerungszustand,
„glaubenslos, marklos, thatlos hinzubringen, weil ich
„bereits allzulange im trostlosen Unverständniß all'
„meine Fähigkeiten vergeudet und aufgerieben hätte.
„Aber dennoch war ein Etwas in mir, das mich stählte
„gegen meine eigene Verzagtheit, eine Hoffnung, die sich
„an das Wort klammerte «Non fallit te Deus.» Was
„ich von einem Glauben, zu dem ich mich bekennen sollte,
„erwartete — war dies: er soll mir keine Gedanken,
„keine Ideen, keine Gefühle geben, sondern einen Hebel,
„durch den ich mein ganzes Wesen, innerlich und äußer=
„lich, aus seiner matten Versunkenheit ausgraben und
„auf eine neue sichere Bahn und Basis bringen kann.
„Katholisch zu werden und fortzuvegetiren wie bisher —
„schien mir unmöglich, ein innerer Widerspruch. Aber
„ich konnte durchaus die Bahn nicht finden, nach der ich
„doch mit namenloser Sehnsucht verlangte. Gott allein
„weiß, wie oft ich ihn mit dem Wort des großen bekehr=
„ten Apostels angerufen habe: Herr, was willst du,
„das ich thun soll. — So verging die Zeit. Ich sah
„Alles, was Rom zur einzigen, zur ewigen Stadt
„macht — das classische Alterthum, das christliche Alter=
„thum, die Kirche verherrlicht durch die Künste und die
„Kirche, wie sie die Welt verherrlicht durch ihre Feste,
„durch ihre Werke der Barmherzigkeit, durch den Ein=
„heitsstrom, der aus allen vier Winden gen Rom sich
„ergießt und von dort zurückfließt gleich jenen vier

„Flüssen, die aus dem Paradiese kamen und den Erd-
„ball bewässerten. Ich sah es, ich bewunderte es —
„aber meinen Platz sah ich nicht! Vielleicht war ich
„thöricht, kindisch, unvorsichtig, trotzig — ich verthei-
„dige mich nicht! ich sage Ihnen nur, wie es war! —
„Ich sah den heiligen Vater, sah ihn functioniren, wurde
„ihm vorgestellt, sah und hörte diesen wunderbaren,
„ganz in die Liebe und Güte Gottes einbalsamirten
„Greis, sah und hörte, wie er vom Altan der Peters-
„kirche „die Stadt und die Welt" — und auch mich
„segnete; — aber meine Bahn . . . wo war sie! ach:
„wo? ich sah sie nicht!

„Ich floh nach Neapel, wo ich der Fürstin Blanca
„flüchtig begegnete, die nach Palermo gehen und dem
„unsterblichen Helden Garibaldi Rosenkronen und Lor-
„beerkränze flechten wollte. Gespenstisch kam mir das
„ganze Leben und Treiben der Menschheit — mich selbst
„inbegriffen — vor. Aber als ich da nach Rom zurück-
„kehrte und erfuhr, daß sich unter Lamoricière eine Armee
„von Freiwilligen im Dienst des heiligen Vaters bilden
„werde, um ihn zu vertheidigen in seinem Recht, in
„seiner Freiheit, in seinem Frieden — und folglich auch
„mittelbar Europa's Frieden, Freiheit und Recht: da
„löste sich das eiserne Band von meiner Stirn, von
„meiner Brust, von meinem Arm; da wurde es
„Licht in meiner Seele; da frohlockte ich: Das
„ist's, mein Gott, was ich thun soll! und nun

„hatte ich zugleich meine Basis und meine Bahn gefun„den. Ich wurde katholisch und ein freudiger Kämpfer „für die heiligste Sache, die jemals auf Erden gegen „eine unheilige vertheidigt worden ist. Es ging mir — „freilich nur in ganz geringem Maßstab — wie man es „liest in den Acten der Martyrer: ganz gleichgültige, „vorübergehende Menschen, wurden so ergriffen von der „Art, wie die Martyrer litten, daß sie den Henkern zu„riefen: Ich bin auch ein Christ! — und mit jenen „starben. Als ich sah, daß ich für mein abgelegtes „Glaubensbekenntniß mit Leib und Leben und bis auf's „Blut einstehen und mich dem Dienst des Stellvertreters „meines Erlösers, dem heiligen und verhöhnten Vater „der gläubigen Christenheit, bedingungslos hingeben „könne — da hatte ich, was meine Seele begehrt: einen „großen Glauben, der zu jedem Opfer drängt; eine „große Sache, für die es der Mühe lohnt zu leben und „zu sterben; eine große Liebe, eine schöne Liebe, gnädige „Gräfin! denn „die Liebe ist nur schön unter dem „Kreuz;" — das haben Sie gesagt und Sie sprechen „nur Wahrheit. Ich und meine Waffenbrüder .... „wir sind Kreuzfahrer. Darum höhnt uns die Welt, „darum wird Gott uns gnädig sein, darum werden Sie „und Seelen, die Ihnen ähnlich sind, für uns beten.

„Seitdem der unerhörteste Frevel am Völkerrecht „und an Europa's solidarischer Ehre geschehen ist, Pie„mont sich auf uns gewälzt hat und Europa dazu in die

„Hände klatscht oder schweigt; — seitdem haben sich all'
„unsere kleinen im Lande vertheilten Corps in Bewegung
„gen Ancona gesetzt. Dort wollen wir uns einschließen
„und vertheidigen. O möge es ein Numantia werden!
„In alten Tagen konnte man nicht den Untergang des
„Vaterlandes überleben; man begrub sich unter dessen
„Trümmern. Warum sollten wir nicht freudig sterben
„für das Vaterhaus, das übernatürliche — und für den
„Vater, dem die unsterblichen Verheißungen anvertraut
„sind? — Ich habe diesen Sommer mit einer Wonne,
„mit einer Freudigkeit, mit einer Thätigkeit gelebt, von der
„ich in meinem ganzen früheren Leben keine Ahnung hatte.
„Sie entsprangen aus der gottgegebenen und im tiefsten
„Gewissen bekräftigten Zuversicht, auf der Seite des ewi-
„gen Rechts, der ewigen Wahrheit und folglich auch
„des ewigen Ruhmes zu stehen. Ja, nach Ewigem
„dürstete mein Herz, so lange es zum Bewußtsein seiner
„selbst gekommen ist, und weil es das Ewige nicht zu
„finden wußte, so war es das elende Herz, das Sie
„gekannt haben, gnädige Gräfin. Aber Gott wollte
„mich in diesem Elend, das ich doch nicht ganz allein
„selbst verschuldet hatte, das vielmehr mit tausend tief-
„liegenden und weit greifenden Ursachen verwebt war,
„nicht umkommen lassen und diese letzten Monate und
„diese letzten Stunden sind so reich, so voll, so selig, daß
„meine ganze jammervolle Vergangenheit unter meinen
„Gesichtskreis hinab gesunken ist. Ich sehe nur die

„Gegenwart, durchseelt von Liebe zur Kirche, von „Siegeshoffnung für die Kirche — und eine Zukunft — „für die es keine irdische Worte gibt. So denken wir „Alle.

„Heute kam ich mit Pimodan hier an, dessen Colonne „sich hier mit dem Corps von Lamoricière vereinigt, „hier, im Schutz der Gottesmutter von Loretto. Gegen „Abend werden sich die Generale und die meisten Offi„ziere und Soldaten, wie es sich für Christen ziemt, „auf die morgende Schlacht vorbereiten und das Buß„sacrament empfangen. Es sind sehr viele Priester „hier, so daß wir Alle dazu gelangen können. Morgen „früh um vier Uhr empfangen wir dann sämmtlich — „Lamoricière, Pimodan, der Generalstab, die Guiden, „die französisch-belgische Legion, die deutschen, die in„und ausländischen Regimenter — die heilige Com„munion, und gestärkt durch das Brod der Engel und „das Blut des Lammes ziehen wir gegen den Feind — „ein treues Bild der Christenheit, welche stets in der „Minderzahl, mit Satan und der Welt stets einen hei„ligen Krieg führt. Alle Höhen und Ebenen um Loretto „starren von feindlichen Truppen. Die Unseren sollen „sich zu ihnen verhalten wie Eins zu Zehn. Desto „besser! um so gnädiger muß uns die seligste Jungfrau „Maria sein.

„Und nun, gnädige Gräfin, empfangen Sie in die„sem ernsten Augenblick, wo mein Leben vielleicht nur

„noch nach Stunden zählt, meinen Dank, der so „unsterblich ist, wie meine durch Gottes Gnade gerettete „Seele; Dank, daß Sie mir das Höchste gewesen sind, „was der Mensch hienieden für einen anderen Menschen „sein kann: meine Wegweiserin zum ewigen Leben. „Gott lohn' es Ihnen dadurch, daß Sie noch viele, viele „Seelen zu den himmlischen Höhen emporziehen, auf „denen die Ihre heimisch ist. Gott segne Sie durch die „Zeit in die Ewigkeit. Gott segne Ihren Gemahl, in „dessen Schutz und Obhut Ihr Leben zur schönsten Ent„faltung gekommen ist. Gott segne die Kinder, die in „Ihnen ein Mutterherz gefunden haben und die Sie „nicht mit marklosen Ideen zu unthätigen, unkräftigen „Träumern, sondern mit dem Katechismus zu katholi„schen Christen, die Kopf und Herz auf dem rechten „Fleck haben, erziehen werden. Gott segne Alle und „Alles, was mit Ihnen im Blut Jesu zusammenhängt, „und da auch ich jetzt in diesen Zusammenhang gehöre, „so darf ich wohl demüthigst bitten, gedenken Sie zu„weilen meiner in Ihrem frommen Gebet.

Conrad von Friedingen."

Alle blieben stumm. Was war da auch zu sagen? Doralice betete in ihrem Herzen. Endlich rief Sarolta:

„Banditen triumphiren und Kreuzfahrer erliegen!.... welch' eine Welt!"

„Ah!" rief Lord Henry, „daß im Kreise der Unsern, der Nächsten .... Einer war, der für Europa's Ehre

sein Blut vergossen hat — das thut mir wohl! das ist mein Trost! das erleichtert mein Herz! — Jetzt aber gehe ich nach Rom."

„Und zuletzt bleibt die Seele allein mit Gott," sagte Doralice.

Hahn-Hahn, Ida

Doralice ein Familiengemälde aus der Gegenwart

Bd.: Zweiter Band

Mainz 1861